

Konservatismus und Rechtsextremismus

Die Strategien der CDU zum Thema Rechtsextremismus

Eine Untersuchung anhand parlamentarischer Beiträge der Sächsischen Union in der vierten  
Legislaturperiode

**Dissertation**

zur Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

genehmigt durch die

Fakultät für Humanwissenschaften

der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

von Diplom-Sozialpädagoge (FH) Frank Braun

geboren am 23.07.1981 in Zwickau

Gutachter:

Prof. Dr. Karl-Peter Fritzsche

Gutachter:

PD Dr. Klaus-Bernhard Roy

Eingereicht am: 14.08.2014

Verteidigung der Dissertation am: 22.04.2015



## Danksagung

An erster Stelle möchte ich mich bei meinem Doktorvater, Herrn Prof. Dr. Karl-Peter Fritzsche, bedanken. Seine positive Art und Weise, mich durch die Höhen und Tiefen der Arbeit zu begleiten, sein stets kritischer Blick, der jedoch immer von großer Empathie geprägt war und der Wille, mit mir gemeinsam diesen Weg zu gehen, sind für mich wertvolle Erfahrungen und legten den Grundstein für ein erfolgreiches Abschneiden der Arbeit. Außerdem danke ich meinem Zweitgutachter, Privatdozent Dr. Klaus-Bernhard Roy, der mir insbesondere zu Beginn der Promotion eine große Hilfe war und auch danach stets konstruktive Anregungen parat hielt.

Dem Doktorandenkolloquium von Prof. Dr. Fritzsche bin ich für die lebhaften, kritischen, aber immer wohlwollenden Diskussionen dankbar. Ohne diesen Rahmen, wäre die Arbeit nicht in diesem Maß zustande gekommen.

Mein persönlich tief empfundener Dank geht an Kirsten Sternberg, Stefanie Fuchs, Petra Sperling, Mandy Wendhaus und zu guter Letzt, Kathrin Köwitsch, für das korrigierende Lesen der Manuskripte. Ihnen gilt meine Wertschätzung, da sie mit ihrer schier endlosen Geduld und geopferten Freizeit einen Großteil der Jahre konstant begleitet haben. Ihre stets konstruktive Kritik war ein immens wichtiger Beitrag für das Gelingen der Arbeit.

Kathrin Köwitsch möchte ich als große Hilfe bei der Korrektur meiner auflagenbedingten Leistungsnachweise überdies noch einmal gesondert danken.

Besonderen Dank meinen Freunden für die moralische Unterstützung, vor allem in persönlich schwierigsten Zeiten. Sie gaben mir die Kraft wachsam zu bleiben und den Mut die Arbeiten stets aufs Neue fortzusetzen.

Nicht zuletzt danke ich meinen Eltern für die Unterstützung innerhalb des Studiums sowie der nachfolgenden Zeit dieser Arbeit. Ihr immerwährendes, liebevolles Vertrauen war mir ein unschätzbare Rückhalt.

Die Arbeit sei ihnen hiermit gewidmet.

Frank Braun

Magdeburg, August 2014

## Inhaltsverzeichnis:

|   |            |
|---|------------|
| <b>1. Einleitung.....</b>   | <b>7</b>   |
| 1.1 Notwendigkeit des Themas.....   | 7          |
| 1.2 Gegenstand der Untersuchung.....  | 10         |
| 1.3 Aufbau der Arbeit.....  | 12         |
| 1.4 Forschungsdesign.....   | 14         |
| 1.4.1 Methodische Herangehensweise und Materialzugang.....  | 14         |
| 1.4.2 Methodenkritik.....   | 21         |
| 1.4.3 Analytisches Vorgehen.....  | 22         |
| <br>  |            |
| <b>2. Parteienforschung und die Bedeutung der Partei als gesellschaftlicher Akteur....</b>                | <b>27</b>  |
| 2.1 Das Parteiensystem als Hort eines strategischen Wettbewerbs.....                                      | 33         |
| 2.2 Strategiebegriff.....   | 37         |
| 2.2.1 Theoriekritik.....  | 49         |
| 2.2.2 Arbeitsbegriff.....   | 51         |
| <br>  |            |
| <b>3. Konservatismus – Dilemma zwischen Bewahren und stetigem Wandel.....</b>                             | <b>53</b>  |
| 3.1 Parteipolitischer Konservatismus am Beispiel der CDU/CSU.....   | 58         |
| 3.2 Ursprünge als erste christliche Sammlungspartei.....  | 58         |
| 3.3 Wertkonservative Partei im Spannungsfeld der Modernisierung.....                                      | 60         |
| 3.4 Überholen Rechtsaußen – extreme Strömungen in der CDU/CSU und die<br>doppelte Staatsbürgerschaft..... | 69         |
| 3.5 Zwischenfazit.....  | 75         |
| <br>  |            |
| <b>4. Das Thema Rechtsextremismus.....</b>  | <b>77</b>  |
| <br>  |            |
| <b>5. Das sächsische Parteiensystem im Untersuchungszeitraum.....</b>                                     | <b>86</b>  |
| 5.1 Die sächsische CDU als dominante Figur des hiesigen Parteiensystems.....                              | 89         |
| 5.2 Die sächsische NPD.....   | 96         |
| 5.2.1 Geschichte und Programmatik.....  | 88         |
| 5.2.2 „Der sächsische Weg“ - Regionale Strukturpartei.....  | 96         |
| <br>  |            |
| <b>6. Historische Handlungsansätze der CDU zum Rechtsextremismus.....</b>                                 | <b>102</b> |
| 6.1 Die CDU in den Erfolgszeiträumen des Rechtsextremismus.....   | 102        |
| 6.2 Zwischenbefund.....   | 109        |

|   |            |
|---|------------|
| <b>7. Strategien der Sächsischen Union zum Thema Rechtsextremismus.....</b>               | <b>110</b> |
| 7.1 Handlungsmotive zur Herausbildung von Marginalisierungsstrategien.....                | 110        |
| 7.1.1 Bildung als Marginalisierungsstrategie.....   | 114        |
| 7.1.1.1 Der präventive Wirkung von Bildung nach Hähle.....                                | 115        |
| 7.1.1.2 Biedenkopfs Bestätigung des Ansatzes von Hähle.....                               | 116        |
| 7.1.1.3 Fehlende Vertiefungen in den Folge Monaten .....                                  | 118        |
| 7.1.1.4 Inhaltliche Ausgestaltung durch Milbradt.....                                     | 119        |
| 7.1.1.5 Analyse der Strategieelemente.....  | 122        |
| 7.1.2 Demaskierung als Marginalisierung und Mittel<br>innerparteilicher Abgrenzungen..... | 130        |
| 7.1.2.1 Milbradts Regierungserklärung – Aktive Entlarvung .....                           | 130        |
| 7.1.2.2 Selbstentlarvung versus Fremdentlarvung – Der<br>„Gegenentwurf“ Biedenkopfs.....  | 127        |
| 7.1.2.3 Milbradts direktes Gegenwirken.....   | 136        |
| 7.1.2.4 Hähles Vertiefung der Fremdentlarvung.....  | 141        |
| 7.1.2.5 Weitere Fälle der Demaskierung.....   | 142        |
| 7.1.2.6 Analyse der Strategieelemente.....  | 148        |
| 7.1.3 Konstruktion einer Kollektivverantwortung.....                                      | 152        |
| 7.1.3.1 Regierungserklärung von Milbradt.....   | 152        |
| 7.1.3.2 Rohwers Gegenrede zum Antrag der PDS.....   | 154        |
| 7.1.3.3 Hähles Beitrag zur Kollektivverantwortung.....                                    | 156        |
| 7.1.3.4 Milbradts moralischer Appell.....   | 157        |
| 7.1.3.5 Winklers Rede als Konkretisierung kollektiver Verantwortung.....                  | 160        |
| 7.1.3.6 Milbradts Differenzierung auf dem Kommunalforum.....                              | 161        |
| 7.1.3.7 Weitere Fälle der Kollektivverantwortung.....                                     | 163        |
| 7.1.3.8 Analyse der Strategieelemente.....  | 164        |
| 7.1.4 Der Staat als Akteur im Kampf gegen Rechtsextremismus.....                          | 167        |
| 7.1.4.1 Buttolo – Darstellung des handelnden Staates (2006).....                          | 167        |
| 7.1.4.2 Milbradt – Konstanz erhalten (2007).....  | 171        |
| 7.1.4.3 Buttolo – nochmaliger Rückgriff auf den Staat (2009).....                         | 174        |
| 7.1.4.4 Analyse der Strategieelemente.....  | 175        |
| 7.2 Handlungsmotive zur Herausbildung von Strategien zur Profilierung.....                | 178        |
| 7.2.1 Der Extremismusbegriff als Hebel zur eigenen Deutungsmacht.....                     | 181        |
| 7.2.1.1 Die Widerrede Lars Rohwers auf einen Antrag der PDS.....                          | 182        |
| 7.2.1.2 Gegensätzliches Auftreten von Hähle.....  | 185        |

|   |            |
|---|------------|
| 7.2.1.3 Staatsminister Winkler – Extremismusbegriff als<br>Delegetimierung.....         | 186        |
| 7.2.1.4 Die Rede Schiemanns als Gegenbeleg zu Winkler.....                              | 188        |
| 7.2.1.5 Milbradt vor dem Kommunalforum in Riesa.....                                    | 190        |
| 7.2.1.6 Lehmann und Buttolo – Extremismusbegriff als<br>Delegetimierung.....            | 194        |
| 7.2.1.7 Untersuchung der Strategieelemente.....   | 196        |
| 7.2.2 Kampf um die Deutungsmacht konservativer Werte.....                               | 200        |
| 7.2.2.1 Rohwers emotionale Wertebeanspruchung.....                                      | 200        |
| 7.2.2.2 Hähles Schutzbedürfnis des Patriotismus.....                                    | 204        |
| 7.2.2.3 Strategiepapier „Deutscher Patriotismus im vereinigten<br>Europa“.....          | 207        |
| 7.2.2.4 Milbradts Wertebewahrung.....   | 214        |
| 7.2.2.5 Analyse der Strategieelemente.....  | 215        |
| 7.2.3 Thematisierung der Inneren Sicherheit.....  | 218        |
| 7.2.3.1 Beginn der Thematisierung durch Milbradt.....                                   | 219        |
| 7.2.3.2 Das Programm zur Inneren Sicherheit.....  | 220        |
| 7.2.3.3 Analyse der Strategieelemente.....  | 222        |
| 7.2.4 Ablehnung rechtsextremer Attraktivität durch Systemidealisierung.....             | 231        |
| 7.2.4.1 Rede Biedenkopfs – „Wehrhafte Demokratie“.....                                  | 232        |
| 7.2.4.2 Krauß’ – Emotionale Aufwertung Sachsens.....                                    | 236        |
| 7.2.4.3 Haas’ – Stärkung demokratischer Instrumente.....                                | 238        |
| 7.2.4.4 Bandmann – Idealisierung mit konservativem Unterton.....                        | 239        |
| 7.2.4.5 Untersuchung der Strategieelemente.....   | 241        |
| 7.3 Wahlpolitische Schlussfolgerungen.....  | 243        |
| 7.4 Wahlresonanzen.....   | 246        |
| <b>8. Die Überprüfung der Strategien – Beitrag des eigenen Machterhalts.....</b>        | <b>249</b> |
| 8.1 Überprüfbares faktisch-politisches Handeln – politische Initiativen der<br>CDU..... | 249        |
| 8.2 Das Thema Rechtsextremismus als Strategie und deren Elemente.....                   | 257        |
| <b>9. Konservatismus als Basis strategischen Handelns?.....</b>                         | <b>262</b> |
| 9.1 Konservative Elemente im strategisch orientierten Handeln.....                      | 262        |

|  |            |
|--|------------|
| 9.2 Fehlende wert-konservative Prinzipien im strategischen Handeln.....  | 267        |
| <b>10. Inklusion oder Abgrenzung – Diskussion über Dilemma oder Notwendigkeiten</b>  | <b>269</b> |
| 10.1 Beobachtungen zu möglichen Vereinnahmungs- oder Abgrenzungsbestrebungen seitens der Sächsischen Union.....                                    | 270        |
| 10.2 Voraussetzungen für die erfolgreiche Vereinnahmung oder Abgrenzung.....   | 273        |
| 10.2.1 Notwendigkeit für die Vereinnahmung transparent gestalten.....  | 274        |
| 10.2.2 Vermeidung von Doppelstrategien.....  | 275        |
| 10.2.3 Abgrenzung durch Vereinnahmung ermöglichen.....   | 276        |
| 10.2.4 Abgrenzung über die Symbolik hinweg – Einbeziehen der außerparlamentarischen Abgrenzungsprozesse.....                                       | 276        |
| <b>11. Fortschrittliche Ansätze und der Schatten der Symbolpolitik – Die Sächsische Union und ihre Strategien zum Thema Rechtsextremismus.....</b> | <b>278</b> |
| 11.1 Methodische Reflexion.....  | 278        |
| 11.2 Inhaltliches Resümee.....   | 279        |
| <br>   |            |
| I. Quellen- und Literaturverzeichnis.....  | i          |
| <br>   |            |
| II. Abkürzungsverzeichnis.....   | xvi        |
| <br>   |            |
| III. Anhang.....   | xvii       |
| IIIa. Lebenslauf.....  | xvii       |
| IIIb. Daten-CD.....  | xix        |
| <br>   |            |
| Kurzfassung.....   | xx         |
| <br>   |            |
| Selbstständigkeitserklärung.....   |            |





## 1. Einleitung

### 1.1 Notwendigkeit des Themas

Der Rechtsextremismus in Deutschland hat sich in der bundesdeutschen Historie als ein stabiles gesellschaftliches Zustimmungsmuster entwickelt. Die Erfahrungen des Nationalsozialismus führten mittel- und langfristig zwar dazu, dass es derzeit keine gesellschaftliche Mehrheit für diese Ideologie gibt. Gleichsam verfestigte sich jedoch ein prozentualer Anteil an Menschen, die einzelnen oder allen Elementen rechtsextremer Weltanschauung zugetan sind.

Dabei können wir beobachten, dass es sich nicht mehr nur um ein paar „Glatzköpfe“ in Bomberjacken oder „unverbesserliche Alt-Nazis“ handelt. Der Rechtsextremismus erscheint heute subtiler in der Struktur seiner Anhänger. Subkulturell hat er Elemente aus dem linken Spektrum (HipHop, Antifa, Skater) übernommen und die ideelle Vermarktung läuft weitaus weniger offensichtlich und radikal ab, wie es zum Beispiel zu Beginn der 90er Jahre üblich war. Darüber hinaus wird zum Teil vor den menschenverachtenden Ideologien ein bürgerliches Gewand aufgetragen, das der Idee der (gewaltsamen) Ausgrenzung von Menschen das Schreckensbild und die Brutalität nimmt (vgl. Kraske/Werner 2007, Klärner/Kohlstruck 2006). Zwar gab und gibt es immer sogenannte Wellen der Zustimmung, in denen eine besonders hohe Wählernachfrage vorhanden ist. Dennoch, auch in Phasen vermeintlich schwächerer Wahlergebnisse rechtsextremer Parteien, war das Potential für rechtsextreme Weltanschauungen vorhanden. Innerhalb der Gesellschaft gibt es immer noch manifeste Ansichten bzgl. des Rassismus, des Antisemitismus, der Homophobie, der Herabsetzung Andersdenkender, der Islamphobie usw. Dies konnte u.a. durch die Studie „Die Mitte im Umbruch“ (Decker u.a. 2013) oder durch die Expertise „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Sachsen 2002-2005“ (Stichs 2006) nachgewiesen werden. Dort wurde auch ersichtlich, dass rechtsextreme Einstellungsmuster keine Randerscheinung sind, sondern in vielen Teilen und Gruppierungen der Gesellschaft vorkommen. Am Beispiel der Gewerkschaften machen es Kraske und Werner fest. Auf die von Stöss (2003) gemachte Feststellung, dass laut seiner Studie in Gewerkschaften 19,1% der Mitglieder rechtsextremen Zustimmungsmustern anheim gefallen sind, schlossen sie, dass selbst in der Gruppierung der traditionsbeflissenen deutschen Arbeiterschaft, Rechtsextremismus alltäglich sei - „Gewerkschafter sind nicht immun gegen Rechtsextremismus“ (Kraske/Werner 2007, S. 130).

Zwar verfügt er derzeit nicht über ein solches Potential, dass eine Machtübernahme rechtsextremer, rechtspopulistischer oder rechtsterroristischer Organisationen zu befürchten steht. Dennoch ist es ein Anzeichen für die Stimmung in der Gesellschaft, wenn menschenfeindliche Positionen über Jahrzehnte hinweg konstant Bestand haben und sich vermehren.

Welche Auswüchse dies haben kann, zeigten zuletzt die mörderischen Taten des „Nationalsozialistischen Untergrundes – NSU“ Anfang des 21. Jahrhunderts. Dass überdies keine Alarmsignale ob der Taten aufleuchteten und den rechtsextremen Hintergrund wahr- und ernst nahmen, eröffnet noch eine weitere Dimension des Umgangs mit der rechtsextremen Bedrohung in Deutschland. An dieser Stelle soll explizit darauf hingewiesen werden, dass die Verbrechen des NSU, sowie deren Begleitumstände nicht Thema der Arbeit sein werden. Aus definitorischer Sicht ist der Rechtsterrorismus eine andere Ebene, als der allgemeine Rechtsextremismus. Er ist letztlich eine Abspaltung von politischer Aktion, er ist militant und äußerst gewalttätig. Beide sind zwar miteinander verknüpft, bedingen sich aber wechselseitig nicht unbedingt. Mundlos, Zschäpe und Böhnhardt<sup>1</sup> waren (bzw. sind) zweifellos Rechtsextremisten. Nicht jeder Rechtsextremist mutiert aber zum Terroristen. In der Arbeit wird vor allem das Objekt des „politisch agierenden Rechtsextremismus“ einbezogen. Eine Involvierung des Rechtsterrorismus benötigt mindestens eine weitere eigene Untersuchung.

Die der Arbeit zugrunde liegende Motivfrage beschäftigt sich vor allem damit, welche gesellschaftlichen Akteure sind in der Lage, das Problem des Rechtsextremismus entscheidend zu bekämpfen? Genügt es, sich an Feier- und Gedenktagen mit Edelmut und Reue zu schmücken und Wachsamkeit zu fordern? Welchem Handeln bedarf es, damit die Forderung der Opfer des Nationalsozialismus „Nie wieder!“ tatsächlich lebendig bleibt und ein demokratischer Antifaschismus selbstverständlich ist?

Die Untersuchung „Die Mitte im Umbruch“ verweist auf die Gefahr, dass gerade im Zentrum der Gesellschaft, eine latente Zustimmungsbereitschaft zu autoritären bzw. rechtsextremen Einstellungen zu finden ist. Als Schicht zwischen den finanziell Gesicherten und den ökonomisch Prekären, ist sie in ständiger Gefahr abzurutschen. Geschuldet, so Decker u.a., ist diese Empfindung der rasanten Gegenwart, die Beständigkeiten auflöst, sowie Gefühle von Beschleunigung und Ohnmacht diesen Prozessen gegenüber vermittelt (2013, S. 112 f.).

Es ist also naheliegend danach zu fragen, welcher Akteur die Mittel in der Hand hat, dieser Entwicklung entgegen zu stehen. Eine Extremisierung der Mitte hat unweigerlich zur Folge, dass Einstellungen wie Antisemitismus, Islamophobie, Rassismus, Ausländerfeindlichkeit, Homophobie etc. mehr und mehr gesellschaftlichen Einfluss nehmen und den demokratischen Grundgedanken der Gesellschaft gefährden. Zugleich könnten die eben genannten Phänomene zunehmend bagatellisiert werden, da sie von einer Gruppe vertreten werden, die nicht dem klassischen Rechtsextremismusspektrum zugerechnet und somit nicht moralisch abgelehnt wird.

Der Sockel von rechtsextremer Einstellung, wird von Decker u.a. in Ostdeutschland auf 16%

<sup>1</sup> Mitglieder des NSU. Mundlos und Böhnhardt begingen im November 2011 Suizid, gegen Zschäpe wird juristisch ermittelt.

beziffert. Inbegriffen sind hier vor allem Personen, die ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild vorweisen (vgl. Decker u.a. 2013, S. 114). Das heißt, es liegt ein Potential vor, das weit über einer 5%-Hürde für Parteien liegt, gleichsam aber für die bekannten rechtsextremen Vertreter gegenwärtig und in der Vergangenheit bundesweit unerreichbar war und ist.

Dieses Potential muss also von anderen gesellschaftlichen Akteuren eingebunden werden. Einerseits um die rechtsextremen Akteure nicht zu stärken, andererseits aber auch, um einen Teil der Menschen wieder zurück zu holen und für die Demokratie zu interessieren.

Gleichzeitig jedoch müssen auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dafür beachtet werden, weshalb es zu solchen Zahlen kommt. Die zunehmende Ökonomisierung der Gesellschaft, das Auseinanderdriften von Traditionen, die Schnelllebigkeit und das Gefühl, dem nicht mehr stand halten zu können; all dies sind Erscheinungsformen des modernen Kapitalismus, der die Individuen verunsichert und ohnmächtig macht (vgl. ebd., S. 112).

Bei der zunehmenden deregulierenden Ökonomisierung der Gesellschaft haben die politischen Akteure die Rahmenbedingungen gesetzt und damit gezeigt, dass sie gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten haben. Wird ihnen diese Möglichkeit abgesprochen, ist die politische Idee an sich überflüssig. Die ökonomischen Märkte und das gesellschaftliche Zusammenleben wären komplett selbstregulierend.

Auch wenn es mannigfaltige zivilgesellschaftliche Protestformen, Gegenbewegungen und Demokratiesierungsversuche gibt, so sind die gesellschaftlichen Steuerungsoptionen, die der Politik zur Verfügung stehen, wichtige Elemente zur Bekämpfung des Rechtsextremismus.

Es ist damit notwendig zu überprüfen, wie die politischen Kräfte mit dem Thema Rechtsextremismus umgehen. Welche Schlüsse werden gezogen und zu welchem Handeln führen diese? Ist überhaupt ein Handeln ersichtlich und wenn ja, wie klar in Richtung und Absicht ist dieses?

## 1.2 Gegenstand der Untersuchung

Aus 1.1. ergeben sich nun die Fragen, welche Akteure zu untersuchen sind und mithilfe welches Untersuchungsbegriffes ein Zugriff möglich ist. Ziel soll es sein, nicht nur allgemeine Handlungen abzuschöpfen und zu beschreiben, sondern festzustellen, wie rational durchdacht und kalkulierend das Thema Rechtsextremismus von gestaltenden Akteuren wahrgenommen und bearbeitet wird.

Als Untersuchungsfeld bot sich daher die Sächsische Union im Zeitraum von 2004-2009 an. Dies aus mehreren Gründen. In Sachsen verfügte die CDU als konstante Regierungspartei seit der politischen Wende 1989/90 über die Gestaltungsmacht. Sie hielt bis 2004 die absolute Mehrheit und stellte immer den Ministerpräsidenten. Sie hatte somit konstant vorhandene parlamentarische Mehrheiten, um ihre politischen Ziele zu verwirklichen (vgl. Demuth/Lemp 2006, S. 9).

Ab der Landtagswahl 2004 war sie, und alle anderen demokratischen Parteien, mit der Aufgabe konfrontiert, einen rechtsextremen Akteur im Parlament zu dulden. Die Sachsen hatten abgestimmt und die NPD mit klarem Ergebnis in den Landtag gewählt. Nun war auch in Sachsen offenbar, dass es in der Bevölkerung eine klare Zustimmung zu rechtsextremen Positionen gab. Ob diese allein aus Protest oder (geschlossener) Überzeugung heraus vertreten wurden, sei an dieser Stelle einmal dahin gestellt. Allein die Zustimmung zur NPD beweist, dass es in der Gesellschaft Einstellungen gab, die mit den Forderungen eines rechtsextremen Akteurs affin waren.

Daraus leitet sich die Frage ab, wie sich die Sächsische Union zum Problem des offensichtlich gewordenen Rechtsextremismus positionierte und welche Handlungen sie für sich ableitete. Rechtsextremismus war ab dem Monat des Landtagseinzugs der NPD keine fiktive Gefahr mehr oder das irre geleitete Tun von Einzeltätern. Der Erfolg der Nationalisten war das Abbild a) einer gesellschaftlich-ökonomischen Entwicklung, b) der Erfolg einer Polit-Strategie und c) die Konsequenz für die Verharmlosung durch die etablierten demokratischen Kräfte. Denn für Biedenkopf stand noch 2000 fest, dass Sachsen kein Problem mit dem Rechtsextremismus habe (vgl. Schellenberg 2004, o.S.).

Der zweite Aspekt leitet sich aus der Feststellung ab, dass die Union nicht nur die Gestaltungsmacht für sich beanspruchen konnte, sondern auch als konservativer Akteur agierte.

Die konservative Bewegung in Deutschland hat eine lange Tradition hinter sich. Im 19. Jahrhundert als Gegenreaktion zu den aufklärerischen Motiven des Liberalismus entstanden, war er stetiger Veränderung und der Bereitschaft zum Wandel unterworfen.<sup>2</sup> Das Motiv des Bewahrens

---

<sup>2</sup> Ausführlich hierzu u.a.: Faber 1991, Lenk 1994, Schiller 2002, Walkenhaus 1997

von Werten, Strukturen und Gesellschaften, musste sich immer an die Realitäten des tatsächlichen Lebens anpassen. Nur so konnte der Konservatismus überhaupt eine realpolitische Option darstellen. Aus der Geschwindigkeit des Anpassens entwickelte sich jedoch auch Protest innerhalb der konservativen Kreise. Dieser Protest führte schließlich immer wieder zu Abspaltungen, aus denen heraus Bewegungen entstanden, die der Rechtsextremismusdefinition zuzuordnen sind. Das „aktuellste“ Beispiel stellt hierbei die Formierung der Partei „Die Republikaner“ dar. Diese entstand bekanntlich durch ehemalige CSU-Mitglieder, denen der Kurs von Strauß zu moderat war (vgl. Kailitz 2013, S. 375).

Diese historische Verknüpfung war nur ein Motiv sich mit der Frage nach Strategien einer konservativen Partei zu beschäftigen. In der bundesrepublikanischen Vergangenheit gab es diverse Beispiele, in denen die CDU, als Vertreter konservativer Parteipolitik, sich mit Konkurrenz aus dem rechten Spektrum beschäftigen musste. Hierzu zählte zu Beginn der Republik die Findungsphase des Parteiensystems ebenso, wie das spätere Aufkommen der NPD, der Republikaner und DVU, aber auch solch regionaler „Spezialitäten“ wie der Hamburger Schill-Partei PRO. Bei letzterer ist die Regionalität darauf bezogen, da sie nur in Hamburg ein zählbaren Erfolg einbrachte, der ihr schließlich zur Koalition mit der CDU verhalf (vgl. Holtmann 2012, S. 47).

Immer mussten sich also Akteure des Konservatismus mit der Frage beschäftigen, wie wird der rechten Konkurrenz begegnet? Sei es durch personelle, ideelle oder thematische Einbindung, sei es durch Ignoranz oder Verachtung, oder gar durch einen kühlen sachpolitischen Auseinandersetzungsprozess. Dieser könnte eine rationale Ablehnung ebenso ermöglichen, wie eine auf Sachfragen orientierte Bereitschaft wechselseitiger parlamentarischer Zustimmungen.

Die konservativen Akteure stehen also unterer besonderer Beobachtung, wenn es darum geht, wie aus gestalterischer Perspektive das Thema Rechtsextremismus angegangen wird. Sei es durch Abschottung der demokratischen Kräfte oder durch den Versuch, der sachlichen Auseinandersetzung, der thematischen oder personellen Einbindung, gar der „Domestizierung“.

Die besondere Verantwortung der Christdemokraten rührt aber nicht nur aus der historischen Perspektive heraus, sondern auch in Folge der Einsicht, dass ihr die meiste Regierungszeit im Bund und in Sachsen zufiel, sie also die größten Möglichkeiten hatte, gestalterisch auf den Rechtsextremismus einzuwirken.

Auch wenn primär das Verhalten einer Partei untersucht wird, so ist es dennoch von Relevanz, danach zu schauen, welcher ideologische Überbau zu diesem Verhalten und Akteur gehört.

Ein besonderes Anliegen der Arbeit ist es, nicht nur einen Beitrag zu leisten, der Tätigkeiten eines Akteurs auflistet und diese u.U. noch beschreibt. Um eine inhaltliche Aussage treffen zu können, ist es sinnvoll einen Begriff zu erarbeiten, der einen systematischen Blick ermöglicht

und analytische Tiefe anbietet. Mit diesem soll es dann möglich sein, das Wirken der CDU zu überprüfen und in einen sinnvollen Kontext einbetten zu können.

Deshalb wird sich für diese Arbeit mit dem Verständnis der „Strategie“ und ihrer Analyse auseinandergesetzt. Strategie ist in der Politik ein oft benutztes Wort und soll vor allem Handlungsfähigkeit demonstrieren. Raschke und Tils stellen jedoch fest, dass der Begriff zu wenig Substanz besitzt (vgl. 2007, S. 5).

Strategie setzt, hier nur ganz kurzgefasst, ein rational-kalkulierendes Streben und Handeln voraus. Es setzt sich über Denk- und Handlungsweisen, die nur auf Situationen kurzfristig reagieren, hinweg.

Strategisches Denken und Handeln, so ein weiterer Grundgedanke der Arbeit, ermöglicht systematische politische Arbeit und damit planvolles gestalterisches Handeln – in welche Richtung auch immer.

Die zentrale Fragestellung, die sich danach für die Arbeit ableitet, lautet: Handelt die Sächsische Union, als konservative Gestaltungsmacht in Sachsen, beim Thema Rechtsextremismus nach einem strategischen Konzept? Wenn ja, welche Strategien, im hier zu definierenden Sinne, wendet sie an? Sind hierbei historische Kontinuitäten festzustellen oder nicht? Und schließlich, welche Schlüsse sind für eine Partei daraus abzuleiten, die den Anspruch hat, das Land zu gestalten und mit ihrer Vorstellung von gesellschaftlichem Zusammenleben Spuren hinterlassen will?

### 1.3 Aufbau der Arbeit

Um diesen Kernfragen nahe zu kommen, ist es zuvorderst wichtig, Arbeitsbegriffe zu entwickeln und das Themenfeld abzustecken, auf dem die Untersuchung stattfindet. Die Strategieanalyse, die hier vorgenommen werden soll, ordnet sich innerhalb der Parteienforschung ein. Im zweiten Kapitel finden demnach erläuternde Ausführungen statt, die sich um ein grundsätzliches Verständnis von Partei, Parteienforschung und dem Parteiensystem bemühen. Im Anschluss wird der für die Arbeit zugrunde liegende Strategiebegriff dargestellt und diskutiert. Der sich daraus ableitende Arbeitsbegriff gilt als zentrales Element der Arbeit.

Im dritten Abschnitt beschäftigt sich die Untersuchung mit dem konservativen Charakter der CDU. Es soll grundlegend abgeklärt werden, von welchem „Konservatismus“ auszugehen ist und was sich davon in der Partei wiederfinden lässt. Nicht außer Acht wird dabei gelassen, dass die CDU in der Vergangenheit diverse rechte Strömungen in sich vereinte. Deren Aktivitäten sorgten in Fragen des Parteienwettbewerbs und Konkurrenzdrucks gegenüber rechten/rechtsextremen Wahlerfolgen für mitunter zweifelhaftes Agieren der CDU. Zuweilen

jedoch flammten konservative Bedürfnisse auch ohne einen konkreten „Konkurrenzanlass“ auf. Der zweite Akteur im Spannungsfeld der hier vorliegenden Arbeit, ist der Rechtsextremismus. Er wird im vierten Kapitel vorgestellt, wobei es sich hier um grundsätzliche Beschreibungen des Typus handelt. Dies scheint wichtig, damit klare Abgrenzungen gezogen werden können, zum anderen aber auch die Gefahren klar sind, die durch rechtsextreme Meinungsbilder für eine offene, demokratische Gesellschaft ausgehen. Dabei ist es grundsätzlich unwichtig, ob diese Meinungsbilder eine reelle Chance zum Machterwerb haben oder nicht. Die Fähigkeit, Menschen für eine ausgrenzende und menschenverachtende Ideologie zu begeistern, sind bereits Gefahr genug.

Innerhalb des fünften Kapitels wird das Untersuchungsfeld Sachsen näher beleuchtet. Dabei wird explizit auf die Akteure des Konservatismus (Sächsische Union) und des Rechtsextremismus eingegangen. Da der politische Aufschrei über das Problem Rechtsextremismus vor allem in dem Moment aufkam, als die NPD in den sächsischen Landtag einzog, wird offenbar, dass in der Wahrnehmung der herrschenden Politiker, Rechtsextremismus vor allem mit der NPD verbunden wird. Eine differenziertere Wahrnehmung gesellschaftlichen Vorkommens von rechtsextremer Einstellung und Gruppierungen fand so nicht statt. Doch auch dieses wird im Laufe der Arbeit noch vermehrt deutlich.

Ein Rückblick auf das historische Verhalten der CDU, und somit ein erster Zwischenbefund, soll im sechsten Kapitel geleistet werden. Dort wird insbesondere darauf eingegangen, wie sich die CDU mit dem Problem Rechtsextremismus beschäftigt hat. Wurde es überhaupt als Problem wahrgenommen? Auch wenn es sich hierbei nicht um eine Strategieberatung, wie im weiteren Verlauf der Arbeit handelt, so soll es doch möglich sein, Verhaltensweisen der Christdemokraten aufzuzeigen. Hieran können dann Kontinuitäten aufgezeigt werden, wenn es zu solchen kommt. Gleichsam ist auch die Darstellung von Fortschritten möglich oder eine gänzlich unerwartete Entwicklung.

An diesen Ergebnissen anknüpfend soll dann im siebten Punkt die analytische Untersuchung der vierten Legislaturperiode folgen. Die untersuchten Dokumente finden hier ihren Niederschlag. Grundsätzlich wird in diesem Kapitel von „potentiellen Strategien“ ausgegangen, da erst in der analytischen Darstellung aufgezeigt werden kann, ob es sich um Strategien im hier definierten Sinne handelt oder nicht. Unter Umständen ist auch der Fall denkbar, dass nur ein Teil der Strategieelemente auftauchen, nicht aber alle. Deshalb wäre es verfrüht, bereits über feste Strategien zu sprechen. Gleichzeitig wird das Untersuchungsfeld abgerundet, in dem auf externe Voruntersuchungen zurückgegriffen und die Auswirkungen auf Wahlkampf und Wahlergebnisse geblickt wird.

Die Punkte acht und neun schließlich sind Kapitel in denen die Erkenntnisse der Arbeit ge-

bündelt und weitergedacht werden. Dabei wird sich besonders auf die Analysen aus Punkt sieben bezogen. Im neunten Punkt allerdings werden auch Brücken zu vorherigen Kapiteln geschlagen und mögliche Kontinuitäten dargelegt. Diese Arbeitsweise findet auch in Punkt zehn statt, wobei hier anhand der Einsichten, die durch die Arbeit gewonnen wurden, praktische Empfehlungen erarbeitet wurden.

Ein abschließendes Resümee wird schließlich in Punkt elf aufgezeigt. Hier werden die Erkenntnisse der Untersuchungen noch einmal zusammenfassend dargestellt und bewertet.

Die für die Untersuchung relevanten Parlamentsprotokolle werden im Anhang zu finden sein. Deren Umfang ist jedoch so umfangreich, dass sie sich im Dateiformat auf der beigefügten CD-ROM befinden.

## 1.4 Forschungsdesign

### 1.4.1 Methodische Herangehensweise und Materialzugang

Den methodischen Überlegungen lag die Annahme zugrunde, dass strategisches Handeln immer eine Folge der Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit ist. Die Wahrnehmung dieser Realität führt zu einem eigenen Handeln in einer sozialen Wirklichkeit. Die Herausbildung von Strategien findet somit selbst in einer solchen Wirklichkeit statt. Es ist also notwendig einen methodischen Zugriff zu nutzen, der dieses berücksichtigt.

In dieser Arbeit wurde mit verschiedenen Methoden gearbeitet. Aus Sekundärliteratur wurde eine grundlegende theoretische Wissensbasis erstellt. Des Weiteren wurden Wahlanalysen von Infratest dimap genutzt. Der empirische Zugriff erfolgte durch die objektiv-hermeneutische Textanalyse. Als Forschungsgrundlage des empirischen Teils der Arbeit gelten die Parlamentsprotokolle des sächsischen Landtags der vollständigen 4. Legislaturperiode. Außerdem wurden zwei von der sächsischen CDU als „Strategiepapier“ benannte Dokumente in die empirische Untersuchung einbezogen. Aus ihnen ergaben sich Hinweise für strategisches Vorgehen im Bereich einer konservativen Wertedebatte und der Profilierung über das Thema Innere Sicherheit. Beide Sachverhalte kamen infolge der Auseinandersetzung mit dem Thema „Rechtsextremismus“ auf. Darüber hinaus wurden Anträge, Anfragen, Gesetze und ihre Entwürfe, sowie das Regierungsprogramm 2004 und das Wahlprogramm 2009 als Kontextdaten hinzugezogen. Somit kam es zu einer Untersuchung einer protokollierten Wirklichkeit. Die Wirklichkeit, auf die sich bezogen wird, ist die eines politischen Prozesses. Im besten Fall kam es zur Bildung von Strategien zum Thema „Rechtsextremismus“ seitens der sächsischen CDU.

Der Zugang zum empirisch untersuchten Material wurde durch die Bereitstellung über das



Internetportal des Sächsischen Landtages ermöglicht.

Die Protokolle sind themenspezifisch vorsortiert worden. Ihre Analyse erfolgte unter der Maßgabe der zeitlichen Abfolge. Somit wird eine künstliche oder subjektiv gesteuerte Themen- und Analyserelevanz ausgeschlossen.

Als thematisch zutreffend galten alle Vorgänge, die mit Rechtsextremismus, Rechtsradikalismus und Extremismus überschrieben waren. Weiterhin galten die Regierungserklärungen als zielführend. Auch Themen, die rechtsextremistischem Gedankengut besondere Nahrung boten, wie etwa Debatten über Asylrecht o.ä., wurden in die Analyse mit aufgenommen. Der Blick richtete sich an dieser Stelle weniger auf die von den Rechtsextremen losgelöste Diskussion, sondern auf den Umgang der CDU damit.

Die Analysegrundlage war also die Untersuchung von Texten. Diese wurden mit einem objektiv hermeneutischen Zugang untersucht. Franke hat in seiner Arbeit (2002) aufgezeigt, dass die objektive Hermeneutik ein wirksames Instrument für den Zugriff auf politische Reden sein kann. Zur Herauskristallisierung eines potentiell strategischen Handelns ist es notwendig, politische Texte nicht nur auf deren Aussage zu analysieren und zu reduzieren, sondern auch auf eine dahinter stehende soziale Wirklichkeit zu interpretieren.

Die objektive Hermeneutik bietet sich dafür an. Sie ermöglicht die „methodische Kontrolle der wissenschaftlich-empirischen Operation des Verstehens“ (Wernet 2009, S. 11). Für Oevermann liefern zu interpretierende Protokolle schließlich den Zugang zu nachweisbarer Realität: „Protokolle (...) sind aber viel mehr. Sie repräsentieren zugleich die Textförmigkeit sozialer Wirklichkeit.“ (Oevermann 1986, zit. in: Wernet 2009, S. 13). Auf den Begriff des „Protokolls“ im objektiv hermeneutischen Sinn, wird weiter unten noch eingegangen. Voran gestellt werden sollen grundsätzliche Überlegungen zur Methode.

Die objektive Hermeneutik versteht sich als Methode zur Entdeckung latenter Sinnstrukturen innerhalb einer generalisierten Fallstruktur. Dabei wird von dem Verständnis ausgegangen, dass Sinnstrukturen innerhalb eines jeden „Falles“ objektiv vorhanden sind (vgl. Oevermann 2001, S. 28). Objektive Hermeneutik bezieht sich demnach nicht nur auf den Blick des Forschers, sondern auf den Gegenstand der Untersuchung. Diesem Verständnis liegt die Erkenntnis zugrunde, dass alles soziales Handeln regelgeleitet ist, also von objektiven Abläufen. Diese zu verstehen und sichtbar zu machen, ist Aufgabe der objektiven Hermeneutik (vgl. Franke 2002, S. 24, vgl. Oevermann 2001, S. 29).

Das verlangt vom Betrachter, dass er „einfach nur die Möglichkeit von abstrakten, d.h. sinnlich-anschaulich nicht gegebenen und dennoch erfahrbaren und methodisch explizit nachweisbaren

Realitäten zulassen.“ (Oevermann 2001, S. 29) muss.

Anders ausgedrückt geht es der objektiven Hermeneutik darum, die „Rekonstruktion der objektiven Bedeutungsstruktur von einzelnen Akten und Äußerungen.“ (Oevermann 1991, zit. In: Franke 2002, S. 31) zu ermöglichen.

Ziel ist es, die Differenz zwischen dem objektiv Ausgesprochenen/Formulierten und dem subjektiv Gemeinten kenntlich zu machen. Das Adjektiv „objektiv“ meint nicht die Objektivität des Forschers, sondern den Text als objektiv zu betrachten (vgl. Franke 2002, S. 136). Mit Hilfe der Objektiven Hermeneutik soll es also gelingen, Sinnstrukturen herauszuarbeiten, die in Texten vorhanden sind (vgl. Garz/Kraimer 1994, S. 7).

Objektive Hermeneutik soll nicht in bereits vorhandene Gegenstände und Aussagen einordnen. Stattdessen werden Erkenntnisse eigener Qualität erreicht, nicht die Untermauerung bereits vorhandener Kenntnisse. Theorien sollen erst dann zu Rate gezogen werden, wenn sie sich am Fall belegen lassen (vgl. Scherf 2009, S.306, vgl. Franke 2002, S. 42).

Die Untersuchungsgegenstände sind regelgeleitete Fälle. Als „Fall“ wird das Protokoll einer realen Lebenspraxis verstanden. Protokolle sind protokollierte Wirklichkeit. Oevermann versteht darunter die Ausdrucksmaterialien, in denen Praxis und reales Handeln Spuren und Nachweise hinterlassen. In Bezug auf die vorliegende Arbeit geht es um die formalisierte Versprachlichung, wengleich bis zur „leibgebundenen Expression“ (Oevermann 2001, S. 35) vieles denkbar ist. Protokolle können sowohl Kunstwerke, ungeplant hinterlassene Spuren einer bestimmten Praxis, wie auch geplant gesammelte Aufzeichnungen (Interviews) oder *Dokumente* sein (vgl. ebd., S. 34 f.).

Die Wirklichkeit, die selbstverständlich real existiert, lässt sich für die objektive Analyse nur dann erfahrbar machen und untersuchen, wenn dies in Form von Protokollen geschieht (vgl. ebd., S. 36).

Fälle tragen in sich eine Fallstrukturgesetzlichkeit. Das bedeutet, dass dem Verhalten, das aus einer individuellen Lebenspraxis schöpft, eine Vielzahl von Handlungsmöglichkeiten gegenübersteht. Die Vielzahl, wie auch das letztlich tatsächliche Handeln, sind logische Folge eines historischen Bildungsprozess an Erfahrungen innerhalb sozialer Beziehungen und kultureller Muster (vgl. ebd., S. 31 f.). „Die Systematik der Auswahlen, ihr innerer Zusammenhang, konstituiert das, was wir *Fallgesetzlichkeit* nennen.“ (ebd., S. 31 f., Hervorhebung im Original).

Daraus leitet sich die Notwendigkeit ab, Fälle zu rekonstruieren und nicht nur zu beschreiben.

Eine sequenzanalytische Rekonstruktion hebt das Individuelle eines jeden Falles hervor, wenn die Fallstrukturgesetzlichkeit als grundlegendes Verständnis angenommen wird (vgl. Oevermann 2001, S. 32).

Reichertz spricht an dieser Stelle den Kernzugriff der Methode an – die Sequenzanalyse (vgl. 1985, S. 205). Der Sequenzanalyse selbst liegt zugrunde, dass „alle Erscheinungsformen von humaner Praxis durch Sequenziertheit strukturiert bzw. konstituiert sind“ (Oevermann 2000, zit. in: Franke 2002, S. 31). Das bedeutet, dass jegliches Handeln innerhalb einer logischen „Ursache-Folge-Beziehung“ steht und soziales Handeln ist. Diese Beziehung hat jedoch nur Bestand, wenn auch das Verständnis von sog. „Sequenzregeln“ einbezogen wird, das heißt, Regeln nach denen Kommunikation bzw. soziales Handeln erst möglich ist. Diese bedeutungserzeugenden Regeln ermöglichen und verknüpfen Anschlussmöglichkeiten, die einer Vielzahl von Auswahlmöglichkeiten gegenüberstehen. Die konkrete Auswahl einer Möglichkeit des Anschlusses charakterisiert die Einzigartigkeit der Sequenz. Die Verkettung dieses Ablaufes von Kommunikation repräsentiert die Fallstruktur. Sie ist geprägt von Motiven und Motivationen, Werten, Einstellungen, erlerntem Verhalten, Charakterstruktur, Bewusstem und Unbewusstem etc. Diese Faktoren strukturieren, laut Oevermann, konkrete Lebenspraxis systematisch (vgl. 2000, zit. in: Franke 2002, S. 32)

Franke weist in diesem Zusammenhang auf eine zentrale Differenz des Regelverständnisses innerhalb der objektiven Hermeneutik hin. Sie bemisst sich daran, dass für Regeln geltende pragmatische Erfüllungsbedingungen ebenso bestehen, wie die konkreten Füllungen der Bedingungen im wirklichen Zusammenhang der getätigten Äußerung (vgl. Franke 2002, S. 33). Das zeigt den Unterschied zwischen sprachlich erzeugten objektiven Möglichkeiten von Kommunikation auf und der tatsächlich stattfindenden Praxis. Erst aus dieser Differenz lassen sich die Möglichkeiten empirisch sichtbar machen, die der Realität angehören (vgl. ebd.).

Die Sequenzanalyse ist methodologisch in drei Schritte untergliedert: 1. die Erläuterung der pragmatischen Erfüllungsbedingungen der gewählten Sequenzstelle, 2. die Bestimmung der sich tatsächlich anschließenden Sequenzen und 3. die Erstellung der Hypothese der fallspezifischen Motivierung, also der objektiven Bedeutung der Sequenz und des -elementes (vgl. ebd., S. 33). Das bedeutet, dass jedes Sequenzelement daraufhin untersucht wird, welche Möglichkeiten der Fortführung sich aus ihm ergeben. Die sog. „Bildung von Lesarten“, also die Einbindung der Sequenzstellen in bis zur Grenze des Denkbaren mögliche „Geschichten“, ist das zentrale Element dieses forschungslogischen Dreischrittes.

Konkret heißt das für den Analysevorgang, dass die kleinste sinnlogische Einheit einer Textstelle

als Sequenz herausgelöst wird. Diese Sequenz wird dann in Lesarten eingebunden, innerhalb derer sie Sinn ergibt. Die Interpretation der Lesarten wiederum hebt die Bedeutung der Sequenz hervor und formuliert Anschlussmöglichkeiten (Gedankenexperimente). Die Erweiterung der Sequenz gibt Aufschluss darüber, welche Anschlussmöglichkeiten sich als zutreffend herausstellen bzw. welche konträre Einsicht sich aus der realen Lebenspraxis ergibt.

Der Sequenz und ihrer Bedeutung muss nach dem Herauslösen mit der größtmöglichen, positiv verstandenen „Naivität“ begegnet werden, das heißt, das Ausblenden jeglichen Kontextwissens. Dies kann nur gelingen, wenn die Bereitschaft vorhanden ist, die analysierten Stellen immer wieder neu und aus einem anderen Blickwinkel zu untersuchen. Nur die möglichst hohe Zahl an alternativen Lesarten, ermöglicht eine realitätsnahe Interpretation durch die Beweisführung am weiteren Textverlauf. Erst die Darstellung verschiedener Lesarten ermöglicht dem Betrachter das Nachvollziehen der gefolgerten Schlüsse (vgl. Scherf 2009, S. 303 ff.).

Reichertz weist auf die Möglichkeit der Kondensierung von Interpretationen hin, die es möglich macht, dass die Analyseergebnisse aufeinander aufbauen: „Erst die Kondensierung bereits vorliegender Textinterpretationen sichert den Erfolg der Sequenzanalyse.“ (Reichertz 1985, S. 205).

Schritt für Schritt entsteht so die Fallrekonstruktion, welche wiederum Basis für die Strukturgeneralisierung ist. Die Rekonstruktion der Fallstrukturgesetzlichkeit beinhaltet die Strukturgeneralisierung. Diese ist dann die Grundlage für weitere Strukturgeneralisierungen, sowie für fallübergreifende Erklärungsmodelle. Die Strukturgeneralisierung ist in ihrer Gültigkeit nicht abhängig von einer relativen Häufigkeit im Sinne einer empirischen Generalisierung (vgl. Oevermann 2001, S. 33). Sie ist „die Explikation der Systematik und Regelmäßigkeit, mit der die immer wieder erkennbare konkrete Fallstruktur sich sequentiell reproduktiv entfaltet und von der die mögliche Transformation ihren Ausgang nimmt“ (Oevermann 2000, zit. in: Franke 2002, S. 38). Gleichzeitig beinhaltet sie auch das Zusammenspiel aller für den Fall charakterisierenden inneren und äußeren Einflussfaktoren. Sie ist das empirische Ergebnis der sequenzanalytisch erarbeiteten Fallrekonstruktion.

Die Prinzipien der objektiven Hermeneutik sind für diese Arbeit handlungsleitend. Dazu zählen die Freiheit des Kontextes, der Bezug auf die Wörtlichkeit, Sequenzialität, Extensivität und Sparsamkeit.

- Bei der Kontextfreiheit geht es darum, dass die Interpretation wertfrei erfolgt. Umstände einer sozialen Situation dürfen nicht in die Deutung einbezogen werden. Erst danach soll das Ergebnis in den Kontext eingebunden werden. Es soll möglich sein,

gedankenexperimentelle Kontexte zu formulieren, die sich als Folge der Untersuchungssequenz darstellen. So gelingt innerhalb des ersten Textzugriffes die Herauslösung der Sequenz zum wertfreien Untersuchungsgegenstand. Das Wissen zum Forschungsgegenstand soll bei der reinen Textanalyse vorerst nicht berücksichtigt werden, es entsteht eine künstliche Naivität und die größtmögliche Unabhängigkeit (vgl. Wernet 2009, S. 21 f., vgl. Sutter 1997, S. 198 f.). Unterschieden werden muss, so Oevermann, in einen äußeren (historischen oder kulturellen fallspezifischen) Kontext eines Protokolls und den inneren Kontext. Der Erstgenannte darf bei der Sequenzanalyse zwingend nicht einbezogen werden, weil er den freien und „naiven“ Blick auf die Sequenzen verstellt. Geschähe dies nicht, so läuft man Gefahr, die Deutung innerhalb dieses äußeren Kontextes zu vollziehen und das Ergebnis zu verfälschen. Der innere Kontext ist derjenige, der sich stückweise aus der Sequenzanalyse selbst ergibt und das Wissen über den Kontext der Fallstruktur beinhaltet (vgl. Oevermann 2001, S. 41).

- Der Bezug auf die Wörtlichkeit meint, dass der Text in seiner Gesamtheit Grundlage der Analyse ist. Das bedeutet, dass der tatsächliche Text nicht ignoriert werden darf. Versprecher haben damit genauso eine Geltung, wie ein scheinbar fremder Sinnzusammenhang. Dadurch, dass der Text wortwörtlich genommen wird, erhebt sich die Methode über ein nur „beschreibendes“ Element der Wahrnehmung und es kann gelingen, die latenten Sinnstrukturen besser aufzugreifen. Differenzen zwischen der ersichtlich beabsichtigten Textbedeutung und der sprachlichen Realisierung treten erst dann zu Tage, wenn der Text so angenommen wird, wie er ist und von außen kein künstlicher Bedeutungsanschein auferlegt werden muss (vgl. Wernet 2009, S. 23 ff.).
- Das Prinzip der Sequenzialität ist das Kernprinzip der objektiven Hermeneutik. Es erlegt dem Forscher auf, dem Ablauf des Textes zu folgen und nicht dem Suchen nach Bedeutungsinhalten. Der Text gibt die Orientierung vor. Das „Wandern“ darin ist erst dann möglich, wenn eine Struktur des Textes, durch die Hervorhebung von Sequenzen geschaffen wurde. Das heißt, es muss nicht „jedes Wort“ interpretiert werden, aber erst dann, wenn eine gründliche Sequenzanalyse vorgenommen wurde. Danach ist die Suche nach brauchbaren Stellen vertretbar. Bei der Interpretation einer Sequenz darf die darauf folgende keine Rolle spielen. Auch Text- oder Kontextwissen sind dabei außen vor. Diese Kontextfreiheit verbietet kein Vorwissen, aber es schließt es für den Akt des Interpretierens aus. Sutter spricht hier von der Dekontextualisierung (1997, S. 194). Danach muss das Ergebnis in die Kenntnisse um Text und Kontext eingebettet werden. Der innere Kontext einer Sequenz erlaubt sowohl die Fortführung zur nächsten, um die Bedeutungsstruktur nachzuvollziehen, oder sie wird um Gedankenexperimente

erweitert. Diese ermöglichen dann wiederum die hervorgehobene Abgrenzung des Folgenden, in dem sie aufzeigen, welche Optionen noch möglich gewesen wären. Hier wird der Bildungsprozess in der sozialen Wirklichkeit sichtbar (vgl. Wernet 2009, S. 27 ff.; vgl. Scherf 2009, S. 310 ff.).

- Die Extensivität meint, dass der Einzelanalyse kleine Textstellen zugrunde liegen, die dann möglichst breit interpretiert werden. Diesem Verfahren liegt die Annahme zugrunde, dass nicht die Quantität der Daten für eine Aussage über soziale Wirklichkeit entscheidet, sondern die Qualität der Interpretation. Sie sollte den Anspruch haben, sinnlogisch alles auszuschöpfen z.B. in dem sie durch die Gedankenexperimente alle möglichen Kontexte versucht darzustellen. Wichtig ist dabei auch diejenigen Textstellen besonders aufmerksam zu bearbeiten und zu hinterfragen, die im ersten Augenschein irrational erscheinen, wie z.B. Versprecher, grammatikalische oder Ausdrucksfehler, verbale Unsicherheiten (vgl. Wernet 2009, S. 32 ff., vgl. Sutter 1997, S. 192 f.).
- Das Prinzip der Sparsamkeit ist darauf angelegt, nur solche Lesarten und Gedankenexperimente zu entwickeln, die sich auch wirklich aus dem Text ableiten lassen. Annahmen die darüber hinausgehen, sind unzulässig, weil sie somit universell und nicht mehr textspezifisch einsetzbar wären. Eine Missachtung dieses Aspektes könnte die unendliche Auftürmung von Geschichten zur Folge haben. Diesem tritt das Verständnis der Textgebundenheit entgegen, wodurch sich der Kreis zu den anderen Prinzipien wieder schließt (vgl. Wernet 2009, S. 35 ff.).

Gleichwohl stehen sich die Prinzipien auch widersprüchlich gegenüber. Ermutigt das Wörtlichkeitsprinzip dazu, den Text genauso zu nehmen, wie er ist und daraus eine reichhaltige und mutige Liste an Lesarten zu erschaffen, scheint die Vorgabe der Sparsamkeit dabei einschränkend zu wirken. Denn es legt Wert darauf, nur solche Lesarten zu benutzen, welche am Text beweisbar sind. Es handelt sich hier um eine scharfe Schneide zwischen Nähe und Distanz zum Text.

Der Blick auf den Text als Protokoll der sozialen Realität zeigt, ob das Handeln der Akteure strategisch verläuft. Durch die Fallrekonstruktion mittels der objektiv-hermeneutischen Verfahren soll überprüft werden, ob anhand der protokollierten Aussagen Strategien zum Thema Rechtsextremismus vorhanden waren oder nicht.

#### 1.4.2 Methodenkritik

Eine der Kernkritiken an der objektiven Hermeneutik lautet, dass jeder Interpret aus dem Text nur das herausholen kann, was er vorher mit seinem ganz individuellen Kontextwissen „hineingefüllt“ habe (vgl. Franke 2002, S. 136, vgl. Reichertz 1986, S. 180 f.). An dieser Stelle wird deutlich, dass es innerhalb des Analyseprozesses verlockend ist, gerade bei schwierig zu deutenden Sequenzen, „äußeres Wissen“, zumindest implizit, einfließen zu lassen und die Deutung in diese Richtung zu lenken. Diesem gewichtigen Vorwurf entgegnet Reichertz die drei Wissenstypen, die bei der Analyse vorliegen müssen: 1. das Wissen um die Normalität und Vernünftigkeit von Handeln innerhalb einer Interaktionsgemeinschaft, 2. das Wissen um den äußeren Kontext und 3. das Wissen um den inneren Kontext. „Das Wissen um Normalität und Vernünftigkeit von Handeln ermöglicht es, für einen zu interpretierenden Interaktionszug Lesarten zu *finden*, das Wissen um den inneren Kontext erlaubt Lesarten *auszuschließen*. Wissen um den äußeren Kontext eines Falles *behindert* die Interpretation nur...“ (Reichertz 2002, S. 143 f., Hervorhebung im Original). Neues Wissen kann nur dann gewonnen werden, wenn das bisherige in der Analyse nicht berücksichtigt wird. Ist die Analyse der Sequenz abgeschlossen, besteht gar eine Fallstrukturhypothese oder die Fallstrukturgeneralisierung, ist es jedoch geboten, den „äußeren Kontext“ einzubinden. An dieser Stelle ist es möglich, das generierte Wissen zu bewerten und einzuordnen.

Das schließt jedoch nicht aus, dass die Analyse bereits Bekanntes bestätigt, auch das wäre ein Erkenntnisgewinn. Jedoch darf dieser nicht auf Grundlage von bekanntem Wissen generiert werden.

Reichertz (2002) weist auch darüber hinaus auf kritisierte Ansatzpunkte der objektiven Hermeneutik hin. Die Methode sei in ihrem analytischen Vorgehen nicht operationalisierbar, lautet eine Kernkritik. Das Verfahren sei nur durch eine persönliche Nähe zu Oevermann erlernbar (vgl. Reichertz 2002, S. 141). Dieser Kritik kann entgegengehalten werden, dass nach mehr als 30 Jahren Entwicklungsprozess der Methode durchaus klare analytische Operationen vorliegen, die zudem deutlich abgegrenzt sind. Die Sequenzanalyse, die nur dann Sinn ergibt, wenn sie sich den o.g. Prinzipien unterordnet, ist die grundlegendste davon. Sie ist zentraler Teil des Analyseprozesses, aber nur Voraussetzung für die Darlegung der Fallstruktur und der Fallgesetzlichkeit. Es gibt eine rote Linie, an der sich orientiert werden muss, um zu einem Analyseergebnis zu gelangen (vgl. Wernet 2002). Wernet hat in seinem Werk eine Handreichung geschaffen, mit welchen Schritten vorzugehen ist. Die Schriften Oevermanns allein bieten dies tatsächlich nur nach eingängigem Studium.

Ein zentrales Moment des theoretischen Verständnisses zur objektiven Hermeneutik, ist es „die Welt als Text“ zu verstehen. Aus der Textförmigkeit jeder sozialen Wirklichkeit, ergibt sich die

Möglichkeit diese auch objektiv-hermeneutisch zu untersuchen (vgl. Wernet 2009, S. 13). Die Kritik bezieht sich hierbei darauf, dass die Vertextung die soziale Wirklichkeit respektive Lebenspraxis zu einem wissenschaftlichen Kunstprodukt verändern würde, in dem das reale Geschehen nacheinander ablaufe. „Gleichzeitigkeit“ realer Handlungsabläufe, würden darin untergehen (vgl. Reichertz 2002, S. 142). Diese Kritik konzentriert sich auf den Ansatz der objektiven Hermeneutik, jegliches soziales Tun als Text und somit als Untersuchungsgegenstand zu verstehen, also auch Bilder, Fotos, Kunstgegenstände. Das rückt von der ursprünglichen Textanalyse, bei dem der Text als Verschriftlichung eines Sachverhaltes begriffen wird, ab. Es handelt sich dabei jedoch um eine theoretische Diskussion eines Aspekts der objektiven Hermeneutik, der innerhalb der vorliegenden Arbeit keine Relevanz besitzt. Das analysierte Material besteht aus klassischen Texten und Dokumenten, wie im folgenden Punkt aufgezeigt wird. Daher ist eine theoretische Diskussion um den Begriff der objektiv-hermeneutischen Textförmigkeit an dieser Stelle nicht angebracht oder für die Forschungsarbeit zielführend.

Die objektive Hermeneutik birgt gegenüber anderen qualitativen Methoden Vorteile in sich, die für die Auswahl in Bezug auf Datenmaterial und Forschungsfrage entscheidend waren. Im Gegensatz zu einer Inhaltsanalyse wird der analysierende Text nicht verkürzt oder in subsumierende Kategorienmuster aufgeteilt. Widersprüche im Text vorhandener Argumentationen können so nicht aufgegriffen werden. Franke betont überdies, dass die Grenze des subjektiv-gemeinten mithilfe der Inhaltsanalyse nicht überschritten wird (vgl. Franke 2002, S. 137). Der Blick auf die soziale Wirklichkeit fällt so schwer.

Eine weitere Möglichkeit der Forschungsfrage auf den Grund zu gehen, wäre der Zugang über Experteninterviews. Dies verlangt allerdings den Zugang zu den entscheidenden politischen Schnittstellen, an denen strategische Fragen geklärt werden. Einen „natürlichen Kontakt“ (im Sinne persönlicher CDU-Bekanntschaften o.ä.) gab es nicht. Der Aufbau mehrerer offener Kontakte erschien im Hinblick auf die durchaus gegebene Brisanz des Themas als nicht realistisch.

### 1.4.3 Analytisches Vorgehen

Bevor auf die Analysepraxis eingegangen wird, soll kurz auf das Material eingegangen werden. Oben wurde bereits der Zugang vorgestellt und erläutert.

Der Zugriff auf die politische Rede als Analysematerial birgt Chancen und Risiken. Kalivoda<sup>3</sup> verweist zuvorderst darauf, dass sie eine sehr bedeutsame soziale Form des gesellschaftlichen

<sup>3</sup> Bei der Quelle handelt es sich um einen Onlinetext des Geschäftsführers des DFG-Projekts „Historisches Wörterbuch der Rhetorik“ der Universität Tübingen, Dr. Gregor Kalivoda.



Diskurses darstellt. Mit ihr wird eine positive Wirkung verbunden für das politische Bewusstsein verbunden. Sie stellt ein Machtmittel unter politisch Agierenden dar und nimmt somit eine zentrale Funktion im politischen Betrieb ein (vgl. Kalivoda, 2006, S. 1). Pörksen gibt ihr in Zeiten krisenhafter Situationen, differenzierter Weltbilder, wandelnder Parteien etc. eine wichtige Funktion: „... es ist das Wort, das politisch einschneidet und Furchen zieht.“ (2005, S. 79). Franke weist darauf hin, dass politische Reden einem bestimmten Produktionsprozess entspringen. Meist werden sie nicht von denjenigen geschrieben, die sie halten (vgl. 2002, S. 136). Sie müssen sich der „parteilichen **Topik** und Architektur von Politikeräußerungen zuwenden, den zeit- und gesellschaftsabhängigen Wertvorstellungen, Weltbildern und Ideologien, den Kategorien, Slogans, Schlüsselbegriffen und Programmatiken, d.h. dem sozialen Bedeutungsgehalt rhetorischer Formen.“ (Kalivoda 2006, S. 1, Hervorhebung im Original).

In Bezug auf den noch zu erläuternden Strategiebegriff und das darin enthaltene Kalkül erweist sich gerade dieser Verweis als sehr relevant für die Arbeit. Die Beteiligung mehrerer an dem Bildungsprozess der Rede zeigt, dass sie einem hohen Bewusstseinsgrad unterliegt und immer eine bestimmte Funktion erfüllen soll. Pörksen zeigt, dass in früheren Zeiten, u.a. bei Brandt, Schmidt, Roosevelt, ein zahlenmäßig starker Mitarbeiterstab nur damit beschäftigt war, Reden zu erarbeiten, die als Schild einer neuen Politik taugten (vgl. 2005, S. 82). Reden innerhalb des Parlaments sind nicht situativ-reaktiv, sie folgen einer klaren parteipolitischen Ausrichtung und verweisen auf die Standpunkte und Arbeitsvorhaben von Fraktionen und Regierung.

Politiker verorten mit der argumentativen Funktion der Rede ihren politischen Standort und streben so nach dem Gewinn von politischen oder gesellschaftlichen Mehrheiten. Die Verwendung der Sprache, so Kalivoda, enthält parteiliche Indikatoren, die es dem Hörer möglich machen, den Redner an einem programmatischen Standort sichtbar zu machen (vgl. 2006, S. 2). Die Rede dient also der Orientierung. Sie trägt aber immer auch einen mehr oder minder persuasiven Charakter in sich, dass heißt den Gegenüber von der eigenen politischen Einstellung zu überzeugen. Weniger soll sie dem offenen Austausch dienen, gleichwohl sie stets innerhalb eines Zusammenspiels von Redner, Zuhörern, Text und Intention handelt (vgl. ebd.).

Dass besonders parlamentarische Reden für die Untersuchung von möglichen Strategien oder strategischen Ansätzen geeignet sind, wird offensichtlich, wenn sich der Nutzen und die Erarbeitung solcher Äußerungen vor Augen geführt werden. Innerhalb der Parteizentralen werden sprachliche Vorgaben gemacht, um a) das eigene Profil sichtbar und unverkennbar zu gestalten und b) den politischen Gegner mit Schlagwortwiederholungen/Schablonen innerhalb einer negativen Zuschreibung zu stigmatisieren (vgl. ebd., S. 21 f.).

Die Kritik an politischen Reden zielt u.a. darauf ab, dass es vermehrt zur indirekten

Kommunikation kommt. Dahinter steht, dass inhaltliche Aussagen hinter Symbolik verschleiert und so nur noch verkürzte Zielperspektiven entwickelt werden. Erzeugt werden diese aus dem Druck um öffentliche Aufmerksamkeit und die mediale Berichterstattung; sowie aus kommunikationstheoretischer Perspektive, dem Aufbau eigener Kommunikationsmärkte und dem „semantischen Einfluss auf gesellschaftliche Kommunikationsprozesse“ (Kalivoda 2006, S. 27).

Es ergibt sich ein zentraler Befund, der Politik einordnet als „technologisches Politikmanagement, massenwirksame Werbekampagne und strategische Bewusstseinsbildung“ (ebd., S. 28). Daraus leitet sich das Motto ab: „Kalkulierend reden und wirkungsbewusst auftreten“ (ebd.). Wie sich unter Punkt zwei der Arbeit zeigen wird, wird mit diesem Motto die Brücke zur politischen Strategie geschlagen. Eingangs wurde darauf hingewiesen, dass Politik und ihre Reden nicht situativ-reaktive Lautäußerungen sind, sondern gezielt eingesetzte, mit einer kalkulierten Wirkung versehene Instrumente politischen Handelns sind. Deshalb wird ihr abverlangt Inhalte und Ausdruck gezielt und bewusst zu wählen, Themen und Begriffe zum richtigen Zeitpunkt zu besetzen und möglichst breitgefächerte Kompetenzen zu demonstrieren (ebd.).

Kalivoda weist auf eine zentrale Änderung des Parlaments und damit auch, der in ihm gehaltenen Reden hin: es ist nicht mehr Ort offener Beratungen, sondern vor allem Ort des Statements geworden (ebd., S. 29).

Politische Reden sind demnach ein Abbild der programmatischen Verortung der Partei und ihres Redners. In Anbetracht des o.g. kalkulierenden Charakters politischer Reden, ergibt sich zwangsläufig die Notwendigkeit, auf den strategischen Inhalt zu blicken, sobald eine thematische Fragestellung im Raum steht.

Alle Elemente des Strategiebegriffes (eingehender unter Punkt 2 erläutert) finden hier einen Nährboden. Die Rede kann die Vermittlung eines strategischen Zieles beinhalten. Das Parlament gilt hierfür als medienwirksames Plenum. Nicht umsonst werden die programmatischen Regierungserklärungen, die Ziel, Inhalt und Herangehensweisen der Regierungspolitik verdeutlichen, dort gehalten. Politische Freunde und Gegner, samt der interessierten Öffentlichkeit, sind vertreten.

Um politisch zu überzeugen, ist es notwendig an diesem Ort der parlamentarischen Demokratie auch Handlungsweisen vorzulegen. Politische Ziele sollten in ihrer Umsetzung transparent dargestellt werden. Die damit veröffentlichten strategischen Mittel sind also ein Inhalt der Rede und müssen heraus kristallisiert werden, gleichwohl sie vermutlich nicht so kenntlich sind, wie das strategische Ziel an sich.

Die strategische Umwelt lässt sich aus der Rede an sich nicht ablesen. Sie wird erst im Kontext

des parlamentarischen Betriebes sichtbar. Der Redner einer Fraktion oder der Regierung spricht nie für sich allein. Das wird, besonders unter objektiv hermeneutischer Textanalyse, erst dann kenntlich, wenn die Zustimmung während der Rede seinem politischen Standort zugerechnet wird. Die Annahme, dass der jeweils Handelnde im Namen einer größeren Gruppe spricht, ist für das Verständnis der strategischen Umwelt Grundvoraussetzung. Denn innerhalb dieser Gruppe, hier also Fraktion oder Kabinett, werden strategische Handlungsweisen erarbeitet. Auf eine ähnliche Annahme stützt sich die Einbindung des strategischen Kalküls. Die Rede vor dem Plenum ist in der Regel nicht spontan, sondern eingebettet in einem programmatischen Kontext der Fraktions- oder Regierungspolitik, politischer Standpunkte, sowie der persönlichen Überzeugung des Redners innerhalb seiner ideologischen Heimat. Wie bereits erwähnt, werden die meisten Reden innerhalb des Mitarbeiterstabes des Abgeordneten oder Ministers vorbereitet und geschrieben, mit unterschiedlicher Einbindung des späteren Redners. Ein Zitat des sächsischen CDU-Abgeordneten Andreas Krauß vom 11.03.2005 verdeutlicht dies: „In den vergangenen zwei Tagen hatte ich mit zwei meiner Mitarbeiter die Rede gut vorbereitet.“ (Krauß 2005, o.S.).

In diesem Verständnis war die Analyse der Reden eingebettet. Um den analytischen Prozess nachvollziehen zu können, soll er an dieser Stelle nachgezeichnet werden. Wie bereits oben erwähnt, wurden mithilfe diverser Hilfsmittel die relevant erscheinenden Reden aus der Vielzahl parlamentarischer Redebeiträge der sächsischen CDU herausgefiltert. Die Essenz dieser Auswahl stellte den Materialkorpus dar. Die Analyse dessen begann beim frühesten und endete mit dem letzten Rededokument der Legislaturperiode. Dies machte aus zwei Gründen Sinn. Erstens erscheint es analytisch zweckfrei eine vorgegebene zeitliche Struktur aufzulösen und zweitens lässt sich anhand dieser zeitlichen Chronologie die Entwicklung von Strategien nachverfolgen.

Jede einzelne Rede wurde einer eingehenden Sequenzanalyse und Fallrekonstruktion unterzogen. Besonders offen gestaltete sich dies bei den Reden, die zu Anfang der Legislaturperiode gehalten wurden. Später konnten die Fallstrukturgeneralisierungen der bereits analysierenden Reden als Vergleich dienen und so die Erkenntnisse differenzieren und komplettieren.

Die Analysepraxis begann durch die Sequenzanalyse der kleinsten sinnlogischen Einheiten, zumeist am Anfang des jeweiligen Falles. Es lagen aber auch Reden vor, in denen das „Thema Rechtsextremismus“ nicht zu Beginn des Falles präsent war.<sup>4</sup> Hier legitimierte es die

---

<sup>4</sup> Wenig Sinn macht es überdies, stets am direkten Anfang der Rede zu beginnen, da es sich dort mehrheitlich um die Eingangsfloskel „Sehr geehrter Präsident, sehr geehrte Damen und Herren“ handelte. Eine Abweichung von diesem gewohnten Bild hätte einen Beginn der Sequenzanalyse an dieser Stelle jedoch unabdingbar gemacht, da es sich um einen „Verstoß“ gegen normgeleitete Regeln der parlamentarischen Kommunikation gehandelt hätte. Das Versprechen wäre ein besonderer Erkenntnisgewinn gewesen.

Forschungsfrage bis zu der Stelle im Text vorzudringen, an dem die Relevanz beginnt. Die Sequenzen wurden in Lesarten eingebettet, das heißt in Gedankenexperimente, innerhalb derer sie ebenfalls Sinn ergaben. So konnte die Bedeutung der jeweiligen Sequenz herausgefiltert werden. Der Vorgang folgte damit dem oben beschriebenen Verfahren der Sequenzanalyse. Anschließend kam es zur Erweiterung der Sequenz und der Festlegung erster Fallstrukturhypothesen. Diese wurden innerhalb des Falles überprüft, ggf. widerlegt oder erweitert.

Die sich ableitende Fallstruktur-Generalisierung führte zu Befunden der jeweiligen Reden im Landtag. Entgegen einer bloßen inhaltsanalytischen Betrachtung, ist die Einordnung in subsumierende Kategorienmuster hier nicht möglich. Das Ergebnis der Interpretation zu reduzieren auf ein Schlagwort, würde dem Umfang und der Aussage des Vorgangs nicht gerecht (vgl. Wernet 2009, S. 19 f., vgl. Sutter 1997, S. 201 ff.). Die Befunde der unterschiedlichen Debattenbeiträge wurden mit einander verglichen, was zu einer Aussage führte, wie sich die strategische Auseinandersetzung mit dem Thema Rechtsextremismus konkret ausgestaltete.

Zur besseren Lesbarkeit und einem besseren Verständnis, werden in Kapitel 7 die Sequenzen zuerst im Ganzen aufgezeigt, bevor ihre Untersuchung dargestellt wird. Darunter ist aber nicht zu verstehen, dass die Sequenzanalyse ebenfalls so erfolgt ist. Hier wurde strikt nach dem Motto gehandelt, dass zuvorderst die kleinste sinnhafte Einheit interpretiert und die Sequenz sukzessive erweitert wurde. Die Darstellung der Deutungen ist zum Teil stark komprimiert. Das ist notwendig, um den Umfang der Arbeit in vertretbaren Grenzen zu halten. Um die Reinheit des methodischen Vorgehens nachzuweisen, ist es an einigen Stellen erforderlich, den Leser in die Deutungsprozesse einzubeziehen. Das erfordert Verständnis dafür, dass Deutungen dargestellt werden, die im Fortlauf der Analyse nicht haltbar bleiben. Dieses Vorgehen ist notwendig, um die abschließende Deutung als objektives Ergebnis zu gewinnen. Da es sich hier aber nicht um eine Arbeit handelt, die die Forschungsmethode der objektiven Hermeneutik zum Thema hat, sondern sich ihrer bedient, ist für den Betrachter in der Darstellung vor allem die Lesbarkeit des Textes von Bedeutung.

## 2. Parteienforschung und die Bedeutung der Partei als gesellschaftlicher Akteur

Die Untersuchung soll die Analyse einer politischen Strategie darstellen. Der politische Akteur in diesem Zusammenhang ist die Partei der Christlich Demokratischen Union (CDU). Es ist deshalb notwendig, kurz auf die Rolle der Partei, als strategisch Handelnden einzugehen. Die Partei ist für die Politik von grundlegender Bedeutung. Sie ist ein zentraler Akteur in der Politik. Diese wird als gesellschaftlicher Problemlösungsmechanismus verstanden (vgl. Kaina 2001, zit. in: Deeg/Weibler 2005, S. 26). Politik kann auch ohne den Einfluss einer Partei von statten gehen, zum Beispiel durch Verbände, Vereine oder zivilgesellschaftliche Bewegungen und Zusammenschlüsse. Doch die Rolle der Partei ist einerseits gesellschaftlich zu einer Selbstverständlichkeit gewachsen, andererseits auch verfassungsrechtlich bestimmt (vgl. Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 10 f.).

Detterbeck und Renzsch legen die strukturelle Position im Staatsgefüge fest, wenn sie feststellen, dass die Partei als Gebilde agiert, das durch ein institutionelles Umfeld geformt wird. Diesem passt sie sich an und kreierte es zugleich mit, in dem sie durch politische Entscheidungen und Handeln Rahmenbedingungen erschafft, verändert oder auflöst (vgl. 2008, S. 39).

Im Interesse dieser Arbeit, und dieser Kapitelüberschrift, wird die Partei in ihrer primären gesellschaftlichen Rolle als eine Vermittlerin von Werten begriffen. Diese Werte sind allerdings vielfältig. Sie liegen sowohl in sozial-kulturellen, als auch in staatsorganisatorischen, ökologischen, ideologischen und gesetzgeberischen Bereichen wider.

Parteien gelten als privilegierte Kollektivakteure, die zur Transformation der Bildung eines Volks- und Staatswillen beitragen. Ihre herausgehobene Bedeutung manifestiert sich durch die Beteiligung an Wahlen, Übernahme von Staatsämtern sowie der Herausbildung staatlicher Eliten (vgl. Grimm 1991, zit. in: Sarcinelli 2010, S. 282).

Aus verfassungsrechtlicher Sicht, trägt die Partei die Pflicht in sich, an der politischen Willensbildung teilzuhaben. Das heißt, die Menschen zu einem politisch gebildeten und mündigen Bürger zu ermächtigen. Mehr noch, sie ist Vermittler zwischen Volk und Staat (vgl. di Fabio 2008, S. 40). Hier vollführt sie Legitimationsarbeiten in beide Richtungen und trägt stets Gewähr für einen beiderseitigen Ausgleich. Poguntke postuliert, dass sie das Bindeglied zwischen dem Staat und der Gesellschaft darstellt, in wechselseitigen Beziehungen und Einflüssen (vgl. 2005, S. 46).

Mahrenholz verweist auf den Nutzen, der gesellschaftlich von der Partei ausgehen soll: die

Sicherstellung und Optimierung des Gemeinwohles<sup>5</sup>. Dabei unterliegt dieses Gemeinwohl immer unterschiedlichsten Definitionen, auch aus der jeweiligen Sicht des Handelnden heraus. Dazu kommt noch das Eigeninteresse im Rahmen des Gemeinwohles. Mahrenholz zeigt vier Kategorien auf, in denen die Eigeninteressen einzuordnen wären: Organisationsinteresse, Programminteresse, Kommunikationsinteresse und das Machtinteresse (vgl. Mahrenholz 2008, S. 109).

Diejenige Partei, die bei Wahlen vor allem an einer Maximierung von Stimmen interessiert ist, stellt heutzutage weniger ein „Gesamtkunstwerk“ an *einer* politischen Überzeugung dar. Vielmehr handelt es sich um ein Konglomerat an differenzierten Einstellungen. Diese jedoch passen unter einen großen, identitätsstiftenden Überzeugungsinhalt. Das lässt sich auf unterschiedliche Gruppierungen, Organisationen und Gliederungen herunter brechen. In der Parteienforschung haben sich aus dieser Erkenntnis drei Stränge herausgebildet:

- Analyse der inhaltlichen oder personellen Ausdifferenzierung von Parteiorganisationen in der Faktionalismusforschung
- Die Analyse der strukturellen Ausdifferenzierung von Parteien in die „Three Faces of Party Organization“
- Analyse der territorialen Ausdifferenzierung in der Betrachtung der bundesdeutschen Parteiorganisationen nach dem Paradigma der „lose verkoppelten Anarchien“ (vgl. Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 14).

Ohne im Rahmen dieser Arbeit näher auf diese Stränge eingehen zu können, ist allen drei gemein, dass sie auf Differenzen zwischen Ober- und Unterbau einer Partei hinweisen. Diese können sowohl die Integrationsleistung erhöhen, gleichzeitig aber auch, bei zu hohen Divergenzen, eine Blockadefunktion ausüben.

Parteien sind also so genannte Mehrebenenorganisationen, die in föderalistischen Politsystemen jeweils eigene Rahmenbedingungen vorfinden und darauf angepasste Antworten suchen müssen. Einheitlichkeit von der Bundespartei bis hinunter an die Handlungsbasis ist damit gar nicht möglich (vgl. Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 16).

Daraus ergibt sich die Frage, inwieweit Landesparteien in der Lage sind, selbst zu konkreten Problemkonstellationen Stellung zu nehmen, sie zu analysieren und politisch abzuhandeln. In Anlehnung an die o.g. Ausführungen ist es folgerichtig festzustellen, dass die Landespartei als

---

<sup>5</sup> Über die Schwierigkeiten dieses Gemeinwohl überhaupt allgemein normierend zu fassen, lässt es sich u.a. im Buch von Morlok, von Allemann und Merten „Gemeinwohl und politische Parteien“ (Baden-Baden 2008) nachlesen.

ein Element der Mehrebenenorganisation eigene Ansätze zur Lösung von Problemen haben muss. Dies sieht auch Holtmann so, wenn er feststellt, dass Landesparteien nicht nur spezifische Problemerkundungen ansprechen, sondern auch an deren Bearbeitung arbeiten (vgl. 1998, zit. in: ebd. S. 21). Das fokussiert sich sowohl auf wirtschaftliche, soziale, politische sowie auch kulturelle Ebenen und Unterschiede. Für den vorliegenden Fall ist das die direkte parlamentarische Auseinandersetzung der CDU mit einer rechtsextremen Bewegung als Thema und deren Partei als politischer Konkurrent. Auch wenn diese Konstellation regionale Spezifikationen mit sich führt (auf die unter Punkt 5 noch einzugehen sein wird), ist die CDU-Sachsen dennoch unter dem großen identitätsstiftenden Rahmen der Bundes-CDU zu verstehen.

Da der eben genannte Fall auf Bundesebene nicht vorliegt, kann die Bundespartei hier allenfalls Ratschläge und Leitlinien erteilen, das konkrete (strategische) Handeln, die Reaktion erfolgt aber durch die Akteure vor Ort. Im Optimum würde die Bundespartei von den Erfahrungen der Landespartei und deren Erfahrungen profitieren.

Das Programminteresse ist im vorliegenden Kontext und ganz allgemein von besonderer Bedeutung. Die Programmatik als leitendes Element der Partei, gibt grundsätzlich die Richtung eines jeden Programms vor. Dieses vertieft die Programmatik und beantwortet konkrete Sachfragen. Das Programm leitet an, Strategien zu formen und auszuführen. Es ist die Grundlage allen politischen und strategischen Handelns. Gleichzeitig kann es hilfreich sein, zu beachten, was nicht in den Programmen erwähnt ist, um hierüber eine Gewichtung der Themen festzustellen. Die Programmatik ist somit das Kernstück der Partei, stellt sie doch die Identität für die Bürger und Mitglieder her (vgl. Mahrenholz 2008, S. 112).

Dem gegenüber steht die Feststellung von Machnig, dass Politik immer weniger von Programmen oder programmatisch geführten Parteien bestimmt wird. Die politischen Orientierungslinien ziehen sich an einer Konzentration auf Personen entlang (vgl. Machnig 2009, S. 412).

Je größer die Partei ist, desto größer ist die innerparteiliche und programmatische Bandbreite. Desto höher also der Grad an innerer Meinungsvielfalt ist, umso mehr ist in Zeiten des Wandels die Führung dieses Stromes an Vorschlägen von Bedeutung. Zielorientiertes Handeln ist nur möglich, wenn alle Kräfte darauf konzentriert werden. Dies muss die Aufgabe von Führung sein. Sie hat damit die zentrale Rolle in Zeiten des äußeren Wandels und des Anpassungsdruck in Händen (vgl. Deeg/Weibler 2005, S. 25, Detterbeck 2005, S. 63).

Gleichwohl reagieren Parteien darauf eher selten mit innerparteilicher Diskussions- und Entschlussfreude. Stattdessen soll dem Betrachter Geschlossenheit und Zielstrebigkeit suggeriert

und innerparteilichen Streitigkeiten aus dem Weg gegangen werden. Deeg/Weibler monieren aber gerade dies, denn in einer sich bewegenden Umwelt wäre eine flexible Partei von großem Vorteil. Sie wäre bereit, zuvorderst die gesellschaftlichen Wandlungen anzunehmen und daraus offen neue Antworten zu erschließen. Nur wenn es Parteien gelingt, sich selbst inneren Veränderungen zu stellen und daraus Kraft und Visionen zu ziehen, können sie auch auf die sich verändernde Umwelt reagieren und in ihr aktiv schöpferisch tätig sein (vgl. Deeg/Weibler 2005, S. 25 f.)

Für programmatische und ideologische Steuerung zeichnet Rebenstorf die Parteivorstände verantwortlich. Sie gelten innerparteilich, allein schon durch ihren Status, als (Führungs-)Elite. Daher stehe ihnen auch das beinahe natürliche Recht zur Vorgabe zu (vgl. Rebenstorf 2005, S. 119). Sie müssen ihrer Partei das notwendige Profil in Schärfe und Abgrenzung zu anderen verleihen. Dieser Linie folgend sind sie deren erste Repräsentanten. Allerdings müssen sie auch neben der vertretenen Führungslinie partikulare oder Minderheiteninteressen vertreten können, was zu einem Spagat führen kann. Es zählt hier die Kompromissfähigkeit der Steuernden (vgl. ebd., S. 121).

Detterbeck hingegen sieht die Partei vielmehr als Dienstleistungsunternehmen, welches in einer Art „loser Anarchie“ innerlich verknüpft ist. Ihr Anliegen ist es, zweckrational und professionell Wahlkämpfe zu organisieren, staatliches Handeln durchzuführen, wie auch programmatische Auseinandersetzungen, soziale Gemeinschaftserlebnisse und Beteiligungsdemokratie zu bieten (vgl. Detterbeck 2005, S. 74). Ideologie als Handlungsmotivation ist hier nur schwach ausgeprägt.

Der Blick, der in dieser Sichtweise auf die Partei als Organisation geworfen wird, ist der von oben. Lemke kommt hingegen zu der Feststellung, dass Parteien immer auch das Produkt ihrer sozialen Zusammensetzung sind (vgl. Lemke 2005, S. 132). Aus dieser Sichtweise, der Partei als soziale Organisation, lassen sich vier Kernelemente ableiten, die Steffani erarbeitet hat. Die Partei ist:

- Ausdruck sozialer Kräfte sowie ideologischer und/oder programmatischer Ziele und Forderungen,
- Instrument der Machtausübung und Herrschaft,
- Vermittler demokratischer Legitimation für verbindliche Entscheidungen,
- eine Ansammlung von Interessengruppen in eigener Sache und als Vermittler/Ausbilder politischen Führungspersonals (vgl. Steffani 1988, zit. in: Stöss/Niedermayer 1993, S. 15).

Wird die Partei als ebensolche soziale Organisation verstanden, ist klar, dass sie immer auch



abhängig von dem Umfeld ist in dem sie agiert, zumeist also den gesellschaftlichen Gegebenheiten und Veränderungen, als auch der politischen Landschaft. Das heißt, sie ist in der naturgemäßen Pflicht, sich anzupassen, dem Schritt allgemeiner Entwicklung zu folgen. Als Folge dessen machen Deeg und Weibler aus, dass die Parteien sich zunehmend auf die Außenorientierung stützen und weniger ihre innere Kraft für generative Veränderung einsetzen. Parteipolitik läuft den Meinungstrends und öffentlich gemachten Themen hinterher. Hier wird versucht durch schnelles, spontanes Handeln (was meist durch Dritte – Berater, Consulting, Kommissionen – bereits vorgegeben wird) Handlungsfähigkeit zu demonstrieren (vgl. Deeg/Weibler 2005, S. 23).

Gleichwohl bedeutet dieser Pfad auch die Aufgabe von Parteiautonomie. „Populärpolitik“ verdrängt mehr und mehr das Strukturelle und Visionäre aus der Wahrnehmbarkeit von Politik. Einher mit dieser Entwicklung geht auch die Emotionalisierung von Politik, besonders im Wahlkampf. Ideelle Themen ergeben sich dabei, sofern sie glaubhaft wirken sollen, aus den zentralen Grundüberzeugungen von Parteien. Diese haben in Zeiten des Wandels, der auch Einfluss auf die Partei selbst hat, eine stabilisierende Funktion (vgl. Lemke 2005, S. 130).

Ideelle Überzeugungen und Themen sind auch unter den Mitgliedern selbst ein generalisierend verbindendes Element, wenn nicht gar der ausschlaggebende Punkt für die Initiative und Unterstützung einer Partei. Die Gemeinsamkeit erst gibt der Partei die notwendige außenwirksame Überzeugungskraft. Die große Herausforderung ist diejenige, die Grundüberzeugungen auf die tagespolitischen Ansprüche anzupassen und sie als handhabbares Werkzeug zu initialisieren (vgl. ebd., S. 131).

Da die CDU sich selbst als Volkspartei deklariert (vgl. CDU 2007, S. 1, 3, 38, 150, 285, 323) muss diese Ausprägung von Parteien gesondert betrachtet werden.

Die Maximierung der Zustimmung ist für die Volkspartei ein Primärcharakteristikum. Nach diesem Prinzip öffnet sich der Akteur hin zu einer großen Bandbreite an programmatischen Feldern. Zielgruppen sind alle Schichten der Gesellschaft. Im Kern ist das Stimmenmaximierungsprinzip dann erreicht, wenn die eigene Programmatik und deren konsequente Verfolgung einer speziellen Interessenvertretung untergeordnet werden. Es besteht in diesem Handeln die Gefahr, selbst kaum noch autonom zu handeln und wertbezogene Prioritäten herauszuarbeiten. Es kann geschehen, dass daraufhin nicht mehr die Interessen wahrgenommen und folglich vertreten werden, die in der Gesellschaft am wichtigsten sind. Stattdessen werde jene aufgegriffen, welche am stärksten artikuliert werden. Ein strukturell-programmatisches Handeln wird Stück für Stück für ein situativ-reaktives aufgegeben (vgl. Buchhaas 1981, S. 129 f.). Dies ist, wie sich später noch zeigen wird, der Gegenentwurf zur politischen Strategie.

Hier begibt sich die Volkspartei auf risikofolle Pfade der Fremd- anstatt Selbststeuerung. Sie

unterwirft sich einer medial veröffentlichten Meinung (vgl. Deeg/Weibler 2005, S. 23) oder – dezenter formuliert – der Zuhilfenahme der Massenmedien als Informationsquelle über vermeintlich relevante politische Probleme (vgl. Poguntke 2005, S. 45).

Weiterhin beinhaltet dies auch die Herauslösung aus einer Klientelpolitik, also der Ausrichtung politischem Handeln nach den Interessen einer Gruppe. Vielmehr sollen nun Interessen mehrerer Gruppen – so viel wie möglich – vertreten werden.

Damit einher geht aber auch die Theorie eines innerparteilich größtmöglichen Pluralismus, da vielschichtige Interessen eine ebensolche Artikulation und Diskussion bedürfen. Die Bereitschaft zur Integration und der Regelung von Konflikten ist dabei Grundvoraussetzung.

Eine besondere Facette der Integrationsmöglichkeiten stellt die o.g. Personalisierung von Sachpolitik dar. Über eine herausragende politische – und vor allem – charismatische Größe, werden Differenzen überwunden, gleichzeitig aber auch eine Distanzierung von politischen Inhalten ermöglicht. Im Falle unüberbrückbarer Meinungsverschiedenheiten, kann die Personalisierung die notwendige „Heftklammer“ für das gemeinsame politische Handeln darstellen (vgl. Buchhaas 1981, S. 31 ff.).

Auf der anderen Seite bedroht eine autoritative, personalisierte Führung auch den innerparteilichen Pluralismus und die Diskussionsfähigkeit bzw. eine „multioptionale“ Beschlussfreude (vgl. Deeg/Weibler 2005, S. 2005).

Der Preis für die Aufnahme vieler, von Interessengruppen geleiteter, Sachfragen ist die mögliche programmatische Aufweichung. Fortan bestimmen „Formelkompromisse“ die Agenda, um alle Bedürfnisse, wenn auch nur in Nuancen, aufzugreifen. Die Mehrheitsfähigkeit bestimmt – und ist gleichzeitig – das Credo. Der damit verbundene mögliche Verlust der ideologischen Grundlinie bzw. die Verwischung deren Konturen, die Einbindung des Mitgliedes und Wählers in ein eindeutiges sozial-kulturelles Milieu, die Vermittlung und das Praktizieren von moralischen Werten sowie die Homogenität der Wählerschaft, ist nur dann zu legitimieren, wenn diesem Handeln ein Erfolg im Rahmen von Machtbeteiligung beschieden ist. Andernfalls ergibt sich die Frage nach der Identität und der Schärfung des eigenen Profils in der Opposition (vgl. Buchhaas 1981, S. 31 ff.).

Der Annahme, dass große oder auch „Volksparteien“ der Herd innerparteilichen Pluralismus' wären, widerspricht Abendroth. Die Konzentration nur weniger Akteure in den Machtbasen der Republik (durch den strukturellen Ausschluss kleinerer und z.T. polarisierender Parteien) hat dazu geführt, dass die Machtvergabe auf engen Wegen erfolgt. Die Parteien in der nahen Umgebung zur Macht, sind im Verhältnis zum gesamten Parteiengefüge, aneinander angepasst. Es handelt sich nur noch um die Konkurrenz nicht mehr allzu gegensätzlicher Akteure. Folge dessen ist, dass sich die Führungsstäbe zur Machtdemonstration und Handlungsfähigkeit der Partei von der Basisdemokratie verabschieden. Besonders über den repräsentativen Aspekt

hinaus (vgl. Abendroth 1974, S. 215). Innerparteiliche Richtungs- und Programmentscheidungen werden nicht selten mit Personalfragen verknüpft. Der damit verbundene Druck auf die Basis verhindert zumeist eine freie demokratische Entscheidung, rein nach den sachpolitischen, ideologischen oder Werte orientierten Prinzipien.

Einer allzu großen Angleichung der großen Parteien widerspricht Rebenstorf. Für sie sind die großen Parteien nicht nur das allumfassende Sammelsurium der beinahe identischen Wählerschichten. Auch wenn sie in ihrer Wähler- und Mitgliederschaft eine große Bandbreite an verschiedenartigen sozialen, kulturellen, beruflichen und konfessionellen Kenngrößen beinhalten, tragen sie gleichzeitig auch deutlich identifizierbare weltanschauliche und soziokulturelle Merkmale in sich. Diese lassen sie dann doch immer wieder klar voneinander abgrenzen (vgl. Rebenstorf 2005, S. 116).

Dennoch ist zu beobachten, dass die Mitglieder- und Wählerstruktur selbst höchst variabel und nicht mehr eindeutig den verschiedenen politischen Lagern zuzuordnen ist. So ist die SPD nicht mehr die Partei der Arbeiter und die CDU nicht mehr die der Mittelständler. Der Relationen haben sich verschoben und vor allem angeglichen, wenngleich es in Verbindung mit dem eigenen Berufsstand immer noch bestimmte Präferenzen bei der Wahl der Partei gibt (vgl. ebd., S. 114 f.).

Die Anpassung der großen Parteien aneinander geschieht nicht natürlich, sondern ist eine Folge des dauernden Wettbewerbs untereinander. Das Credo der Stimmenmaximierung führt zur grundsätzlichen Öffnungen, je nach gesellschaftlicher Situation, in die eine oder andere Richtung. Die Flexibilität der Öffnung, aus der Perspektive der Richtung, ist einer der Charakteristika der Volkspartei. Die Flexibilität ist allerdings nur ein Produkt des Spannungsfeldes zwischen Stimmenmaximierung, Machtinteresse und der Positionierung der identitätsstiftenden Grundüberzeugungen der Partei.

## 2.1 Das Parteiensystem als Hort eines strategischen Wettbewerbs

Wie die Kapitelüberschrift bereits deutlich macht, werden die Strategien des Umgangs und des Wettbewerbs verschiedener Parteien zueinander, maßgeblich vom System bestimmt, in dem sie agieren. Korte weist darauf hin, dass die systemischen Faktoren des deutschen Regierungssystems den Strukturen einer Wettbewerbsdemokratie entsprechen (vgl. 2010, S. 214). Hier werden im wechselseitigen Geben und Nehmen Inputs der Gesellschaft aufgenommen und Outputs in sie transportiert. Da Parteien auch nur eine Form gesellschaftlicher Gruppierungen

sind, gelten diese Regelungen auch für sie (vgl. Bürklin/Welzel 1996, S. 375).

In der Bundesrepublik bildete sich seit der politischen Wende 1989 ein pluralistisch-demokratisches Parteiensystem heraus. Durch das Hinzukommen der östlichen Parteien, gab es die Befürchtung, dass das System sich stark zerklüften und vor allem systemoppositionelle Parteien erstarken würden. Zum Vergleich wurde die Weimarer Republik herangezogen, in der ein solches Parteiensystem vorherrschte. Auf Bundesebene ergaben sich solche Konstellationen nicht (vgl. Niedermayer 2006, S. 119 f.). Jedoch gab es auf Länderebene immer wieder Fälle, in denen Parteien Einzug hielten, welche in eindeutiger Opposition zum gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen System des Landes standen.

Das Parteiensystem trägt bis heute eine „zweidimensionale Konfliktstruktur“ (Niedermayer, 2006, S. 120). Das bedeutet nichts anderes als das Parteien, zur Hervorhebung von Konturen und Existenzberechtigungen immer an gesellschaftlichen Konfliktlinien entstehen. Anders, nur durch die Besetzung gesellschaftlich relevanter Themen, erhalten Parteien eine Daseinsberechtigung, die vom Wähler bestimmt wird. Gleichzeitig markiert dies auch die Abgrenzung zu Konkurrenzparteien. Diese Abgrenzung dauerhaft – zumindest für den Zeitraum des Wahlkampfes – zu mobilisieren, symbolisiert den Wettbewerb.

Bestehende Konflikte zwischen den verschiedenen Parteien werden weniger als Ausdruck verschiedener Interessen wahrgenommen, als vielmehr an der Besetzung differenter Werte.

Diese beziehen sich wiederum auf die gesellschaftlichen Konfliktlinien, welche traditionell ideologisch belegt werden. Der CDU werden dabei die marktwirtschaftlichen und kirchengebundenen Pole zugeschrieben. Der SPD, zum Vergleich, die auf soziale Gerechtigkeit, Verteidigung der Arbeitnehmerrechte beruhenden und säkularen Pole (vgl. Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 17).

Die Pole, also die äußeren Markierungs- respektive Grenzpunkte, werden von den kleineren Parteien besetzt. Einen Pol besetzt die „Die Linke.“ in Form einer Positionierung pro Verteilungsgerechtigkeit durch staatliche Intervention. Der zweite Pol beinhaltet den Konflikt aus autoritären und libertären Wertevorstellungen und –systemen. Vertreter sind auf der rechten Seite die systemoppositionellen Parteien der NPD und den Republikanern. Auf der linken Seite dieses Pols platziert sich die Partei der Grünen. Einher mit der Stärkung der Pole, ging eine fehlende Mobilisierungsfähigkeit der großen Parteien, wenngleich bundespolitisch nur „Die Linke.“ und „Bündnis90/Die Grünen“ davon profitieren konnten (vgl. Niedermayer 2006, S. 120).

Diese Entwicklung verlief mit dem Verlust einer strukturellen Asymmetrie zu Gunsten der CDU. Das bedeutet, dass die Führungsposition, welche die beiden großen Parteien eingenommen haben, und welche primär von der CDU führend ausgestaltet wurde, immer weniger

real war. Stattdessen entwickelte sich eine offene Wettbewerbssituation, die mit größeren Stimmungsumschwüngen verbunden war, als zuvor (vgl. Niedermayer 2006, S. 121).

Unter Asymmetrie ist zu verstehen, dass es kein Gleichgewicht im Verhältnis konkurrierender Parteien gibt. Die CDU hatte im Gesamtbild der 40 Jahre Westdeutschland, die führende Position inne. Die SPD konnte an diesem Thron nur verhältnismäßig kurz rütteln (Regierungsführung von 1969 – 1982, F.B.). Symmetrisch war das Bundesparteiensystem also nicht, wenn unter Symmetrie verstanden wird, dass sich zwei Konkurrenten auf einer Ebene gleichgewichtig gegenüber stehen. Ihre Gegensätze sind dann so in einander aufgelöst, dass sie kaum noch unterscheidbar sind. Auf den verschiedenen Ebenen werden annähernd die gleichen Streitigkeiten ausgetragen und dieselben Bündnisse geknüpft. Im Gegensatz dazu bedeutet ein asymmetrisches Parteiensystem also auch, dass Parteien, die auf einer Ebene kaum existent oder zumindest nicht in der Verantwortung stehen, auf einer anderen im Mittelpunkt stehen können. Bei der Betrachtung der Zusammensetzung der Länderparlamente wird offensichtlich, dass vor allem sie für die Asymmetrie verantwortlich sind, da hier neben den etablierten Parteien auch solche eine Rolle spielen, welche auf bundesdeutschem Niveau marginal sind (vgl. Detterbeck/Renzsch 2008, S. 40). Dies trifft vor allem auf die Parteien der extremen Rechte, als auch auf Parteien/Wahlverbände mit regionalen Hintergründen<sup>6</sup> zu.

Daraus folgt, dass sich die Muster des Wettbewerbs der einen Ebene nicht ohne weiteres auf die andere übertragen lassen.

Auch sind die Parteien gezwungen, für die unterschiedlichen Probleme innerhalb einer Ebene entsprechende Lösungsansätze zu präsentieren und können nicht zwingend auf die Methoden der anderen Ebene zurückgreifen (vgl. ebd.).

Dies wird dadurch deutlich, dass insbesondere nur regional vorkommende Parteien auch einen regional-spezifischen Wahlkampf führen. Ihnen kann möglicherweise vom Wähler eine Spezialisierung auf die tatsächlichen Probleme vor Ort bescheinigt werden. Demnach sind die, auch bundesweit, etablierten Parteien genötigt, es ihnen gleich zu tun.

Gleichwohl vermag es eine erfolgreiche Landesregierung, die sich explizit für das eigene Land einsetzt, den Bundestrends zu widersprechen. Eine besondere Rolle fällt dabei der Variable zu, wie weit die Landesregierung es wagt, sich in kritischen Fragen für das Land zu engagieren, auch bei möglichen Konflikten mit der eigenen übergeordneten Parteisektion (vgl. ebd., S. 48).

Allerdings ist der Parteienwettbewerb immer auch abhängig von der gesamten staatlichen Mehrebenenstruktur. Wahlergebnisse sind nicht nur von der Ausgangsebene beeinflusst, sondern auch von den politischen Verhältnissen auf der anderen Seite. Sie befinden sich somit immer in einer wechselseitigen Abhängigkeit, in der ein dauerndes „Spiel“ der Wirkung und

<sup>6</sup> Als Beispiel ist hier der Südschleswige Wählerverband zu nennen, der in Schleswig-Holstein die dänische Minderheit im Parlament vertritt.

Gegenwirkung abläuft (vgl. ebd., S. 39).

Die sich hieran anschließende Frage, inwieweit die Positionen der Parteien und Parteiensysteme auf Länder- und Bundesebene im Verhältnis zueinander stehen, wird zunächst in drei Punkte unterschieden:

- Das Länderparteiensystem als regionale Variante des übergeordneten Bundesystems
- Die Annahme wechselseitiger Einflussnahme
- Die Bedeutung des Länderparteiensystems als autonome Struktur- und Handlungsebene mit deutlich regionaler Orientierung, abgekoppelt vom Bundesparteiensystem (vgl. Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 25).

Die zentrale Frage, an der sich diese drei Punkte scheiden, ist die, inwieweit die Einflüsse von oben nach unten („top-down“)<sup>7</sup> und von unten nach oben („bottom-up“)<sup>8</sup> vorzufinden sind. Allgemein betrachtet gibt es hierbei eine enge Verknüpfung zwischen Bundes- und Landtagspolitik (vgl. ebd., S. 26). So gelten Landtagswahlen zumindest in Teilen auch immer als Bewährungsprobe für die bundespolitischen Verantwortungsträger. Hervorzuheben ist die Tragweite der Verknüpfung gerade unter dem Aspekt, dass landespolitische Entscheidungen auch immer, zumindest mittelfristig, Einfluss auf die Bundespolitik haben können. Ganz konkret bedeutet dies, dass die Entscheidung einer Landtagswahl und die darauf folgende mögliche Neugewichtung im Bundesrat (durch eine neue, dem anderen Lager zuzuordnende Landesregierung) erhebliche Beeinflussung für die Bundespolitik haben kann. Als eines der markantesten Beispiele hierfür taugt die Ankündigung der Schröder-Regierung auf Neuwahlen, nach der verlorenen NRW-Landtagswahl 2005 und den damit verschobenen Mehrheitsverhältnissen im Bundesrat.

Aufgrund des zunehmenden Parteiwettbewerbs entsteht für die Akteure ein immer größerer Druck diesem gerecht zu werden. Hierauf folgten die Parteien einer Strategie der Verknüpfung von Verteilung staatlicher Handlungsressourcen und Verringerung des Wettbewerbs. Es soll ein gemeinsames Interesse am staatlichen Wohlergehen vermittelt werden (vgl. Decker 2007, zit. in: Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 13). Hiermit wird zweierlei erreicht: 1. eine funktionale Absprache sich als Parteienkonkurrenten auf Augenhöhe nicht „zu zerfleischen“ und als Parteiorganisation auf vorhandenem Level zu überleben, 2. eine Einbindung des Gegners in die Verantwortung. Letzteres führt jedoch auch dazu, ihn in die Pflicht zu nehmen und dieses wettbewerbstechnisch zu instrumentalisieren

Folge dessen ist, dass die Integrationsleistung gegenüber dem Wähler, der Ideologie und ge-

---

<sup>7</sup> Darunter lassen sich z.B. ähnliches Wahlverhalten, als auch programmatische Einflüsse und hierarchische Strukturen verstehen.

<sup>8</sup> Hierfür stehen u.a. die Ausbildung politischen Nachwuchses und das Erproben neuer Parteien bzw. Koalitionen.

sellschaftlichen Trägern nicht mehr gewährleistet werden kann. Die Berufspolitik versachlicht zunehmend die ideell geprägte Parteiorganisation, die sich damit auf die Ebene einer staatlichen Institution begibt (vgl. ebd.). Es setzt eine „Symmetrisierung“ ein, die allerdings dazu führt, dass die traditionelle Besetzung der Konfliktlinien aufweicht. Die entstehende Lücke eröffnet die Möglichkeit, diese durch andere Akteure zu schließen, sei es durch programmatische Auffüllung der eigenen Rolle oder durch Anprangerung der Anderen.

## 2.2 Strategiebegriff

Das vorhergehende Kapitel hat verdeutlicht, dass die politischen Akteure einer Versachlichung des Wettstreits ausgesetzt sind. Dies impliziert die Forderung nach einer Rationalisierung der Handlungen. Das soll jedoch nicht gleichbedeutend damit sein, dass Politik bisher rein situativ und reaktiv geprägt war. Taktisches Agieren ist in seinen Grundzügen ebenfalls rational und entspricht gewissen Vorüberlegungen zum späteren Handeln. Dass Taktik nicht gleich Strategie bedeutet, wird weiter unten deutlich. Außerdem, so Scharpf, ist politisches Handeln zu einem Teil an institutionelle Strukturen und institutionalisierende Normen gebunden (vgl. 2000, zit. in: Raschke/Tils 2007, S. 14). Eine situativ-reaktive Handlung bliebe als zweiter Teil übrig. Dem gegenüber soll das Model einer alternativen strategisch akteursstrukturierten Handlungsbasis stehen.

Machnig stellt kurz und knapp fest, dass der Strategiebegriff zwar in politischen Zusammenhängen oft benutzt würde. Das bedeute aber nicht, dass deshalb auch Strategien und strategisches Handeln dahinter stünden. Politische Akteure als potentiell Bedürftige und Produzenten von Strategien verfügen nur über rudimentäre Ansätze, so die nüchterne Feststellung (vgl. Machnig 2009, S. 416).

Es gilt also, einen handhabbaren Begriff von Strategie zu entwickeln, der über die situativ-reaktive Handlung hinweg führt. Der Strategiebegriff dient dazu, Handeln in seiner strategischen Ausprägung zu überprüfen.

Strategie soll ein Gegenentwurf zu dem Vorwurf sein, dass Politik immer mehr zur blanken Formulierung von Stückwerk verkomme und konkrete Situationen nur nach allgemeinen Stimmungen und Trends behandelt werden (vgl. Sarcinelli 2010, S. 267).

Raschke und Tils haben hierfür ein Standardwerk vorgelegt (2007), an dem sich in der Begriffsfindung orientiert werden soll.

Für sie sind Strategien „erfolgsorientierte Konstrukte, die auf situationsübergreifenden Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulationen beruhen.“ (2007, S. 127). Um Strategien zu erschaffen und

umzusetzen, braucht es Akteure, die „strategisch denkende und (inter-)agierende Handlungsträger“ sind (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 127). Sie sollten idealtypisch so handeln, dass sie sich „zeitlich, sachlich und sozial übergreifend (...) an strategischen Kalkulationen“ orientieren (ebd.). Eine aus diesen Elementen gespeiste Politik richtet sich an strategischen Bezügen aus und grenzt sich von Formen *routinierter* und/oder *situativer* Politik ab (vgl. ebd.). Strategien messen sich vor allem durch den „spezifischen Charakter der ihnen zugrunde liegenden Orientierungen und Kalkulationen“ (ebd.).

Unter Konstrukten verstehen Raschke/Tils Handlungsanleitungen, die die politische Praxis steuern sollen. Programme oder Regeln stellen allein keine Konstrukte dar: „Konstrukte grenzen ein Feld erfolgversprechender Handlungen ab und erhalten Sinn und Richtung durch ihr Fundament von Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulationen“ (2007, S. 127). Dabei müssen Konstrukte nicht immer ausgeformte Konzeptionen sein. Laut Raschke und Tils können auch lose und gedankliche Entwürfe damit gemeint sein (ebd.).

Die Erfolgsorientierung von Konstrukten misst sich nicht an der Formulierung allgemeiner Zielbeschreibungen (Bsp.: viele Wählerstimmen), sondern am Erreichen eines möglichst spezifischen strategischen Ziels (Bsp: z.B. keine demokratisch legitimierte Partei rechts von der CDU<sup>9</sup>) (vgl. ebd., S. 128).

„Strategiefragen sind Machtfragen“ (Machnig 2008, zit. in: Sarcinelli 2010, S. 270) und damit geben sie vor, welche Intention hinter jeder Strategie liegt. Es geht immer um Macht, gleichwohl nicht stets um die absolute Macht des Regierens. Die Machtkomponente ist die sinnstiftende, die herausfordert und anleitet. Um Macht zu erlangen, bedarf es der Orientierung auf Erfolg. Die Fokussierung auf Macht ist nicht gleichzusetzen mit der Orientierung auf Erfolg. Begreift man Strategie nun als etwas rational herbeigeführtes, dann entwickelt sich abgeleitet davon das Verständnis eines *erfolgsorientierten Konstruktes*. Dabei sollte sie idealtypisch kein bloßes Konstrukt bleiben, sondern vor allem als einsetzbare praktische Handlungsanleitung fungieren. Es wohnt dieser der Glaube inne, dass Gewünschtes, durch zielgerichtetes, wohlüberlegtes Handeln erreichbar sei. Dabei geht es nicht um das Handeln selbst, sondern vor allem um die Wirkungen die dadurch erreicht werden sollen (vgl. Wiesendahl 2010, S. 21).

Das Konstrukt unterliegt immer der Erfolgsbezogenheit. Eine Strategie erhält ihren Sinn und ihre Richtigkeit erst in dem Moment, da sie auf ihren Erfolg hin überprüft wird. Ist ein Erfolg nicht die Konsequenz, so lässt sich von einer falschen Strategie sprechen, mag sie auch noch so sehr nach o.g. Punkten ausgearbeitet worden sein. Die Erfolgsorientierung von Strategie

---

<sup>9</sup> Die Zuschreibung als strategisches Ziel ist eindeutig. Interessant wird dieses im Hinblick auf die vorliegende Arbeit deshalb, weil es sich bei der NPD nicht nur um eine Partei handelt, sondern auch um die oberste Spitze einer rechtsextremistischen Bewegung. Die Fragestellung erweitert sich somit um den Part, ob das strategische Ziel nur auf die Partei oder auch gegen die dahinter agierende außerparlamentarische Masse gerichtet ist.



bemisst sich über den situativen Erfolg hinweg. Die Akzeptanz einer Niederlage in der Gegenwart, ist ohne weiteres denkbar, wenn sich daraus die Erfolgsmöglichkeit in der Zukunft realisieren lässt (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 132).

Die strategische Bestimmung, die Raschke und Tils einführen, ist die der situationsübergreifenden *Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulation*. Sie verbindet den wünschenswerten Zustand, mit den zielbringenden Handlungsmöglichkeiten sowie dem situationsübergreifenden sinngebenden Zusammenhang und der rationalen Berechnung (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 129).

Die *Strategischen Ziele* umfassen sowohl Macht-, als auch Gestaltungsziele. Die Forderung, rechts neben sich keine andere, demokratisch legitimierte Partei zuzulassen, beinhaltet beides. Der Machtfaktor kommt dadurch zum Ausdruck, die *einzig*e rechte Partei zu sein, die Anspruch hat im demokratischen System zu agieren. Die Gestaltungsebene dagegen verdeutlicht die Selbstzuschreibung, dass nur *eine* Partei in der Lage ist, rechtes, konservativ-bürgerliches Denken zu fassen und vor allem umzusetzen. Daraus folgt, dass strategische Ziele immer auch kalkulatorischen, also rational berechnenden, Überlegungen zugänglich sein müssen. Das Kernwort heißt „konkret“, eine alleinige Wunschvorstellung („Frieden für alle“) genügt nicht für eine strategische Zielzuordnung. Es muss ein relevanter Ausschnitt der Umwelt erkennbar sein und ermöglicht werden, dass kalkulatorische Überlegungen anschließen („der Weg zur Verringerung militärdiktatorischer Repressalien in Eritrea“).

*Strategische Mittel* sind die Handlungsmöglichkeiten, welche immer auf möglichen Wegen und vorhandenen bzw. zu rekrutierenden Ressourcen beruhen. Beispielgebend sind Kampagnen, eine ganz bestimmte Koalition, Gesetze etc. Die Wege müssen formell (Verfassung oder sonstige gesetzliche Grundlagen) und informell (unkonventionelles Verhalten, außerparlamentarische Bewegungen etc.) unterschieden werden. Darin versteckt sind wiederum jeweils eigene spezifische Faktoren, die zu berücksichtigen werden müssen, also Handlungsabläufe und –zusammenhänge, Anforderung der Mittel usw. Mit Ressourcen sind in diesem Zusammenhang die materiellen und immateriellen Hilfsmittel für das konkrete Handeln gemeint (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 129).

Alle Handlungsmöglichkeiten können grundsätzlich auch strategisches Mittel sein, solange sie erfolgsorientiert und „im Dienst der Sache“ stehen. Allerdings sind sie noch abhängig von den Handlungsfähigkeiten, die auf die Mobilisierung und die Aktivierung von Ressourcen angewiesen sind.

Die strategischen Mittel (Handlungsalternativen) gehen nicht einher mit strategischen Optionen (Strategiealternativen). Die Mittel sind einzelne Aktionen und Maßnahmen

*innerhalb* der Optionen. Als strategische Mittel werden demzufolge Themen, Personen und Symbole verstanden, die im Sinne einer strategischen Nutzbarkeit von strategischen Akteuren eingesetzt werden. Dabei kommt es zur Auswahl, Positionierung und Thematisierung, sodass sie für die strategischen Ziele den entsprechenden Nutzen haben können. Dass die Mittel bisweilen kombiniert und hierarchisiert werden, erscheint nicht weiter diskussionswürdig (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 149 ff.).

Die Wahl der Mittel ist immer auch abhängig von der Umwelt. Sie gibt vor, welche Mittel in welchem Maß zur Verfügung stehen. Außerdem müssen sie gesellschaftlich akzeptiert und legitimiert sein. Es muss ein breiter und übergreifender Konsens der Verwendung bestehen. Sonst läuft der Akteur Gefahr, normative, allgemein hin akzeptierte Grenzen zu überschreiten und damit die Unterstützung der Umwelt zu verlieren (vgl. Wiesendahl 2010, S. 28 f.).

Die *strategische Umwelt* im Sinne von Raschke/Tils ist eine „Akteurumwelt“. Sie besteht aus „Interaktionsakteuren, Arenen und sonstigen institutionell verfestigten und gelegenheitsoffenen Gegebenheiten“ (2007, S. 130).

Die Akteure benötigen im Hintergrund Institutionen, um handeln zu können. Der Zugriff auf institutionelle Unterstützung (z.B. Stiftungen, Vereine, Think tanks etc.) begrenzen oder ermöglichen strategische Handlungen (vgl. ebd.).

Wichtig bei der Betrachtung der Umwelt ist der Standort des Akteurs. So unterscheiden sich „Umwelten“ darin, wo der Akteur sein Handlungsfeld hat. Die strategische Umwelt ist z.B. für das Mitglied einer Programmkommission eine andere (innere Umwelt – Umwelt innerhalb des Parteiapparates), als für das Mitglied der Regierung, das vor allem auf äußere Institutionsunterstützung angewiesen ist und sich danach orientiert (vgl. ebd.).

Die Position der Akteursperspektive wird dadurch verstärkt, dass Umwelt an sich nicht existent ist, sondern nur ein sozial vermitteltes Konstrukt (vgl. Sarcinelli 2010, S. 272). Das heißt, dass sich der Betrachter seine eigene Umwelt schafft. Idealtypisch ist sie heterogen und setzt sich vor allem aus konkurrierenden, strategiefähigen und mit hoher Konfliktfähigkeit beladenen Kollektivakteuren zusammen. Damit besitzt die Umwelt die Möglichkeit durch eigenes strategisches Handeln die Strategie des Kollektivakteurs maßgeblich zu beeinflussen, bis hin zur Aufgabe des jeweiligen, strategisch umzusetzenden Projektes. Wichtig ist, dass der Kollektivakteur die strategisch relevante Umwelt gleichermaßen interpretiert – besonders unter der Berücksichtigung der sozialen Konstruktion von Umwelt. Dies hat Auswirkungen auf die Strategie. Nur das gemeinsame Verständnis der Umwelt birgt die Gewähr dafür die kollektive Strategie dieser anzupassen und sie umzusetzen. Dabei muss die strategische Umwelt vom analytischen Standpunkt aus selektiert werden. Nur die strategierelevanten Aspekte sind hervorzuheben und einzubeziehen (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 152 ff.).

Wiesendahl empfindet es als Durchbruch für die Politikwissenschaft, dass der Aspekt der Umwelt Eingang findet in die Verbindung zu dem altbekannten Ziel-Mittel-Schema. Der Vorteil ist, dass nun auch das Umfeld und die darin vorgehenden Abläufe, Erwartungen und Interessen berücksichtigt werden. Das erwirkt allerdings, dass der Strategiebegriff weiter fassbar ist. Das Anspruchsniveau wird erhöht, da Theorie und Praxis die gesamte Beschaffenheit von Zielen, Mitteln und Umwelt erfassen muss (vgl. Wiesendahl 2010, S. 24). Die strategische Umwelt des Akteurs sollte andauernd Unsicherheiten des Handelns und Unwissen vermindern. Damit erhöht sich die Rolle als Erfolgsfaktor (vgl. Korte 2010, S. 215).

Die Umwelt ist dabei mit einer Vielzahl an Akteuren besetzt, die alle verschiedene Interessen- und Erwartungslagen haben. Diesen gewahr und gerecht zu werden erhöht das Anforderungsprofil je nach der unterschiedlichen Struktur ihrer Zusammensetzung. Der Gegenpol dazu ist die Fähigkeit, sich als strategischer Akteur auf die jeweilige, konkrete Situation zu beziehen und zu konzentrieren. Die gesamte strategische Lage, in der sich der Akteur befindet, ist immer der Prüfstein für die Auswahl an Zielen und Mitteln. Hierin müssen sie sich bewähren und flexibel agieren, notfalls als blanke Illusion aufgelöst werden (vgl. Wiesendahl 2010, S. 30 f.).

*Strategische Kalkulationen* sind Denkopoperationen, die systematisierend und berechnend sind. Dabei handelt es sich nicht um eine negative Zuschreibung, sondern vielmehr um die Verdeutlichung des rationalisierenden, erfolgsorientierten Elements innerhalb einer emotionalisierenden, situativen Ebene des Politischen. Kalkulationen sollen zwischen den eben vorgestellten Erfolgselementen eine sinnhafte und stabilisierende Kausalverknüpfung erstellen. Somit sind sie „erfolgsorientierte Vorteilsberechnungen“ (Raschke/Tils 2007, S. 130 f.).

Im Begriff der strategischen Kalkulation ist auch das *strategische Kalkül* mit inbegriffen. Es umfasst „elaborierte Vorteils- bzw. Erfolgsüberlegungen“ (ebd., S. 131). Voraussetzung dafür ist ein Verständnis davon, dass Strategie Nutzen und Wirkung haben muss. Raschke/Tils heben das „kalkulatorische“ als konstitutives Merkmal für Strategie hervor. Für strategische Denk- und Handlungsweisen ist es unerlässlich. Handlungen, die sich aus Emotionen oder Traditionen speisen, greifen zu kurz und sind für die Entwicklung von Strategien keine zentralen Elemente (vgl. ebd., S. 158).

Die objektiv-hermeneutische Sequenzanalyse wird vor allem die strategischen Ziele und Mittel herausfiltern können. Eingeschränkt gilt das für die strategische Umwelt und Kalkulation. Diese zwei Elemente werden erst beim methodischen Schritt der Kontexteinbindung sichtbar.

Strategie kann sich nur dann als erfolgsorientiertes Konstrukt bewähren, wenn auch tatsächlich strategisch gehandelt wird. Alles Handeln, das nur einem intuitiven und spontanen Ansatz

entspringt, gehört ebenso wenig zu strategischem Handeln, wie allein das zielgerichtete und intentionale Handeln (vgl. Wiesendahl 2010, S. 22).

Strategisches Handeln geht über das situationsbezogene Handeln hinweg. Es grenzt sich in diesem Punkt vom taktischen Handeln ab. Handeln, das sich zeitlich, sachlich und sozial übergreifend ausrichtet und dabei an strategischen Kalkulationen orientiert, wird als strategisches Handeln begriffen (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 138). Strategisch Handelnde sind im Gegensatz zu Taktikern bereit, den Erfolg des Augenblicks, für den Erfolg des größeren Sinnzusammenhangs, auszulassen. Beispiele für einen strategischen Nutzwert sind Regierungserklärungen, die Wahl des Koalitionspartners, Wahlen von Kernpositionen, wohingegen die Auseinandersetzung innerhalb einer medialen Wahlkampfarena unter taktisches Handeln fällt (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 138).

Strategische Handlungen erhalten erst durch ihre Bedeutung für das erfolgsbezogene Konstrukt einen Sinn. Eine Summe von gleichgerichteten Handlungen, ist nur dann Strategie, wenn die Handlungen strategisch intendiert sind. Andernfalls handelt es sich lediglich um Handlungsmuster (vgl. ebd., S. 155).

Raschke/Tils unterscheiden weiterhin in strategisch gemeinte Handlungen und strategisch relevante Handlungen. Strategisch gemeinte Handlungen sind gleich strategische Handlungen. Strategisch relevante Handlungen haben strategische Konsequenzen oder strategierelevante Handlungsmuster als Resultat. Die Folgerung, die beide daraus ziehen, lautet: „Politik umfasst strategisch irrelevante Handlungen ohne Strategieintention und -folgen. Sie dominieren Politik sogar so sehr, dass es zur Aufgabe wird, Strategie nicht im Strudel von Alltagspolitik untergehen zu lassen“ (ebd.).

Um die Ausformungen des strategischen Handelns diskutieren zu können, ist eine grundlegende und einheitliche Definition der Begriffe „politisches Handeln“, „symbolische Politik“ und „faktische Politik“ erforderlich.

Politisches Handeln ist nach Buchstein: „eine intentional herbeigeführte Veränderung eines gegebenen Ist-Zustandes im Bereich der Herstellung und Durchsetzung kollektiv verbindlicher Entscheidungen.“ (2012, S. 18). Nach Massing ist Handeln eine Unterkategorie von Verhalten, da Menschen sich „nicht nicht verhalten“ können (2012, S. 259). Es kristallisiert sich heraus, wenn die Umwelt aktiv durch produktives Handeln gestaltet wird. Dies kann auch Prävention oder – als Sonderfall – Unterlassung beinhalten. Vom Verhalten im Besonderen grenzt es sich durch eine zielgerichtete Motivation ab (vgl. ebd., S 259 ff.). Politisches Handeln wird als das Handeln von Bürgern, Politikern oder politischen Kollektivakteuren verstanden. Je nach Akteur unterscheiden sich die Ebenen auf und die Dimensionen in denen gehandelt wird (vgl. Buchstein 2012, S. 18 ff.). Im Rahmen der Untersuchung werden Handlungen von Politikern

analysiert. Diese sind einem politischen Kollektivakteur zuzurechnen. Buchheim postuliert, dass Politiker für möglichst viele Wähler als Wahloption taugen müssen. Deshalb muss es ihr Kalkül sein, so viele Wähler wie möglich anzusprechen. Diese Notwendigkeit wiederum verlangt, in programmatischen Aussagen unklar zu bleiben, um Wählerinteressen nicht grundsätzlich auszuschließen (vgl. Massing 2012, S. 26).

Von symbolischer Politik oder „Symbol“ wird nach dem hier erläuterten Handlungsverständnis dann gesprochen, wenn die untersuchten Reden und Papiere nicht in faktischer Politik münden. Das heißt, ihnen folgen keine verbindlichen Taten. Die Reden und Papiere stehen dann innerhalb eines symbolischen Rahmens für sich allein. Jessen grenzt symbolische von faktischer Politik an dieser Schnittstelle ab: „Symbolische Politik ist eine Politik der Zeichen: der Worte, Gesten und Bilder.“ (2006, S. 1). Diese symbolische Politik kann, auch wenn ihr keine Fakten in Form von Gesetzesvorschlägen, Anträgen, parlamentarischen Anfragen, Initiierung von Kampagnen o.ä. (ebd.) folgen, dennoch strategisch sein, wenn sie dem Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulation-Verständnis untergeordnet ist.

Politisches Handeln kann demnach sowohl symbolisches, wie auch faktisches Handeln innerhalb eines politischen Rahmens sein. Die CDU ist ein politischer Kollektivakteur, handelt demzufolge auch politisch. Ob sie dieses politische Handeln symbolisch oder faktisch ausfüllte, wird im weiteren Verlauf der Arbeit geklärt.

Auch strategisches Handeln kann sowohl symbolisch wie faktisch sein. Symbolische Handlungen, wie Reden können einem strategischem Ziel folgen, nämlich der Repräsentation eines inhaltlichen Verständnisses. Faktisch wird es dann, wenn die Reden durch Gesetze, Aktionen, Kampagnen vervollständigt werden. Strategisch ist Handeln immer dann, wenn es dem Verständnis der Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulation folgt. Die Darstellung eines symbolischen oder faktischen Nutzens muss in einem zweiten Schritt erfolgen.

Als abgrenzendes, definitorisches Element von Strategie wird außerdem der Kontext begriffen, der über die Situation hinausgeht. Situationsübergreifend meint Handeln in sozialer, zeitlicher und sachlicher Hinsicht: „Das Übergreifende bezieht sich auf mögliche Variationen im Zeitverlauf, auf verschiedene Sachzusammenhänge ... und auf vielfältige Beziehungen zwischen relevanten Akteuren“ (Raschke/Tils 2007, S. 131).

Situationsübergreifend, als grundsätzlicher Indikator von jeglicher strategischer Zuordnung, ist der elementare Unterschied zu *taktischem Handeln*. Dieses ist situativ geleitet und auf Einzelsituationen beschränkt. Gleichwohl ist Taktik in verschiedenartiger Ausprägung auch ein Element einer ausgearbeiteten Strategie, aber nur eines und nicht das Alleinige.

Taktisches Handeln grenzt sich auch dadurch ab, dass der Erfolg auf den Moment konzentriert ist, während Strategie beinhaltet, für den Gesamterfolg, auch eine Niederlage in Einzelsituationen hinzunehmen bzw. einzukalkulieren. Längerfristige Erfolgchancen thronen über denen des Augenblickes (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 131 f.).

Korte legt für die Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulation das Management von Information als zusätzliches Grundelement an. Es stelle die zentrale Machtressource dar. Sie verleihe nicht nur die Möglichkeit einer problemlösenden Argumentationskette, sondern auch Indikatoren und Anhaltspunkte zur Machtsicherung. Deshalb ist es wichtig, so viele Informationen wie möglich zu erhalten, obwohl zur politischen Handhabbarkeit eine natürliche Verzerrung und Reduktion stattfindet. Informationen sowie die Quellkontakte zu besitzen und zu pflegen, stellt für Korte den heutigen Zugang zu Macht dar. Gleichsam muss auch die kommunikative Komponente politischer Macht betrachtet werden (vgl. Korte 2010, S. 215).

Kommunikation ist als Bestandteil von Politik zu verstehen. Es abzutrennen wäre schadhaft, da sich die Dimensionen zwischen beiden stets potentiell vermischen. Sarcinelli greift auf Hannah Arendt zurück, wenn er darlegt, dass Reden, als Kommunikationsform, immer auch Handeln ist (vgl. 2010, S. 268 f.). Nichts steht für sich allein, sondern immer im Verbund. Macht bildet sich selbst erst im Gruppenkontext eines kommunikativen Handelns heraus (vgl. Habermas 1992, zit. in: Sarcinelli 2010, S. 269).

Im Rahmen moderner Politik hat Kommunikation ein konstitutives Element in sich. Sie macht Politik für viele überhaupt erst wahrnehmbar und konstruiert so politische Wirklichkeit (vgl. Sarcinelli 2009, S. 93).

Moderne Kommunikation wird zuweilen nicht mehr als „Verständigung“ interpretiert. Stattdessen geht es darum die Aufmerksamkeit in Medien und Publizistik zu erhalten (vgl. ebd. 2010, S. 269). Die Demonstration der Handlungsfähigkeit, liegt über dem Kern des tatsächlichen Handelns und Vermittelns der Taten.

Kommunikation spielt also eine andere Rolle, als die bloße Demonstration. Sie ist der nach außen tragende Handlungsstrang von Strategie. Anders formuliert ist sie der „zentrale Operationsmodus“ (Marcinkowski 2002, zit. in: Sarcinelli 2010, S. 271). Doch nicht allein die Darstellung von Politik ist ihr Kennzeichen, auch die verschiedenen Zwischenbühnen der Vermittlungsabläufe sind einzubeziehen. Je mehr strategische Politik kommunikativ ist, in Darstellung und Entscheidung, desto mehr erhöht sich die Chance auf eine legitimierende Wechselwirkung mit den Adressaten (vgl. Sarcinelli 2010, S. 271, vgl. Diermann 2013, S. 214 ff.).

Die Schwierigkeit für den Akteur liegt nicht nur darin gute Politik zu machen, sondern auch die Bürger davon zu überzeugen. Es geht hierbei um die Steuerung von Erwartungen und die

Vermittlung einer Orientierung (vgl. Sarcinelli 2010, S. 288).

Daraus lässt sich die Frage ableiten, worauf die Kommunikation des jeweiligen Kollektivakteurs abzielt. Auf die Vermittlung von Strategie, bemüht um nachträgliche Legitimation und reine Präsentation der Ergebnisse? Oder wird der Entscheidungsprozess der Strategieentwicklung bereits kommunikativ begleitet? Idealtypisch lässt sich daraus die Forderung herleiten, dass Kommunikation die sich bewegende, flexible Strategieentwicklung präsentieren sollte (vgl. ebd., S. 278 ff.). Strategie sollte so kommuniziert werden, wie sie auch definiert wird: Über die Situation hinaus. Erst dadurch gewinnt auch die Kommunikation an strategischem Profil (vgl. Sarcinelli 2010, S. 294).

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, was Strategie sein sollte und welche Elemente sie kennzeichnen, nicht aber, wie sie entsteht. Für ein komplexes Verständnis des Strategiebegriffes erscheint es sinnvoll, einen kurzen Blick auf die Herausbildung von Strategien zu werfen.

Zur Bildung von Strategien benötigt es die *Fähigkeit* dazu. Sie setzt Bewusstsein, Willen und Ressourcen zu strategischem Handeln beim Kollektivakteur voraus. Um dies analysieren zu können, ist es erforderlich den Kollektivakteur in seiner Zuordnung als soziale Gruppe aufzuspalten. Für die Bildung und Umsetzung von Strategien benötigt es *strategische Akteure*. Als strategischer Akteur wird ein strategisch denkender und agierender Handlungsträger verstanden, der auf variable formelle und informelle Organisationsstrukturen zurückgreifen kann (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 140). Ein kollektiver Strategieakteur besteht aus mehreren institutionellen Positionen, mit verschiedenen Aufgaben in Bildung und Umsetzung von Strategien. Die Entwicklung von Strategien erfolgt nicht durch einen Gesamtkteur, sondern durch „assozierte Individuen und ausdifferenzierte Teilakteure“ (ebd., S. 142). Dazu zählen strategisches Zentrum, operative Leitung und der strategische Apparat.

Raschke und Tils beschreiben das *strategische Zentrum* als ein Netzwerk von „Schlüsselfiguren“. Diese sind damit beauftragt, eine strategische Linie zu erarbeiten. Es ist mit anderen Teilen des Kollektivakteurs lose verbunden und profitiert von den unterschiedlichen Ressourcen innerhalb des Akteurs (z.B. themenspezifische Beratung) (ebd.). Es wird besetzt durch Spezialisten eines Themengebietes oder mit einer besonderen strategischen Kernfähigkeit. Als informelles Netzwerk, bestehend aus einem kleinen Personenkreis, soll eine Konzentration in personeller und wissenstheoretischer Hinsicht erreicht werden. Auch die Verflechtung verschiedener Handlungsbereiche ermöglicht die bessere Arbeitsfähigkeit des strategischen Zentrums. Somit können verschiedene ausdifferenzierte Institutionen besser vernetzt und koordiniert werden (vgl. Machnig 2009, S. 422; vgl. Raschke/Tils 2007, S. 282 ff.).

Im strategischen Zentrum sollte die kommunikative Komponente der Vermittlung von Politik

und deren Planung verbunden sein (vgl. Korte 2010, S. 219). Sarcinelli deutet ebenfalls daraufhin, dass in den institutionellen Rahmenbedingungen Akteure, System und Personen interagieren und so Strategien herausbilden (vgl. Sarcinelli 2010, S. 281). Das strategische Zentrum ist also die Konzentration institutioneller Interaktionsbeziehungen.

Es ist besetzt durch Strategieexperten und/oder Gelegenheitsstrategen. Letztere sind zumeist Experten für bestimmte Felder, die sowohl politisches Handeln als auch die Tätigkeiten um politische Prozesse herum betreffen können. Dabei ergibt sich die Möglichkeit, dass strategische Variablen zur Unterstützung abfallen. Strategieexperten dagegen verstehen sich hauptsächlich auf strategische Analysen und Vorschläge. Dies kann sich auf bestimmte Bereiche politischen Handelns beziehen, als auch auf strategisches Wirken ganz generell (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 296 ff.).

Die *operative Leitung* ist verantwortlich für die Prozesse der Strategiedurchsetzung und benötigt dafür spezifische Kenntnisse, Fähigkeiten und vor allem Entscheidungskompetenzen (vgl. ebd., S. 142).

Im *strategischen Apparat* wiederum laufen Teile der operativen Leitung (Landes- und/oder Bundesgeschäftsführer, also Personen mit mannigfaltigen Rollen innerhalb der Partei) sowie ganz spezielle Strategieexperten zusammen. In ihm wird die Strategieentwicklung weiter professionalisiert und methodisch unterfüttert, als auch Strategieentscheidungen vorbereitet (ebd.).

Für diese akteursabhängige Strategieentwicklung sind Kompetenzen in den Bereichen Formalisierung, Stabilisierung, Kontrolle von Zielsetzungen, Positions- und Rollenzuweisungen notwendig, genauso wie die Zuordnung von Ressourcen (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 273).

Als weitere Elemente erweisen sich die *Strategiefähigkeit* und *Strategiekompetenz*.

*Strategiefähigkeit* meint die besondere Qualität einer Zielverfolgung eines spezifisch befähigten Kollektivakteurs, im Sinne der situationsübergreifenden erfolgsorientierten Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulation Verknüpfung. Die Strategiefähigkeit teilt sich auf in drei Elemente: Führung (Bsp.: klare und erkennbare Führungsstrukturen; akzeptierte Führungsfiguren, Geschlossenheit der Führungsebenen), Richtungsfrage (Bsp.: transparente programmatische und ideologische Ausrichtung: „Pro Erhalt des Euro“) und Problempolitik (Bsp.: wachstumsorientierte EU-Wirtschaftspolitik im Angesicht der Schuldenkrise einzelner Mitgliedsstaaten).

Worauf die Auslegung von *Führung* in diesem Sinne hinaus will, ist die Deutung des o.g. strategischen Zentrums. Die Bestimmung der *Richtung* ist ein grundlegender Ablauf für den Kollektivakteur. Hierin liegt die Quelle für die Orientierung, die Motivation und Legitimation



des Handelns der rahmengeleiteten Individualakteure. Erst über die Richtung werden der Sinn und die Identifikation des Kollektivakteurs gelenkt. Dies hat vor allem normativen, denn strategischen Charakter. Richtungsfragen sollten in ihrer Bemessung ausgewogen tariert sein. Zum Beispiel endet eine zu große Festlegung auf Machtfragen in einer Ausprägung eines Machtmodells mit undifferenzierten Werten. Ist die Linie der politischen Richtung geklärt, kann sich erst daran die jeweilige Strategie anschließen. Je klarer also die vorherige Deutung der richtungspolitischen Ausprägung ist, umso effizienter ist die Bildung und die mögliche Funktionsweise von darauf bezogenen Strategien.

Ideen spielen eine entscheidende Bedeutung. Sie sind handlungsrelevante, zuspitzende Deutungsmuster, die auf der Basis von Werten und Zielen interessengeleitet eingesetzt werden. Ihre Wichtigkeit beruht darin, dass sie immer auf neue Verhältnisse angepasst werden können, während Ideologien von einem festen Standpunkt ausgehen und daher vergleichsweise fest stehen. Bei der Bestimmung der politischen Richtung müssen also drei Komponenten bedacht werden: Werte/Ziele/Instrumente, Interessen und Ideen. Richtung wird somit zum Indikator für Orientierung und Abgrenzung. Dabei ist sie eingebettet in Tradition, gegenwärtige Tendenzen und machtpolitische Abwägungen. Hier knüpfen dann strategische Überlegungen an, denn Strategie orientiert sich selbst an der Ausrichtung der Partei. Dabei ist die Richtung immer wieder „Gefahren“ ausgesetzt, die durch einen gesellschaftlichen Wandel, politische Nachfrage oder Richtungswechsel anderer politischer Akteure hervorgerufen werden kann und selbst zur Änderung bestimmter Richtungssequenzen auffordert.

Dokument einer Richtungsverortung ist insbesondere das Parteiprogramm. Hier gelten mehr als sonst normative Festlegungen, da das Programm Orientierung darstellen soll. Machtpolitische Erwägungen kommen hier noch nicht so stark zur Geltung (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 315 ff.).

Die Ausprägung von Führung, Richtung, sowie der Befähigung zur bzw. Ausrichtung auf Problempolitik bestimmt die verschiedenen Stufen der Strategiefähigkeit. Je ausgeprägter diese Punkte vorhanden und geklärt sind, umso höher ist die Wahrscheinlichkeit auf positive Wahrnehmung beim Wähler. Dieser erwartet diese Kompetenzen als Qualitätsnachweis einer Partei. Zwar gibt es auch die Möglichkeit, die Strategiefähigkeit erst nach der Wahl zu erlangen, in Form vom „learning-by-doing“, die Siegchancen werden gleichwohl durch den vorherigen Nachweis von Kernkompetenzen erhöht (vgl. ebd., S. 274 f.).

Strategiefähigkeit bedeutet im Verweis auf die Kritikpunkte immer auch das Handling von Nichtwissen und Unsicherheit. Darauf basierende Entscheidungsfähigkeit im Zusammenhang mit innerer Überzeugung bildet die Fähigkeit zur Strategie ab (vgl. Korte 2010, S. 212).

Korte weist deshalb auf ein weiteres Element hin und fasst dies mit dem Orientierungswissen

zusammen. Es beinhaltet den Ausgleich von Informalität und Formalität, die Kraft der Deutung von Kommunikation, die punktuelle Beschleunigung sowie Entschleunigung und als Grundstock jeglicher Orientierung, die auf Werten basierende Programmatik (vgl. Korte 2010, S. 212 f.).

Allerdings wird die Fähigkeit zur Strategie im Allgemeinen untergraben von der Schnelllebigkeit des politischen Alltags. Der Zwang zum Taktieren (v.a. im medialen Kommunikationsraum) lässt eine strategische Bestimmung der Taktik nur schwerlich zu (vgl. Machnig 2009, S. 421).

*Strategiekompetenz* beinhaltet im Wesentlichen zwei Komponenten: Wissen und Management. Wissen bezieht sich auf gemachte Erfahrungen, Lernen und die Bereitschaft dazu, sowie Reflexionen in Hinblick auf strategische Kenntnisse. Managementfertigkeiten sind Kenntnisse in Organisation, Koordinierung und Durchsetzung für spezifische Kompetenzfelder. Das Sammelsurium an Kompetenzen befähigt den Akteur sich selbst zu definieren, eine Profilstilisierung durchzuführen und Erwartungen zu lenken und anzubieten. Er hat damit die Selbststeuerung des Kollektivakteurs in der Hand und ist weniger an äußere Steuerungsversuche gebunden (vgl. ebd., S. 320 ff.).

Professionelles Strategiewissen ist ein Teil der Strategiefähigkeit und erhält insbesondere für das Bilden und Steuern von Strategie Bedeutung.

Es stellt eine „Zwischenstellung zwischen reflektierter, an Eigeninformation arbeitender Praxis sowie anwendungsbezogener, generalisierender Politikwissenschaft“ (ebd. 2007, S. 328) dar.

Gerade hier ist das Management von Wissen wichtig, gestaltet es doch das Ziel, welches sich am Prozess von Wissensaneignung orientiert. In Betracht strategischer Expertisen wird auf eine Vielzahl von wissensgenerierenden Informationen zurückgegriffen, deren Zuführung und Nutzung gesondert gesteuert werden muss.

Dafür benötigt es fachliche und personelle Ressourcen in der Beschaffung und Verarbeitung von Wissen. Die darauf zu erfolgende Weitervermittlung an die handelnden Akteure ist das Ziel von Wissensmanagement. Sich daraus ableitende strategische Expertisen sind gegenwärtig jedoch, laut Raschke und Tils, noch Mangelware (vgl. 2007, S. 329).

Für das Handeln einer Regierung gelten in Anbetracht der empirischen Vorlage der Arbeit noch einmal speziellere Faktoren, auf die Korte hinweist.

Es ist die Kombination aus Entscheidungsstilen und Steuerungsformen. Politik muss steuerbar, vermittelbar und umsetzbar sein. Daraus folgt die hohe Bedeutsamkeit von Kommunikation und also Sprache. Sprache ist für den Transport von Politik ein elementares Instrument. Daher besitzt sie eine hervorgehobene Machtrelevanz.

Die Zusammenführung von Zeitstrukturen und zeitlichen Dynamiken stellt dabei eine große Herausforderung für politische Strategien dar. Man muss abschätzen, wann Strategien zur

Problemlösung in der Legislatur den richtigen Zeitpunkt erwischen. Außerdem muss kalkuliert werden, wann die „Erträge“ politischen Handelns (in Form von Wählerzustimmung) die Kosten (unliebsame Reformen) übersteigen mögen. Würde darauf verzichtet, gäbe es auch keine Planungsfähigkeit mehr.

Somit wird der Faktor Zeit zum Schlüsselbegriff, dem sich gesondert gewidmet werden sollte. Sowohl von den Strategen als auch von der analysierenden Wissenschaft (vgl. Korte 2010, S. 219 ff.). Das Springen von Thema zu Thema, die kurze Haltwertzeit im medialen Kontext erschwert strategisch-seriöses Denken und Handeln, löst aber die Notwendigkeit nicht auf.

### 2.2.1 Theoriekritik

Die Kritik an der Analyse und der Bildung von Strategien im o.g. Sinne fokussiert sich vor allem auf die Unmöglichkeit ihrer Realisierung. Korte weist zum Beispiel auf ein inkonstantes Bild von politischer Umwelt hin. Eine sinkende Erwartungssicherheit und der sich verstärkende Zwang nach souveränen Reaktionen auf „vorgeworfene“ Themen, lassen die Möglichkeiten zu durchdachten, rational abgewogenen Entscheidungen und Strategien merklich sinken. In diesem Zusammenhang verwahrt er sich dagegen, dass eine institutionelle strategische Regierungsführung möglich sei. Denn eine kausale Abfolge von Bedingung und Folge gibt es in der sich rasch bewegenden und verändernden Politikwelt nicht (vgl. Korte 2010, S. 212).

Strategische Analyse führt nicht zu einem fertigen Handlungsablauf, der je nach Problemlage passend angewandt werden kann. Dies ist auch nicht möglich. Dafür gibt es zu viele, sich stets in Bewegung befindliche, Variablen, wie etwa die politische Umwelt. Auch veränderte Ausgangsbedingungen, neu auftretende Problemlagen, Ablösung und Neuinstallation von Akteuren zählen dazu. Strategie soll die Machbarkeit bieten, aus dem Abschätzen von Kontext- und Wirkungs-Ketten sowie deren Wechselbeziehungen Schlüsse zu ziehen (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 19).

Generell wird in der kritischen Begutachtung eine grundsätzliche Unsicherheit und Ungewissheit der Umwelt ausgemacht, die so unbegrenzt ist, dass der handelnde Kollektivakteur zu einem strategischen Handeln nicht fähig ist. Er wirkt hilflos und rationale Handlungsweisen würden anmaßend erscheinen. Die Möglichkeiten zu gewünschten Ergebnissen unter rationaler Zielführung sind demzufolge eingeschränkt. Stichwörter für die Brüchigkeit des strategischen Umweltbegriffes sind: unsichere *gemeinschaftliche* Handlungsfähigkeiten oder –zusammenhänge, verschränkte Akteurskonstellationen, inkompatible Handlungslogiken, asymmetrische Machtverteilungen, mangelnde *gemeinsame* Problemantizipation innerhalb des Kollektivakteurs, kognitive Begrenzungen, fehlende Kriterien für eine passende Problemlösung,

fehlende Evaluation etc. (vgl. Schimank 2005, Wiesenthal 2006 zit. in: Raschke/Tils 2007, S. 17).

Raschke und Tils sehen diese Problematiken ebenfalls und schließen an, dass daraus die Notwendigkeit von strategischem Denken und Handeln erst sichtbar wird. Würden die Problematiken ohnmächtig hingenommen, würde auch Politik weiter primär taktisch und situativ-reaktiv ausgerichtet sein. Daraus abgeleitet soll es möglich sein, eine politische Steuerung zu ermöglichen, die wissenschaftlich fundiert ist (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 17 f.).

Wiesendahl sieht rationale Grenzen der Machbarkeit von Strategiebildung. Dabei greift er auf ein Modell des „rational man“ zurück, welches sieben Annahmen mit sich führt. Der jeweilige Akteur handelt erstens immer nach intentionalen Zielen, die zweitens mit seinem eigenen Interesse in Verbindung stehen. In der dritten Annahme handelt es sich um ein ausführendes Individuum, das viertens bewusste Wahlhandlungen trifft. Seine stabile Ordnung an Präferenzen bestimmt Punkt fünf, während sich der Sechste damit beschäftigt, dass er aus mehreren Wahlmöglichkeiten die auswählt, welche für ihn die größten Erfolgsmöglichkeiten bietet. Im siebten Punkt stellt sich der „rational man“ als Wesen dar, welches über einen umfassenden Informationsgehalt verfügt, als auch über ein Konsequenzbewusstsein, was im Falle der Umsetzung geschieht (vgl. Wiesendahl 2010, S. 32). Dies sind sehr hohe Erwartungen, die an einen Akteur gestellt werden, denen er aber nur durch ein hohes Maß an Bewusstsein und Reflexionsfähigkeit annähernd gewahr werden kann.

Dies wird auch durch die Argumente gestützt, dass die kognitiven und physiologischen Gegebenheiten des Einzelnen begrenzt sind. Er befindet sich einem Prozess, in dem er sich fortwährend der Meinungs- und Willensbildung stellt. Allerdings nicht seine eigene, sondern die anderer, nämlich über das, was sie wollen, sollen und können (vgl. Saretzki 2010, S. 136). Darüber hinaus sei es schwierig, sämtliche Informationen für den Umstand des Umfassenden zu generieren. Auch sei die Wirkung von Handlungen in der Zukunft nur schwer abschätzbar und zum Dritten grenze es an Unmöglichkeit, sämtliche Entscheidungsalternativen zu erfassen (vgl. Simon 1981, zit. in: Wiesendahl 2010, S. 32 f.).

Aus der begrenzten kognitiven Fähigkeit der allumfassenden Erfassbarkeit leitet sich ein weiterer Ansatz ab, der darauf hinausführt, dass die Ziele lückenhaft und damit unpräzise sind. Die Ausgangssituation wird nicht ausreichend differenziert betrachtet, was in der Folge zur eindimensionalen Fortführung der Strategiebildung verleitet. Darin würde auch festgehalten, wenn sich ergeben hätte, dass sich Umstände ändern oder als anderweitig darstellen. Somit würde der Gesamtzusammenhang aus dem Auge verloren, was über kurz oder lang zum Scheitern des strategischen Handelns führe. Dabei ist der Entscheidungsträger stets der Gefahr von lückenhaften Informationen ausgesetzt, da er selbst in einem Kreislauf hoher komplexer

Zusammenhänge und Intransparenz wirkt (vgl. Dörner 2006, zit. in: Wiesendahl 2010, S. 34).

Als weiteres Problem wird die gegenseitige Abhängigkeit der verschiedenen, in Wechselwirkung zueinander stehenden Strategien gesehen. Dass es gelingt, deren Agieren und Reagieren von vornherein abzuschätzen und in die eigene strategische Denkweise einfließen zu lassen, wird für illusorisch gehalten. Allerdings gilt auch das „Strategische Zentrum“ nicht als Hort rationaler Denk- und Handlungsweise. Auch wenn es institutionalisiert ist, bietet es keine Gewähr für objektiv-rationale Bildung von handlungsleitenden Schlussfolgerungen (vgl. Wiesendahl 2010, S. 35 ff.). Die Mitglieder selbst sind den gleichen Bedingungen, wie jeder einzelne strategische Akteur und damit den gleichen Gefährdungen unterworfen.

Eine weitere Grundkritik, die sich hieran anknüpfen lässt, ist diejenige der Praxisferne strategischen Denkens. Das Hauptargument ist, Wissenschaft und Politik kämen zu wenig miteinander überein. Die Wissenschaft sei zu weit weg von der Praxis und damit für die Politik nicht fassbar.

Aufgrund täglicher Belastungen von politischen Akteuren (Zeitmangel, Konkurrenzdruck, politischer Handlungsdruck etc.) wird der Zugang zu theoretischen Alternativen erschwert. Insbesondere dann, wenn sie das Selbstverständnis von Politik als alleinige Strategie- und Taktikproduktion angreifen.

Strategisches Denken ist die Grundlage dafür, um in politische Handlungsebenen zu kommen, in denen der Instinkt maßgeblicher ist als der Verstand. Dies trifft, aufgrund der Hervorgehobenheit solcher Positionen, nur auf den geringeren Teil der Akteure zu. Die meisten müssen nach einem bestimmten Handlungsrahmen arbeiten (vgl. Raschke/Tils 2007, S. 21).

Die Folge, die sich aus den kritischen Einwänden ergibt, ist die der strategischen Selbstbegrenzung. Politischer Erfolg ist nicht nur von Strategie abhängig, sie aber kann ein Hilfsmittel sein. Selbst wenn eine gute Strategie erarbeitet wurde, heißt das nicht, dass sie auch Erfolg versprechend umgesetzt sein muss. Hier treten verschiedene Bedingungen zu Tage, die gleichfalls auch für den Misserfolg zuständig sein können. Schon zwischen dem strategischen Konzept und den akteursabhängigen Handlungen ist die Möglichkeit einer Diskrepanz vorhanden (vgl. ebd., S. 25).

### 2.2.2 Arbeitsbegriff

Wiesendahl (2010, S. 38 ff.) hat aus diesen Begrenzungen einen pragmatischen Strategiebegriff erarbeitet, der für die vorliegende Arbeit genutzt werden soll: Strategie „entfaltet sich darin Zukunft auf der Basis nachvollziehbarer Annahmen und Vermutungen und Erfahrungen

vorausdenken und bei dem In-Beziehung-Setzen von Lage, Zielen und Mitteln Evidenz, Intuition, Fantasie, Antizipationsgefühl, ganzheitliches Denken und Plausibilität walten zu lassen.“ (Wiesendahl, S. 41).

Trotz der Grenzen, die Rationalität und Machbarkeit stellen, darf auf die Annahme von zielgeleiteten Handeln nicht verzichtet werden. Denn nicht alles ist durch Zufall oder Schicksal bestimmt, sondern verfolgt bestimmte Interessen und Erwartungen. Erst daraus ergibt sich auch die Überprüfbarkeit von Handlungen in einer bestimmten Absicht (vgl. Saretzki 2010, S. 139). Wichtig bleibt die Verbindung von Zielen, Mitteln und Umwelt als konstituierendes Element. Dabei ist jedoch die Realitätsausrichtung von bedeutendem Maße. Am Realismus ausgerichtete Strategie bedeutet „Erfolgchancen zu suchen und gleichzeitig die Gefahr der Fehlkalkulation und die Logik des schlichten Scheiterns als integrale Komponenten mit in die Strategieentwicklung und deren Umsetzung einzubeziehen.“ (Wiesendahl 2010, S. 41). Strategie muss fortwährend der praktischen Bewährung unterliegen und somit immer einen Rücklauf an Informationen und flexibler Handhabung bieten.

Das bedeutet auch, dass bei der Suche nach Erfolgsaussichten die gegebene Möglichkeit des Scheiterns und dessen Logik nicht außer Acht gelassen werden darf. Durch die fortdauernde Rückkopplung zwischen Theorie und Praxis ergibt sich, dass strategisches Handeln und Denken sich nicht voneinander lösen lassen. Vielmehr bedarf es einer ganzheitlichen Betrachtung dessen. Das „Denken, Entscheiden, Umsetzen, Lernen und Anpassen“ (Wiesendahl 2002, zit. in: Wiesendahl 2010, S. 41) sind eng miteinander verknüpfte Punkte, die zu einem pragmatischen und reflexiven Strategiebegriff beitragen.

Informationen als Machtressource müssen zeitnah aufgenommen und in die Strategie vermittelt werden (vgl. Korte 2010, S. 214). Somit gelingt es Strategie sich flexibel auf verschiedenartig darstellende Situationen einzustellen. So wird Strategie handlungs-, lern- und anpassungsfähig für den politischen Alltag (vgl. Wiesendahl 2010, S. 42).

Es sollte deutlich geworden sein, warum es Sinn ergibt, das Wirken von Parteien auf seinen strategischen Gehalt zu überprüfen. Parteien befinden sich in einem Wettbewerb, der gesteuert wird von Machtbestrebungen und der Durchsetzung ideologisch geprägter Interessen. Die CDU, als elementarer Bestandteil des deutschen Parteiensystems, muss sich diesem Druck in herausragender Weise stellen, will sie ihrem Anspruch als die führende Volkspartei gerecht werden.

Nachdem nun das theoretische Fundament der Arbeit abgesteckt wurde, sollen im Folgenden die zu untersuchenden Akteure näher betrachtet werden. Aus diesem Rahmen heraus werden dann die regionalen Akteure analysierbar gemacht.

### 3. Konservatismus – Dilemma zwischen Bewahren und stetigem Wandel

Bei der Recherche verschiedener wissenschaftlicher Beiträge zum Konservatismus wird schnell deutlich, dass es keine eindeutige Definition gibt. Entscheidend ist die Herangehensweise und der Blickwinkel des Betrachters. So gibt es eine epochal-historische Betrachtungsweise, wie auch den Versuch einer universalistischen Annäherung. Der dritte Ansatz ist als situationsspezifische soziale Normenanpassung zu verstehen (vgl. Lenk 1994, S. 147 f., vgl. Walkenhaus 1997, S. 34 f.).

Wird der erste Erklärungsansatz näher beleuchtet, so entsteht nach Schiller der historische Konservatismus als Gegenreaktion des durch die französische Revolution geborenen Liberalismus, der insbesondere monarchische bzw. feudalistische Gesellschaftskonzeptionen erfolgreich in Frage gestellt hat (vgl. Schiller 2002, S. 465). Der Konservatismus ist demzufolge ursprünglich damit eine Gegenposition zu antimonarchistischen, republikanischen und aufklärerischen Bestrebungen, die sich insbesondere auf die Umwälzung bestehender Feudalverhältnisse in systemischer und rationaler Form orientierten. Die Gegenposition beinhaltete die Ablehnung der individuellen Freiheit, der theoretischen Gleichheit der Menschen vor dem Staat und der Neuordnung des Staatswesens. Ebenso negiert wurden die Bestrebungen hierarchische Strukturen im Klassendenken aufzulösen sowie die Distanzierung der Kirche vom politischen Einfluss auf den Staat (vgl. ebd.). Eine besondere Rolle in dieser Entwicklung spielte die Industrie, die eine neue revolutionäre Kraft hervorbrachte, die der Bourgeoisie, und somit alte, bestehende Eigentumsverhältnisse aufbrach und neue Bewusstseinsfragen der einzelnen Gesellschaftsmitglieder aufwarf (vgl. Marx/Engels 1970, S. 28). Die Reaktion strebt die monarchistische Legitimierung der Verfassungsgebung, die Verstärkung traditioneller Werte, Autoritäten und Normen, die Gliederung der Gesellschaft nach hierarchischen und herrschaftlichen Aspekten an (vgl. Schiller 2002, S. 465). Dieses Bewahren-Wollen trägt in sich das Potential, im Angesicht der Konfrontation des Neuen, autoritäre Strukturen und politisches Handeln aufzubauen (vgl. Stegmann 1983, S. 201). Verankert war dieses Denken und Handlungsbestreben vor allem im Adel und der Aristokratie, welche durch die aufkommenden Ideen der Autonomie des Individuums eine Bedrohung bisheriger Ständebeziehungen sahen. Es entwickelte sich eine konservativ-organische Staatslehre, die sich an einer Einheit zwischen Fürst und Volk orientierte. Das „Volk“ diente dabei einer ideologischen Erhöhung, zwischen ständischen Zusammenschlüssen monarchistischer Autoritäten. Der Volksbegriff stellt damit einen fest verankerten Grundpfeiler innerhalb des konservativen Denkens dar (vgl. Lenk 1994, S. 158 f.). Wird dieser Ansatz aber als alleiniger manifestiert, wäre der Konservatismus einzig mit dem Adel und der Aristokratie zu verbinden und von dessen Dauer und Fortbestehen abhängig (vgl. Lenk 1994, S. 147).

Diese o.g. Gegenposition und damit die Ausformung konservativen Denkens geschieht aber erst in dem Moment, da traditionalistische Gefühle sich den neuen, bis dato unbekanntem und revolutionären Ideen des Liberal-Bürgerlichen stellen mussten. Das Traditionalistische allein stellt noch kein separat konservatives Denken oder Handeln dar. Vielmehr bezieht es sich auf eine natürliche, allgemeingültige menschliche Anlage, an gewohnten Dingen und Lebensweisen festzuhalten sowie gleichzeitig neuen, reformistischen Ansätzen anfänglich misstrauisch gegenüber zu stehen (vgl. Mannheim 1984, S. 26). Diesem Ablauf der persönlichen und gesellschaftlichen Verankerung traditioneller Lebensweisen, Ansichten oder gar Rituale liegt also eine Art Automatismus nahe. Werte verselbständigen sich in ihrer allgemeingültigen Akzeptanz. Der Konservatismus hingegen bildet sich dort heraus, wo aus diesem „reaktiv-formalen Handeln“ des Traditionalismus ein „objektiv-geistiger Strukturzusammenhang“ (ebd. 1984, S. 27 f.) entsteht. Das heißt, es werden Theorien erschaffen, welche das Bewahren legitimieren. Diese tragen die Absicht in sich, objektive Schlüsse zu ziehen und diese als ein Fundament für politische und religiöse Gestaltung zu gebrauchen.

Faber verweist bei seiner Definition des (Alt-) Konservativen auf Armin Mohler, Autor des Standardwerkes „Konservative Revolution“, der den Konservatismus in seinen Grundzügen als die Rückkehr in die Welt der eigenen Väter, sprich der Vorfahren und der Gründer der bestehenden Ordnung beschreibt (vgl. Faber 1991, S. 17). Dies ist im Endeffekt nichts anderes, als der universalistische Deutungsansatz. Wovon Mohler hier spricht sind die Werte, die fernab von jedem modernen Erscheinungsbildern auf ewig Bestand haben und auf die sich aus diesem Grunde immer bezogen wird (vgl. Walkenhaus 1997, S. 35). Die Begründung für die Welt der Väter wird in der Göttlichkeit der Weltordnung betrachtet. Diese ideelle Strukturierung beinhaltet die von jeher bestehende Ordnung des Hierarchischen und der Orientierung der Menschen an einzelnen, über ihn stehenden Fixpunkten (vgl. Faber 1991, S. 22 f.). Eine alleinige Berücksichtigung dessen ist zu eng gefasst und hebt das Augenmerk im Wesentlichen nur auf religiöse Bezugspunkte.

Bezieht man diesen Ansatz nun aber in den historischen mit ein, dann stellt dieser sehr deutlich die Gegenreaktion zur Aufklärung dar. Die Geschichte, muss mit einem Sinn erfüllt sein, der über die bestehenden Verhältnisse hinaus reicht und daher erhalten werden müsse, auch wenn dieser durch die Ablösung bereits als nicht mehr gültig offeriert wird (vgl. Lenk 1994, S. 124).

Für Albert O. Hirschman gibt es drei historische Kernzeitpunkte der konservativen Gegenreaktion. Den ersten legt er in die Zeit der französischen Revolution. Den zweiten auf die Einführung des „allgemeinen“ Wahlrechts für Männer bzw. die Diskussion darüber in England



1867. Der dritte, und für die Arbeit der relevanteste, stellt die Kritik am Wohlfahrtsstaat dar. Hirschman, der vor allem die Rhetorik der Reaktionäre untersuchte, fand heraus, dass besonders beim zweiten und dritten Zeitpunkt eine Rhetorik der Gefährdung vorhanden war bzw. zum Teil noch vorhanden ist. Dies nennt er die Gefährdungsthese. Diese wiederum lässt sich in zwei Zyklen aufspalten. Der erste Zyklus beherbergt die Annahme, die Demokratie sei eine Gefahr für den Einzelnen. Die Vorstellung die dahinter steht besagt, dass vor allem die wirtschaftliche Freiheit und die Freiheit der besitzenden Klassen als verteidigungswürdig galten. Mit der Diskussion um und der schlussendlichen Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Männer Mitte des 19. Jahrhunderts in England sahen die Vertreter dieser Gefährdungsthese ihre Privilegien als bedroht an. Die, aus heutiger Sicht, zarten demokratischen Strukturen die einzogen, galten schon als Gewähr für eine Umschichtung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Teilhabe. Es lag die Vorstellung vor, dass individuelle Freiheit nur in einem hierarchischen und vor allem patriarchalischen Konstrukt möglich wäre. Diese Gesellschaft gäbe die Lebensstruktur des Einzelnen vor und sichert ihm somit seine Wege, so das Verständnis. Mit dieser Vorgabe, ist es dem Individuum auch nicht möglich seine Freiheit zu missbrauchen und nicht ins Extreme abzugleiten. Dieses Extreme steht für die Uneinheitlichkeit der Richtungen und Ziele. Zwangsläufig ergebe sich daraus Chaos, Auseinandersetzung und Konfrontation (vgl. Hirschman 1992, S. 94 ff.).

Der zweite Zyklus bezieht sich auf die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, als der Wohlfahrtsstaat in vielen Ländern der westlichen Zivilisation erheblichen Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung hatte. Es entstand quasi eine Allianz zwischen ökonomischen Wachstum und gesellschaftlicher Fürsorge. Abgesicherte Bürger sorgten für eine gute Nachfrage, hielten damit das Wachstum am laufen. Die Teilhabe aus der gesunden Volkswirtschaft bestand aus dem sozialen Netz und der Möglichkeit nach materiellem Wohlstand. Der Bruch kam erst dann zustande, als einschneidende ökonomische und politische Zäsuren das gesellschaftliche System, den Kapitalismus in Frage stellten. Beispielgebend hierfür waren der Vietnamkrieg, die Ölkrise 1973, der Terrorismus der Roten Armee Fraktion etc. Der Wohlfahrtsstaat mit seinen Ausgaben wurde nun als Gefährdung für den Erhalt des grundsätzlichen demokratischen Systems westlicher Gesellschaften betrachtet. Damit verbunden war auch die Gefahr für die individuelle Freiheit. War der starke Staat („Vater Staat“) oder auch eine patriarchalische Führung des Landes („Papa Adenauer“) zu Beginn noch eine Gewähr für die Entfaltung demokratischer Strukturen und persönlicher Freiheit, so wurden sie jetzt, da die wirtschaftliche Entwicklung bedroht war, überflüssig und schränkten ein. Vor allem die ökonomische Handlungsfähigkeit sah man beschränkt. Diese wurde wiederum runter gebrochen, auf die grundsätzlichen Verständnisse von Demokratie und Freiheit. Auch wenn nach Hirschman diese Gefährdungsthese dem Wohlfahrtsstaat gegenüber relativ wenig tatsächliche Wirkung erzielte und damit irgend-

wann fallengelassen wurde, so kann man sie heute dennoch beobachten. Allein bei Diskussionen über die Sozialpolitik einer Gesellschaft sind ähnliche Argumente wie beschrieben regelmäßig von konservativer Seite zu beobachten (vgl. Hirschman 1992, S. 121 ff.).

Für Lenk liegt die fortwährende Problematik konservativen Denkens allgemein darin, die alten, traditionalistischen Werte in dem Moment erhalten zu wollen und mit einem verstärkten Bewusstsein zu versehen, da sie von den gesellschaftlichen Vorgängen (der Schaffung neuer Normen und Werte) bereits abgelöst werden (Lenk 1994, S. 122).

Hier und in der Berufung auf die göttliche Welt der Väter kollidieren die Grundzüge des konservativen Denkens mit denen der Aufklärung. Es stehen sich Idee des autonomen Individuums und überindividuell hierarchisch geordnetes Staatswesen gegenüber (vgl. Lenk 1994, S. 124 ff.). In der Staatslehre des historischen oder Altkonservatismus wird die gesellschaftliche Ordnung vor allem durch den Staat als „fehlerfreie Institution“ und die Kirche, die in das gleichsam perfekte Licht gerückt wird, umgesetzt (vgl. Faber 1991, S. 22 f.). Die kleinste Einheit der ehernen, überindividuellen Autoritäten ist die Familie. Sie stellt damit die Urzelle der Gesellschaft und des Staates dar (vgl. Lenk 1994, S. 124 ff.).

Die „Familie beinhaltet sowohl Hierarchie als auch Privateigentum, ferner Ordnung, Sicherheit und Bindung“ (Lenk 1994, S. 124) und damit Werte und Normen, die in ihrer Bodenständigkeit die Basis für konservatives Staatsdenken bilden (vgl. Lenk 1994, S. 124). Die Bourgeoisie hingegen „hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt“ (Marx/Engels 1970, S. 29).

Der dritte Ansatz, der der sozialen Normenanpassung, beschränkt sich darauf, dass der Konservatismus lediglich in den Momenten gesellschaftlicher Veränderungen zu Tage tritt, da tradierte soziale Werte und Normen bedroht sind oder wegfallen, um auf diesen Verlust aufmerksam und ihn wenn möglich rückgängig zu machen oder zu bremsen. Bei einer Fixierung auf dieses Erklärungsmuster ist eine politische Richtungszuordnung nicht möglich, da beinahe jede gesellschaftliche Gruppe diesen genannten Bedrohungen ausgesetzt ist. Das Konservative stellt nach diesem Muster also keine in sich geschlossene Einheit dar, sondern vielmehr eine bloße Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen innerhalb verschiedener sozialer und politischer Gruppen (vgl. Lenk 1994, S. 148; vgl. Walkenhaus 1997, S. 35).

Der Konservatismus definiert sich selbst nicht als Ideologie, sondern als ein Denken, dass sich dem wahren, dem tatsächlichen stattfindenden Leben verbunden fühlt. Die Realität wiederum gilt als vorgegeben und setzt damit den Gegenpol zu allen rationalen Ideologien. Diese versuchten künstlich etwas aufzubauen und zu konstruieren. Somit bindet sich der Konservatis-

mus also in der Abgrenzung zu allen aufklärerischen Ideen umso stärker an selbige, da er erst durch sie überhaupt ein eigenes Profil zu schaffen vermag (vgl. Lenk 1994, S. 129). Hierin besteht auch die Schwierigkeit des Konservatismus. Er, der im Ursprung die rationale Denkweise der Aufklärung ablehnt, stattdessen sich mehr den ideellen, vorgegebenen und damit nicht reflektierten Vorgaben und Lebensentwürfen zuneigt, muss, um seine eigenen Ideen in der Auseinandersetzung zu behaupten, auf das Handwerk des Gegners zurückgreifen. Das Entwerfen einer eigenen Theorie verlangt wiederum selbstständiges, reflektiertes rationales Denken und entfernt den Konservatismus umso mehr von sich selbst und seiner emotionalen Basis (vgl. Lenk 1994, S. 151).

Es kann jedoch nicht nur davon gesprochen werden, dass der Konservatismus sich lediglich tradierten Werten und Normen – welche austauschbar sind – verpflichtet fühlt, sondern dass er sich an etwas orientiert, was von scheinbar ewigem Bestand ist. Das muss in den sich veränderten Rahmenbedingung stets aufs Neue entdeckt und, aus den konservativen Blickwinkeln, mit verstärkter Wichtigkeit bedacht werden (vgl. Mannheim 1964, zit. in: Lenk 1994, S. 149).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die fehlende definitorische Präzision bei der Erfassung des Konservatismus sogleich sein Charakteristikum darstellt und dass es ein Fehler wäre, einen alleinigen Ansatz zur Allgemeingültigkeit zu erheben. Sinnvoller ist es, den jeweiligen politischen Untersuchungsgegenstand unter den verschiedenen Aspekten der vorhandenen Ansätze zu beobachten. Im Zusammenhang der Untersuchung bietet es sich an, den Konservatismus als Bewegung anzusehen, die sich politisch in dem Moment beginnt auszuformen, da sie eine Gegenreaktion zur Auflösung ständischer und feudalistischer Herrschaft darstellt. Damit einher geht auch die situationsspezifische Anpassung an die sich verändernden sozialen Werte und Normen (vgl. Walkenhaus 1997, S. 39). Hierbei ist sie immer dem Dilemma unterworfen, einerseits einen Wertkonservatismus zu bewahren, andererseits sich rational – vor allem ökonomisch – zu modernisieren, um dem eigenen Machtanspruch gerecht zu werden. Inwieweit der religiöse Bezug, abseits formeller Schablonen, Einfluss auf das hier zu untersuchende Objekt hat wird sich im Laufe der Forschungsarbeit herausstellen.

Soweit die definitorische Annäherung zum Konservatismus. Um alle zu untersuchenden Parteien auf einer wissenschaftlich-theoretischen Basis zu untersuchen, ist es notwendig, sich später auch dem Rechtsextremismus auf die gleiche Art und Weise zu nähern.

### 3.1 Parteipolitischer Konservatismus am Beispiel der CDU/CSU

Um die CDU unter der gegebenen Fragestellung untersuchen zu können, ist es sinnvoll, sie auf ihren konservativen Charakter hin zu überprüfen. Dazu soll ein Blick auf die historischen Ursprünge der Partei nütze sein. Mit welcher Prägung startete sie im Nachkriegsdeutschland? Welche Elemente wohnten ihr inne? Anschließend verschärft sich der Blick auf die jüngere Geschichte und überprüft, wie viel an den einstigen Werten der Gründerzeit vorhanden sind, ob der Begriff „konservativ“ noch zutreffend ist und inwieweit die Partei dem Dilemma des Konservatismus unterworfen ist, die eigenen wertkonservativen Ansprüche der rationalen (Macht-) Realität zu opfern. Dabei soll es sich jedoch nicht nur um die oberflächliche Darstellung handeln, vielmehr wird versucht, Widersprüche und Gemeinsamkeiten mit der realen Gestaltungspolitik aufzuspüren.

### 3.2 Ursprünge als erste christliche Sammlungspartei

Die Partei wurde Ende 1945 gegründet. Im Gegensatz zu christlichen Parteien der Vorkriegszeit, wie zum Beispiel dem katholischen Zentrum, hat sie sich der Überkonfessionalität verpflichtet. Als Folge der Erfahrungen aus der Weimarer Republik, sollte sie nicht nur eine Konfession beinhalten und daraus eine mögliche Einigkeit der Christen unterstützen. Gleichwohl lag einer die Uridentitäten der Partei im Katholizismus. Jedoch war sie nicht mehr mit dem Klerus verbunden, wie einst noch das Zentrum. Die Notwendigkeit der Inter- und Überkonfessionalität sahen die Begründer in der Einsicht, dass zu Hitlers Erfolg auch die Schwächen der demokratischen Parteien geführt hätten. Innere Uneinigkeit und Grabenkämpfe untereinander, ließen dem eigentlichen Feind der Demokratie mehr Räume in Beschlag nehmen, die dieser nutzte. Neben der Einsicht auf Konzentration der politisch gleich gesinnten Kräfte, war auch der zum Teil gemeinsame Widerstand der Gründungsmitglieder eine entscheidende Triebfeder des Gründungsprozesses und der inhaltlichen Ausgestaltung. Die neue Partei wurde als antinationalsozialistisch konstituiert (vgl. Zolleis 2008, S. 89 f.).

Allerdings wurde gleich zu Beginn auch die Tür geöffnet für ehemalige Mitglieder der NSDAP. Andreas Hermes, Mitbegründer der CDU in der sowjetischen Besatzungszone, sprach davon, jenen eine zweite Chance zu gewähren, welche sich nicht verantwortlich gemacht hätten und „den Schild ihrer persönlichen Ehrenhaftigkeit rein gehalten hätten“ (Hermes 1945, zit. in: Fischer 1995, S. 21). Damit wollte er auch den Anspruch der Volkspartei, den sich die Gründungsväter von Beginn an zuwiesen, mit Leben ausfüllen. Dies müsse schon aus dem christlichen Grundverständnis heraus geboten sein. Die Partei sollte alle Bürger, egal welcher ge-

sellschaftlichen Zugehörigkeit, ansprechen und in der Lage sein, ihre Interessen zu vertreten (vgl. Fischer 1995, S. 21).

Eine weitere Folge aus den Erfahrungen des Dritten Reiches war, dass der Begriff der Freiheit eingehend für die Bezugsgruppe definiert werden musste. Freiheit bestand im Sinne der CDU dann, wenn gesellschaftliche Rahmenbedingungen gegeben seien, in denen sich unterschiedliche konfessionelle Weltanschauungen gefahrlos gegenüberstehen. Vielmehr sei das Christentum durch anti-christliche Ideologien gefährdet. Daraus ergab sich die Prämisse, dass die hier beschriebene Freiheit staatlich institutionalisiert werden müsse. Das war im Endeffekt nichts anderes als das Bekenntnis zum Staat als Institution, der für jeden Einzelnen eine individuelle Freiheit gewähren müsse. Der Staat wurde somit als Ordnungselement vorgegeben, hervorgehoben durch eine Zeit in der „...ein Gefühl des elementaren Ordnungsverlustes“ (Zolleis 2008, S. 89) vorhanden war .

Der Gründungsauftrag war stark religiös geprägt. Er sagte aus, dass allein der christliche Glaube mit seinen Prinzipien und Werten die notwendige Sozialethik mit sich bringe, um das deutsche Volk zu retten und in eine friedliche Zukunft zu führen (vgl. ebd., S. 90). Dieses sei durch die 12 Jahre des nationalsozialistischen Regimes und des Krieges in seinem Wert weltweit geschändet worden (vgl. Fischer 1995, S. 20). Was dabei verschwiegen wird, ist eine gewisses Maß der Teilschuld des deutschen Volkes. Hier wird eine Opferrolle wenn schon nicht zugeschrieben, dann zumindest angedeutet.

System-politisch war die neue Partei zu Beginn noch relativ offen, abgesehen von der religiösen Grundordnung. Jakob Kaiser zum Beispiel, der Hermes als Vorsitzenden der CDU in der SBZ ablöste, galt als Vertreter eines christlichen Sozialismus. Dieser jedoch war vor allem durch Abgrenzung geprägt, als durch eigene theoretische Innovationen. Der Sozialismus als logische Folge marxistischer Erkenntnisse wurde abgelehnt. Ebenso aber auch eine liberale Ausgestaltung des Marktes nach kapitalistischer Ausprägung. Erst in den Folgejahren sollten sich für Ost und West verschiedene Prägungen heraus kristallisieren (vgl. Dietze 1995, S. 52).

Ziel war aber auf beiden Seiten nicht nur der Aufbau eines neuen Staates, sondern die Schaffung von etwas grundsätzlich Neuem, eine geistige und sittliche Erneuerung mit christlichem Antlitz. In den ersten Nachkriegsjahren, die auch im Volk angefüllt waren mit der Sehnsucht nach einer neuen Gesellschaft und gleichzeitig der präsenten Schuldfrage, entstand daraus die Erfolgsformel für die CDU (vgl. Zolleis 2008, S. 93).

Während die CDU-West vor allem mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in Verbindung ge-

bracht wird, entwickelte die CDU-Ost sich zu einer System unterstützenden Partei des real existierenden Sozialismusversuches unter der Herrschaft der SED.

Franz-Josef Strauß, als politisch schwergewichtiger Vertreter der westlichen Christsozialen, bezeichnete den Konservatismus der CDU als „Fortschritt“, da er alle die Elemente hervorgebracht hätte, die der BRD wieder Wohlstand gebracht hätten. „Konservativ sein, das heißt an der Spitze des Fortschrittes zu marschieren.“ (Strauß o.J., zit. in: Wiegel 2002, S. 28). Dieser fortschrittsoptimistische Glaube an die Zukunft, stellt später also die Aussöhnung mit der kapitalistischen Modernisierung dar. Damit steht nicht mehr das typische Bewahren und Festhalten an tradierten Normen und Werten im Vordergrund, sondern daneben auch eine Neuorientierung auf wirtschaftliche Prämissen. Aus dieser Mischung heraus entwickelte sich das Grundgerüst der Sozialen Marktwirtschaft (vgl. Wiegel 2002, S. 28).

Die CDU unter Aufsicht der Sowjetischen Militäradministration, legte vorerst einen Schwerpunkt darauf, sich gegenüber dieser abzugrenzen und zum Teil klare Gegenpositionen zu vertreten. Beispielhaft hierfür ist die Bodenreform, welche grundsätzlich sogar CDU-Befürworter in den westlichen Besatzungszonen fand. Nicht das Ob, sondern das Wie beschäftigte die Christdemokraten. So protestierte sie gegen die gewaltsame Wegnahme von Land und Besitz, vor allem auch solcher Bauern, die selber im Widerstand zum vorherigen System standen (vgl. Fischer 1995, S. 15). Bis zur Gründung der DDR waren für sie mehrere Punkte strittig und führten zu Diskussionen mit den Sowjets. Das betraf die Enteignung der (Groß-)Grundbesitzer, die Festlegung der Oder-Neiße-Grenze, die wachsende Rolle der Arbeiterklasse, die angestrebte Planwirtschaft, die Ablehnung des Marschall-Plans durch die Sowjets, wie auch die verordnete Bekämpfung anti-sowjetischer Propaganda (vgl. Dietze 1995, S. 56). Es setzte sich die Führung des neu gegründeten Landes durch und die CDU-Opposition verlor deutlich an Schärfe. Das System wurde anerkannt und sogar mit eigenen Ministerposten unterstützt. Eine systemimmanente Rolle spielte die CDU bis zur Eingliederung der DDR ins Gebiet der BRD nicht mehr (vgl. Dietze 1995, S. 61).

### 3.3 Wertkonservative Partei im Spannungsfeld der Modernisierung

Das Beispiel der CDU im Osten hatte auch Einfluss auf die brüderliche Sektion im Westen. Es prägte sich gerade unter diesen Erfahrungen in den Anfangsjahren der Bundesrepublik ein Antitotalitarismus heraus, der sich zum Teil in einen ausgeprägten Antikommunismus fortbildete. Dieser galt als Bindeglied zwischen den verschiedenen Konfessionen und war durch seine Verankerung in der Partei ein Integrationsmittel für die Bildung des überkonfessionellen Anspruches. Gerade für die protestantischen Gruppen stand die angebliche Gefahr von Links im

Zentrum ihres gemeinsamen Handelns mit den katholisch Gläubigen. Die Angst vor der Durchsetzung des sowjetischen Stalinismus auch in den westlichen Besatzungszonen bzw. Westdeutschlandes, ließ die verschiedenen Gruppen zu diesem gemeinsamen Negativkonsens kommen (vgl. Zolleis 2008, S. 93 ff.). Dieser Antikommunismus nahm zum Teil selbst totalitäre Züge an, da sich mit aller Vehemenz dagegen gestellt werden sollte. Zum einen wurde der Kommunismus zur Angst einflößenden Gefahr stilisiert und zum anderen ein Großteil der innergesellschaftlichen Probleme als Folge dieses Kampfes zugerechnet (vgl. Narr 2008, S. 56). Hierbei konnte auf einen weiteren Aspekt zurückgegriffen werden, der weiter oben schon angerissen wurde. Die Öffnung der CDU für angebliche Mitläufer der NSDAP beinhaltete auch die Durchlässigkeit der eigenen Grenzen hin zu anderen, weiter rechts stehenden Parteien. Wiegel verweist hierbei auf die erste Koalition der CDU mit der FDP und der Deutschen Partei (DP). Beide Partner seien zum damaligen Zeitpunkt zum Teil sehr national und rechter als die CDU gewesen. Die DP ging später gar in der CDU auf. Doch zuerst wich die Partei selbst unter dem Einfluss der Koalitionäre und Teilen ihrer eigenen Anhänger nach rechts außen ab, in dem sie die Entnazifizierungspolitik der Alliierten in Einzelpunkten rückgängig machte. So wurden NS-Straftäter, verurteilt von den Siegermächten, unter Adenauers Regierung amnestiert. Sie beendete die Entnazifizierungsverfahren und rehabilitierte Beamte, die als belastet galten und von den Alliierten entlassen worden waren. Wiegel verweist darauf, dass hier auch dem Mehrheitswillen der Bevölkerung nachgegeben wurde (vgl. 2002, S. 5). Gleichwohl war das Bemühen, diesen Willen zu begrenzen oder aufzuklären geringer, als die Absicht, ihn weiter zu unterfüttern. Adenauer selbst forderte in seiner ersten Ansprache als Bundeskanzler, dass die Trennung zwischen den politisch Unbelasteten und den Belasteten bald verschwinden möge. Dubiel weist auch darauf hin, dass erstens darüber ein Konsens zum Teil bis zu den Sozialdemokraten vorhanden war und zweitens, man Adenauer nicht die Nähe zum Nationalsozialismus unterstellen dürfe. Vielmehr war es die Erkenntnis, dass in der Bevölkerung eine entsprechende Stimmung vorherrschte, sich weniger mit der kollektiven Schuld auseinander zu setzen, als vielmehr „..., Vergangenes vergangen sein zu lassen...“ (Adenauer 1949, zit. in: Dubiel 1999, S. 43). Darin sah Adenauer einen Teil seines Regierungsauftrages. Im Jahre 1953 wurde auch die Partei des „Bundes der Heimatvertriebenen und Entrechteten“ (BHE) mit in die Koalition aufgenommen und verschärfte die Rechtstendenz noch einmal. Deren Forderung nach Nichtanerkennung der deutschen Grenzen (mitsamt der Oder-Neiße-Grenze), welche nach 1945 festgelegt worden waren, galt als eines der Hauptanliegen des BHE. Weitere, wie die offizielle Vertreterrolle der Vertriebenen und die Wahrung der Ansprüche gegenüber Polen und der Tschechoslowakei, wurden von der CDU bis heute übernommen. Dafür steht insbesondere die Rolle von Erika Steinbach als CDU-Bundestagsmitglied und ehemalige Vorsitzende des Bundes der Vertriebenen. Wiegel macht deutlich, wo aus konservativer Sicht die

Vorteile dieser Manöver lagen. Erstens wurden die Parteien, welche später in der CDU aufgingen durch die „Übernahme“ ihrer Inhalte eliminiert und eine Stimmenmaximierung zugunsten des großen konservativen Anliegens erreicht. Denn, der Wähler entscheidet sich im Fall der Fälle für die Partei mit dem größeren Gesamteinfluss und nicht für diejenige, welche nur punktuell Maßstäbe setzen will. Somit ist gesichert, dass die Programmatik an Einfluss gewinnt. Zweitens erhalten Themen, wenn sie von einer etablierten politischen Macht übernommen werden, zusätzliche Legitimation und gesamtgesellschaftliche Akzeptanz. Die Themen werden dann „demokratisch geadelt“ (Wiegel 2002, S. 6).

Ähnliches geschah auch durch das Erscheinen der NPD auf der politischen Bühne in der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Ihr „Gemischtwarenladen“ aus tradiertem Faschismus und deklariertem Nationaldemokratie brachte die CDU um einige Stimmenverluste. Gerade weil sie selbst Teil der deutsch-deutschen Entspannungspolitik war, die große Koalition die SPD stärkte und somit Themen wie die „deutsche Frage“ aus ihrem Sichtfeld verschwanden. Dies zumindest in der Wahrnehmung der Wähler. Dennoch waren sich NPD und CDU in einigen Fällen der Kommunalpolitik und zum Teil auch in der Länderpolitik nahe und arbeiteten zusammen. Auch gab es Nähen die auf Persönlichkeiten beruhten. NPD-Vorsitzender Thielen kam als ehemaliges CDU-Mitglied in die Partei. Der Aufschwung der NPD und die ähnliche Reaktion der CDU, wie zum Anfang der Republik, zeigen einen markanten Punkt. Gelingt es der CDU nicht, dauerhaft das rechte Wählerpotential zu befriedigen, verliert dieses auch die Bindung zur großen Volkspartei. Dann ist es möglich, dass sich die Themen in neuen parteipolitischen Zusammenhängen finden und agieren. Hierauf muss eine CDU mit hohem Machtanspruch reagieren. Im Falle der NPD der 60er Jahre „gelang“ ihr diese Marginalisierung erneut, allerdings nicht ohne inhaltliche Positionen zu übernehmen und hervorzuheben (vgl. ebd., S. 7 f.).

Mit der Wahl Helmut Kohls zum Bundeskanzler einer konservativ-liberalen Regierung setzte erneut eine Bewegung der Union ein, die sie in Teilen stärker rechts von der Mitte verortete als zuvor. Die „geistig-moralische Wende“, die Kohl einforderte war nichts anderes, als die Besinnung auf eine nationale Bindung der Gesellschaft. Durch die auch in Deutschland einsetzende Liberalisierung der Wirtschaftspolitik und der damit einhergehenden Abbröckelung sozialer Sicherheit und Teilhabe, sollte die nationale Zugehörigkeit den gesellschaftlichen Kitt darstellen (vgl. ebd., S. 9).

Gleichzeitig trat ein neuer Akteur auf die politische Bühne. Die Republikaner gründeten sich 1982 durch ehemalige Mitglieder der CSU. Enttäuscht waren deren Gründer über die angebliche Nicht-Einhaltung der versprochenen Wende in Geist und Moral. Explizit hervorgerufen durch den Milliardenkredit an die DDR, der von CSU-Chef Strauß höchstpersönlich initiiert wurde. Die CDU sah sich nun, spätestens ab Ende der 80er Jahre damit konfrontiert, dass die REP ein geschicktes Vabanquespiel beherrschte, zwischen Rechtsaußenposition von der CDU/CSU,



ohne jedoch sofort als neofaschistisch deklariert zu werden. Darüber hinaus entstand mit der DVU eine solche neofaschistische Konkurrenz am rechten Rand, welche, wie auch die REP, ab Ende der 80er Jahre wahlpolitische Erfolge vorweisen konnte (vgl. Wiegel 2002, S. 8 f).

Müller zeigt auf, dass die Affinität einiger CDU-Mitglieder/Anhänger zu den Republikanern sehr groß war. Besonders nach deren Wahlerfolgen. Eine nicht geringe Zahl an Landes- und vor allem Kommunalpolitikern trat direkt über. Der damalige Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, Carl-Ludwig Wagner, wollte in den REP sogar einen zukünftigen Koalitionspartner sehen (vgl. Müller 1989, S. 44 ff.). Die Bundespartei überstimmte ihn aber 1990 und schloss solche Konstellationen kategorisch aus.

Die CDU stand damit in den 90er Jahren vor einem Dilemma. Zwar hatte sie als Partei der Wiedervereinigung einen Kredit in der Wählerschaft, wurde aber als wirtschaftspolitisch zu konservativ wahrgenommen – und von rechts drängten REP und DVU in die Länderparlamente. Dies geschah vor allem durch die Thematisierung des Einwanderungsdiskurses, der gerade innenpolitisch die 90er Jahre von Beginn an beschäftigte (vgl. Zolleis 2008, S. 216). Der damalige CDU-Generalsekretär Volker Rühle bat 1991 seine Partei brieflich, das Thema offensiv anzugehen und gegen den politischen Gegner zu gebrauchen. Asylbewerber wurden pauschalisiert als Betrüger am Sozialstaat. Es fand eine Diffamierung der Betroffenen als „Wirtschaftsflüchtlinge“ und „Sozialschmarotzer“ statt. Auch der Wortlaut CDU-geführter Wahlkämpfe in dieser Zeit war zum Teil identisch mit dem der Rechtsextremen Ende der 80er Jahre. Beispielhaft hierfür sind die verwendeten Begrifflichkeiten wie „Asylantenschwemme“, „Asylmissbrauch“, „Asylkriminalität“, „Asylbetrüger“ (vgl. Wiegel 2002, S. 15 f.) Wolfgang Schäuble, damaliger Bundesinnenminister, forderte, dass die „Asylantenflut“<sup>10</sup> gestoppt werden müsse. Institutionalisiert wurde dies z.B. mit SPD und FDP durch die Veränderung des Art. 16a GG, der sich mit dem Asylrecht beschäftigte, im Jahr 1993 – die sog. Drittstaatenregelung. Damit wurde faktisch die Zuwanderung begrenzt, denn es war und ist beinahe unmöglich nach Deutschland zu kommen, ohne vorher bereits in einem sicheren Drittstaat (u.a. die nachbarschaftlichen EU-Länder) gewesen zu sein (vgl. Klärner 2000, S. 62 f.).

Auf die Fragen der schnellen politischen Einigung Deutschlands fehlte ihr ein schlüssiges Rezept. Die Folge daraus war eine Wandlung des Selbstbildes. Die christliche Integration wurde durch das Verständnis einer pluralistischen Volkspartei ersetzt. Sie definierte sich als sozial, liberal und konservativ. Liberal zunehmend in der Wirtschaftspolitik, konservativ in den christlichen Grundwerten. Laut Zolleis lag das Fundament der Partei nicht mehr primär im Katholi-

---

<sup>10</sup> Hier handelt es sich um eine Metapher aus dem Bereich des „Das Boot ist voll“-Verständnisses. Es handelt sich hier um die sog. Wassermetaphorik, mit der die „Ausländerproblematik“ in die Nähe von Naturkatastrophen gerückt wird. So wurde u.a. vom „Zustrom“ oder „Wellen von Ausländern“ gesprochen, gegen die „Dämme“ errichtet werden müssen (vgl. Klärner 2000, S. 57 ff.).

zismus, sondern in einer fest verankerten Abneigung gegenüber dem Sozialismus und ganz generell linken Veränderungsansätzen der bestehenden Gesellschaft (vgl. 2008, S. 216 ff.). Somit war die pathologische Furcht vor der Linken nicht mit dem Sieg über den Versuch des Sozialismus erloschen. Stattdessen taugte sie als Legitimation und Daseinsberechtigung des marktwirtschaftlichen Systems.

Der innerparteiliche Stil änderte sich zum Anfang des neunten Jahrzehntes. Die Partei verlegte sich auf die Zwänge des Regierens dieser neuen Gesellschaft, anstatt auf kontroverse Diskussionen, die hätten einen öffnenden Charakter darstellen können (vgl. ebd., S. 222 ff.). Die Grundsatzdebatte von 1994 traf genau diese Aussage. Es wurde stärker auf Kontinuität gesetzt, als auf reformerische Konzeptionen. Christliche Elemente, einstiger Kernpunkt, wurden auf das Menschenbild beschränkt, jedoch aus der tagespolitischen Agenda herausgehalten. Der Freiheitsbegriff nahm nun immer mehr Einfluss auch auf die wirtschaftlichen Belange und das Selbstverständnis. Zwar fanden auch die Worte „Gerechtigkeit“ und „Solidarität“ Eingang in programmatische Schlagsätze, aber gleichzeitig wurde eine Erkenntnis laut, dass Solidarität vor allem ein Produkt innergesellschaftlicher Vorgänge sei und nicht vom Staat vorzugeben. Damit löste sich die Partei aus der Verantwortung und schwächte den Begriff des „starken Staates“ zumindest auf dieser Ebene (vgl. Zolleis 2008, S. 224 ff.).

Denn an anderer Stelle war der „starke Staat“ sehr wohl noch gefordert: im Bemühen, die rechts von ihr stehenden Parteien zu marginalisieren. Die Vorgabe rechts neben ihr keine demokratisch legitimierte Partei zu dulden<sup>11</sup>, brachte die Partei nach den Wahlerfolgen der REP und DVU in Handlungsnot. Wiegel zählt auf, dass z.B. in Bremen in Folge des Bürgerschaftseinzuges der DVU 1987 beim darauf folgenden Wahlkampf seitens der CDU jegliche Berührungspunkte mit Parolen der Deutschen Volksunion verloren gingen. Im Nachgang der Erfolge der REP in Berlin, Baden-Württemberg und bundesweit bei der Europawahl 1989 kam es auch zu kooperierenden Gesprächen zwischen dem konservativen Flügel der CDU und Vertretern der REP bezüglich der Suche nach Gemeinsamkeiten. Heinrich Lummer, in den 80er Jahren CDU-Innensenator in Berlin, erkannte die REP als möglichen Koalitionspartner (vgl. Wiegel 2002, S. 11).

Lummer selbst ist Ehrenpräsident des Vereines „Die Deutschen Konservativen“ der Mitte der 90er als rechtsextrem eingestuft wurde (vgl. Verfassungsschutzbericht 1995, S. 188). Nach dem Berliner Erfolg der REP übernahm auch die hessische CDU im Kommunalwahlkampf die Parolen über „Scheinasylanten“, erntete aber damit Kritik aus den kirchlichen Kreisen (vgl. Klärner 2000, S. 34).

Zu Zusammenarbeiten kam es nicht. Die CDU wusste durch formale Abgrenzung die Machtperspektive der Rechtsextremen zu negieren und schwächte sie damit zusehends, da

---

<sup>11</sup> Diese Forderung von Franz-Josef Strauß frischte der ehemalige Generalsekretär der Partei, Laurenz Meyer, nach der Bundestagswahl 2009 noch einmal auf (vgl. Hollstein 2009, o.S.).

diese in sich Stück für Stück zerbrechen. Dies wiederum sicherte die Mehrheitsfähigkeit der Union (vgl. Wiegel 2002, S. 11).

Im Bundestag musste sie aber die Mehrheit 1998 abgeben. Die Impulse, die sie noch geben konnte, waren zu gering, als dass sie der Mehrzahl der Bevölkerung nach positiver Fortentwicklung galten. Die Abwahl erfolgte aufgrund des Erscheinungsbildes, dass die Antworten der Partei, auf die sich verändernden gesellschaftlichen Zustände, auch bezogen auf Technologie und globalisierter Welt, nicht ausreichend genug oder generell zeitgemäß wären. Als Entscheidungsreferenz galt das Wort Kohls, der nach 16 Jahren nicht mehr als frischer Reformier gelten konnte (vgl. Zolleis 2008, S. 238).

Unmittelbar danach begaben sich Teile der Partei jedoch wieder in rechtes Fahrwasser, was die Kampagne zum Entwurf des Zuwanderungsgesetzes deutlich macht. Hier beharrte sie auf den alten, völkischen Vorstellung des Nationalen. Die Zustimmung, die sie dabei von REP und DVU erhielt, spricht für sich (vgl. Wiegel 2002, S. 19). Interessant ist, dass die CDU keine Themen der Rechtsaußen aufgriff, sondern selbst den ersten Schritt unternahm. Es gab grundsätzlich keine Notwendigkeit der Reaktion auf rechtsextreme Zugewinne. Es war auch keine Angst vorhanden, dass Stimmenverluste zu Gunsten der Rechtsextremen erwarten waren. Vielmehr scheint die Debatte einen ideologischen Wertekern der CDU berührt zu haben.

Mit der Wahl Stoibers zum Kanzlerkandidaten für die Bundestagswahl 2002 wurde bewusst eine konservativere Linie gefahren werden, als das mit Angela Merkel möglich gewesen wäre. Stoiber, selbst ein Aktivposten in der Zuwanderungsdebatte, sollte den Spagat schaffen zwischen Volkspartei der Mitte und Abdeckung des rechten Wählerklientel (vgl. Wiegel 2002, S. 11). Dass ihm das nicht gelang bzw. nicht genügend um Gerhard Schröder abzulösen, lag wohl zum erheblichen Teil an der Verortung seiner Politikvorstellung, aber auch entscheidend an der eigenen Medienuntauglichkeit im Vergleich zum Medienprofi Schröder, sowie dessen Anti-Kriegsposition zum sich andeutenden Irak-Krieg.

Insgesamt gesehen konnte sich die Partei nach 1998 nicht ausreichend selbst erneuern, auch infolge des Spendenskandals, der eine gewollte Neustrukturierung unter dem Vorsitz von Schäuble rasch zu Nichte machte. Stattdessen erfolgte eine starke Konzentration auf Wirtschaftsthemen. Zolleis weist darauf hin, dass neben dieser Strategie andere Themen wie „sozio-kulturelle Paradigmenwechsel“ außen vor gelassen wurden. Damit entwickelte die Partei sich nur auf einem Feld, dem der Wirtschafts- und Finanzpolitik, eingeschränkt weiter. Eine Neu-positionierung im gesamtprogrammatischen Rahmen gab es nicht (vgl. Zolleis 2008, S. 242 f.).

Gleichwohl war neben der Konzentration auf reine Wahlergebnisse sehr wohl eine Entwicklung innerhalb der Partei erkennbar. Mit Angela Merkel war ein Gegenstück zu den bisherigen

Führungspersönlichkeiten in den Mittelpunkt gerückt. Basisverbunden und die mittleren Parteimächte ein Stück weit außer Kraft setzend, wurde sie als Ostdeutsche und Protestantin die neue Hoffnungsträgerin der CDU. Sie präsentierte sich liberaler und dem Bürger näher. Bei den tagespolitischen Entscheidungen verzichtete sie auf die Herausstellung des christlichen Wertehintergrundes und legte besonderes Augenmerk auf den Freiheitsbegriff – sowohl die individuelle Freiheit betreffend, als auch die ökonomische. Somit leitete sie eine weiterführende Liberalisierung der Partei ein, was allerdings auch für Konflikte sorgte. Zwar war innerparteilich die christliche Wertebasis (und damit das konservative Erkennungsmerkmal) nicht in der Diskussion, in vielen programmatischen Äußerungen wurde das Christentum als Handlungsgrundlage verankert, jedoch fehlte diesen Worten, das tatsächliche Umsetzen (vgl. Lucke 2010, o.S.). Die Folge der Loslösung solcher Grundfeste war, dass auch das Christliche im Außenbild der Partei kaum noch erkennbar sei, so Zolleis. Auf der obersten Machtebene sollte die Liberalisierung der Außendarstellung den Machtzugriff erhöhen. Die CDU sollte unter Merkel mehr in die Mitte der Parteienlandschaft rücken und damit das Wählerpotential erhöhen, gleichsam aber auch näher in die Konkurrenz der SPD rücken, die diese Mitte seit dem Wahlslogan der 98er Wahl „Die neue Mitte“ für sich reklamierte. Zolleis verwendet dafür den Entwicklungsbegriff von der „Mitgliederpartei“ hin zur „Bürgerpartei“ (vgl. 2008, S. 246).

Gegen diese Entwicklung der Liberalisierung der Christdemokratie entstand aber auch Widerstand. Prominentester Vertreter war Friedrich Merz. Er galt mit klarem katholischen Weltbild und wirtschaftlicher Kompetenz als programmatische Führungskraft und Vordenker. Er positionierte sich klar zum christlichen Werteerhalt innerhalb der CDU. Das Christentum müsse aus sich heraus die Verantwortung für die Gestaltung der Gesellschaft erkennen und somit gestalterisch tätig sein (vgl. ebd., S. 245 ff.). In diesem Verständnis sind auch verschiedene Papiere zu verstehen, welche von den kirchenpolitischen Vertretern der CDU in Kommissionen erarbeitet wurden. Die Böhr-Kommission z.B. stellte die Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und der sozialen Marktwirtschaft heraus. Der Eigennutz sei der grundsätzliche menschliche Antrieb für jedweden Fortschritt. Die gerechte Verteilung der Güter und damit die Solidarität würden sich nicht von selbst einstellen. Daher brauche es eine sog. Institutionsethik, sprich die staatliche Lenkung, zur Regelung und Nutzbarmachung des Eigennutzes für die Gemeinschaft. Das war und ist mit einer liberalen Wirtschaftsausrichtung nicht konform (vgl. ebd., S. 248 f.).

Soweit wollten aber weder Friedrich Merz noch Wolfgang Schäuble gehen, der in seiner aktuellen Position als Bundesinnenminister an einer entscheidenden Position für programmatische Entwicklungen der Partei steht. Er sieht die Partei zum Anfang des neuen Jahrtausends als Volkspartei der Mitte. Diese Mitte, so Schäuble, beinhalte vor allem die Offenheit vor der Schnellebigkeit des ökonomischen Lebens, gleichwohl dessen Bejahung in Form der sozialen

Marktwirtschaft. Europa müsse in diesem Kontext mehr und mehr zu einer wirtschaftlichen Einheit heranwachsen, die aber die Bürger, besonders in der Frage der Akzeptanz des europäischen Projektes, nicht außer Acht lassen darf. Gleichzeitig steht die Mitte ganz allgemein für den Erhalt grundsätzlicher Werte wie Erhalt der Familienstrukturen, Herkunft und regionale Kulturen und Identitäten, sowie Traditionen. Was dies im Speziellen heißt, verrät er nicht. Es legt aber offen, welcher Spagat versucht werden soll: die Öffnung zum Modernismus bei gleichzeitigem Erhalt gesellschaftsbindender Werte und Institutionen. Dem Modernismus (Flexibilität des Arbeitsmarktes, Erhöhung des Technologiefaktors in der Produktion, dadurch die Gefahr des Aufbrechens gesellschaftlicher Institutionen wie Familie etc.) soll mitnichten Einhalt geboten, sondern die entsprechenden ökonomischen Rahmenbedingungen zur Verfügung gestellt werden. Das heißt, zum damaligen Zeitpunkt ist Schäuble für die Freiheit des Marktes. Die Bürger müssten zu einer verstärkten sozialen Eigenverantwortung und Flexibilität gebracht werden, die aber gleichzeitig auch die Freiheit vor dem Staat gewähren soll (vgl. Schäuble 2001, S. 314 f.).

Zolleis stellt fest, dass der Freiheitsbegriff ein erhöhtes Maß an Eigenverantwortung beinhalte, was die CDU besonders im Bereich der Reformierung des sozialen Netzes anstrebte (vgl. Zolleis 2008, S. 256).

Gleichzeitig, so fordert Schäuble, müsse auf der sozialen Ebene die Verstärkung der Identität und menschlichen Nähe vorangetrieben werden. Die soziale Frage beschäftige sich innerhalb dieser modernisierten Gesellschaft nicht mehr primär mit Armut, sondern mit Teilhabe an den gesellschaftlichen Möglichkeiten (vgl. Schäuble 2001, S. 314 f.). Familienpolitisch bedeutete dies z.B. eine Orientierung an der Direktförderung mit der Forderung eines Familiengeldes. Die Vorschläge nach einer staatlichen Instanz, z.B. durch staatliche Ganztagsbetreuung, wurde aber auch später noch abgelehnt (vgl. Zolleis 2008, S. 253 f.).

Die Frage der Identitätssicherung in Zeiten der Auflösung tradierter staatlicher Strukturen hat auch Einfluss auf die Frage des Umgangs mit der Flüchtlings-, Asyl- und Zuwanderungspolitik. Zolleis postuliert, dass die christlichen Werte an ihre Grenzen stießen, besonders im Kontext der restriktiven Haltung und Ablehnung etwaiger Zugeständnisse gegenüber den Betroffenen. „Die Beschäftigung mit dem ‚C‘ blieb als Referenzrahmen bestehen, aber dieser wurde sehr groß ausgelegt“ (ebd., S. 250).

In der Ablehnung verstärkter Zuwanderung deutet sich der Hang zu einem verstärkten Pragmatismus an. Die negative Haltung zur Debatte um die „Green Cards“ für indische Computerspezialisten und die daraus folgende Rüttgers-Kampagne „Kinder statt Inder“, wird von Schäuble nicht grundsätzlich als falsch aufgelöst. Vielmehr ist er der Ansicht, dass es in erster Linie darum ging, auf die Ausbildungsmisere für deutsche Fachkräfte hinzuweisen. Als zweiten

Fehler macht er ausfindig, dass die Kampagne zwar beschlossen, aufgrund innerparteilicher Unsicherheiten aber nicht konsequent durchgeführt wurde, wie etwa im Vergleich die vorherigen Gegenmaßnahmen zur doppelten Staatsbürgerschaft. Ideologische Begründungen werden außen vor gelassen. Allerdings fehlen auch nachvollziehbare politische oder ökonomische. Schäuble bleibt allgemein, wenn er meint, die Aufnahme von Zuwanderung stoße an Grenzen oder die Zuwanderungslast müsse von allen Mitgliedsstaaten in der EU getragen werden (2001, S. 314 ff.).

Es sollte deutlich geworden sein, dass die CDU eine lange Entwicklung hinter sich hat. Was davon bleibt ist, ist ein durchaus ambivalentes Parteiengebilde. Die CDU, mit dem Anspruch einer Volkspartei agierend, versucht sich bei einem Großteil der gesellschaftlichen Ebenen als zentrale Kraft zu behaupten. So versucht sie eine Vielzahl an Strömungen in sich zu integrieren, um damit wiederum deren Meinungsspektren wahltechnisch zu nutzen. Anfang des neuen Jahrtausends stellte sie sich zunehmend als wirtschaftlich-liberal dar, auch infolge der Regentschaft von Angela Merkel. Diese versucht mit ihrer Parteipolitik die CDU zu öffnen und moderner zu gestalten. Dies realisierte sie vor allem auf ökonomischer Ebene, in dem sie die Liberalisierung der Märkte politisch förderte. Gleichzeitig war das der Weg zur gesamtdeutschen Macht, der ihr in der innerparteilichen Basis ebenfalls viel Zustimmung einbrachte. Unter der Ägide von Merkel gewinnt die Partei die Bundestagswahl 2005 und macht sie persönlich in den Folgejahren zu einer der beliebtesten Politikerin in der deutschen Bevölkerung (vgl. Forschungsgruppe Wahlen e.V. 2014, S. 1). Gleichwohl zeigen sich in dieser Entwicklung auch Konflikte, vor allem innerhalb der Basis. Teile aus ihr sind mit dem arg liberalen Kurs der Kanzlerin insofern nicht einverstanden, da sie Grundwerte der Partei nicht genügend würdigt, wie zum Beispiel das innige Verhältnis zur eigenen Nation oder die Herausstellung des christlichen Grundcharakters.

Ganz im Sinne von F.J. Strauß (s.o.) will sich die Partei als die Vertretung der fortwährenden Modernisierung sehen. Je stärker diese Verbindung eingegangen wird, desto mehr wurden auch die Elemente der homogenen Gemeinschaft und Nation wieder in den Kanon aufgenommen. Diese waren nach der unrühmlichen Verwendung durch die Nazis anfänglich außen vor gelassen worden. Die Familie als tradiertes konservatives Element vervollständigt diesen Grundstock. Diese Charakteristika kollidieren jedoch mit der mittlerweile neoliberalen Politik der CDU. Hier entsteht der Widerspruch zwischen den Forderungen und der realisierten Politik: einerseits Flexibilität und Mobilität, andererseits Heimattreue, Familienbindung, Anerkennung und Erhalt traditioneller Werte (z.B.: Ehe). Die globalisierte Welt, welche die konservative Union wirtschaftspolitisch vorantrieb, bringt eine Auflösung homogener Nationengebilde oder auch tradierter Familienbilder mit sich. Umso mehr jedoch predigt die Union den Erhalt und die Bewahrung dessen. Von Seiten der „Neuen Rechten“ wird sie aufgrund ihrer

neoliberalen Wirtschaftspolitik und der eben beschriebenen Folgen attackiert. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, traditionelle Themenbereiche zu verstärken (vgl. Wiegel 2002, S. 28 ff.).

Die Partei definiert sich nach wie vor als wertkonservative Volkspartei der Mitte. Als Grundwertekatalog können dabei die Liebe zum Vaterland, der christliche Wertekanon und die Stellung der Familie angesehen werden (vgl. CDU 2007).

Die Aufzeichnungen zeigen, dass in ihr nach wie vor konservatives Potential steckt. Dieses ist jedoch immer den situationsspezifischen Machtgegebenheiten anzupassen. Gegenwärtig ist die liberale Programmatik seitens Angela Merkel überaus erfolgreich, wodurch konservative Kreise nur geringe Einflussmöglichkeiten haben. Ihre ideologische Existenz kann dadurch aber nicht abgestritten werden, wie im nachfolgenden Kapitel nachgewiesen wird.

### 3.4 Überholen Rechtsaußen – extreme Strömungen in der CDU/CSU und die doppelte Staatsbürgerschaft

Wie in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt, traten (wert-)konservative Elemente immer dann hervor, wenn die CDU sich einem Konkurrenten rechts neben ihr gegenüber sah. Dann wurden Themen der nationalen Frage, der Einwanderung oder dem möglichen Verlust traditioneller Gesellschaftswerte (Familie) verstärkt. Ein Höhepunkt dieser Angst und Abwehr vom Fremden, sich äußernd in der einwanderungsfeindlichen Politik der Union, fand sich in der Unterschriftenaktion der CDU gegen die Reformpläne des Staatsbürgerschaftsrechts der rot-grünen Regierungskoalition 98/99. Dieses sollte eine Abkehr des bisherigen, alleinigen Abstammungsrechtes auf die deutsche Staatsbürgerschaft darstellen und stattdessen Teile des Territorialprinzips einführen. Das Abstammungsrecht (*ius sanguinis* oder auch „Blutrecht“) stand dafür, dass das „Deutsch-Sein“ vererbbar sei oder nur zu erlangen, indem man die bisherige Staatsbürgerschaft ablege. In den Bestrebungen der Koalition sollten Kinder mit Migrationshintergrund, von denen ein Elternteil in Deutschland geboren sei, die deutsche Staatsbürgerschaft automatisch erhalten und die Einbürgerungsfristen für Erwachsene von 15 auf acht Jahre, für Kinder auf fünf Jahre reduziert werden (vgl. Klärner 2000, S. 82).

Die CDU nutzte dieses Reformvorhaben für eine deutliche Markierung ihrer einwanderungspolitischen Position und, wenngleich auch unfreiwillig, zur Hervorhebung ihres rechten Lagers. Hierbei taten sich insbesondere der neue CDU-Vorsitzende Wolfgang Schäuble, der neue CSU-Vorsitzende Edmund Stoiber<sup>12</sup> und der hessische Ministerpräsidentenkandidat Roland Koch

---

<sup>12</sup> Das Stoiber einer der Aktivposten war, ist nicht überraschend, zeigte er sich doch bereits in den Jahren zuvor diesbezüglich auffällig. Unrühmliches Beispiel ist die Reaktion auf die These des Soziologieprofessors Gerhard Hepp, dass die Einwanderung den „Volksmord an den Deutschen“ mit sich bringe. Darauf hin gab Stoiber seine

hervor. Letzterer profitierte durch die Unterschriftenkampagne und die Mobilisierung von Vorurteilen und Ängsten mit der Wahl zum hessischen Ministerpräsidenten im Frühjahr 99. Nicht zuletzt in Anbetracht dieser Wahl und der Möglichkeit der Mehrheitsverschiebung im Bundesrat (um damit auch das Gesetzesvorhaben zur doppelten Staatsbürgerschaft blockieren zu können), folgte eine starke Thematisierung seitens der CDU (vgl. Klärner 2000, S. 82 f.).

Die Ablehnung der Reform wurde begründet durch mehrere Argumentationsansätze, z.B. dass mit dieser Gesetzesänderung noch mehr kriminelle Ausländer ins Land kämen, deren Zahl nicht mehr zu kontrollieren sei.<sup>13</sup> Die CDU hatte die Befürchtung, dass bereits im Land vorhandene kriminelle Ausländer nicht mehr abgeschoben werden könnten. Das Abstammungsprinzip habe sich bewährt. Gerade in solch einem für die CDU wichtigen Feld, dürfe aus konservativer Sicht keine Änderung erfolgen. Auch wurde die Überfremdungsthese aufgegriffen, dass der Deutsche im eigenen Land nicht mehr heimisch sei. In Zuge dessen, kamen Befürchtungen auf, dass die kulturelle Heimat verloren ginge, durch entsprechende fremdartige kulturelle und religiöse Einflüsse, etwa aus der Türkei. Schließlich könne auch Neid auftreten, der die bisherige Ausländerfreundlichkeit der Deutschen ins Gegenteil umwandle. Neid, der entstehe wenn man feststellen müsse, dass Ausländer über die Staatsangehörigkeiten wählen könnten. Diese „Privilegierung“ wäre auf Dauer schädlich für die soziale Ruhe. Außerdem seien auch die Sozialsysteme durch die zu befürchtende Masse an Einwanderern von der Reform bedroht. Zu guter Letzt sei die Reform auch schädlich für die Einwanderer selbst, müssten sie den notwendigen Integrationswillen doch gar nicht nachweisen. Dieser sei aber laut CDU die notwendigste Grundlage, um überhaupt dauerhaft und anerkannt in Deutschland leben zu können. Dass es den Wortführern dabei weniger um tatsächliche Integration, als vielmehr um Assimilation ging, weisen die Äußerungen zu den Integrationsbemühungen und dem grundsätzlichen Verständnis von Integration nach. Wem das Bekenntnis zum Deutsch-Sein fehle oder wer es ausschlage, könne sich nicht integrieren. Dabei wird es dem zu Integrierenden nicht einfach gemacht, denn so Schäuble: „Wir schöpfen unsere Identität nicht aus dem Bekenntnis zu einer Idee, sondern aus der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk.“ (1999, zit. in: Klärner 2000, S. 99) und beruft sich damit unabänderlich auf die Abstammung als Grundfest der Zugehörigkeit zum Deutschen. Die Grenze, die er zieht, teilt in zwei Gruppen. Deutsche von Geburt an auf der einen Seite, jeder Andere auf der gegenüberliegenden Seite. Eintritt zum Deutsch-Sein negiert er hiermit gen null (vgl. Klärner 2000, S. 83 ff.). Gleichzeitig beruft er sich damit auf „den völkischen Kern im Grundgesetz“ (Oberländer 1994, zit. in: Klärner 2000, S. 7). Für Klärner ist diese Argumentation von Schäuble „rassistisch“, da das Nicht-Deutsch-Sein als

---

Befürchtung kund, dass „Deutschland durchmischt und durchrasst“ werden könne (vgl. Klärner 2000, S. 71 f.).

<sup>13</sup> Klärner zeigt, dass in diesem Zusammenhang häufig die „Wassermetaphorik“ als bedrohendes Element aufgegriffen wird. Wird doch von der „Ausländerflut“, „-schwemme“, der „Einwanderungswelle“ gesprochen oder vom „vollen Boot“ (vgl. 2000, z.B. S. 85).



unabänderlicher „Makel“ verstanden und, wie oben erwähnt, zugleich als Bedrohung für das Deutsch-Sein begriffen wird (vgl. 2000, S. 144).

Wiegel macht deutlich, dass hier etwas grundsätzliches nicht nur der CDU angerissen wurde, sondern des Konservatismus in sich, nämlich der inhaltliche Bezug zur Nation. Dieser basiert auf dem völkischen Verständnis, das eine blutsmäßig tradierte Zugehörigkeit zur Nation beinhaltet. Die Aufgabe des Abstammungsprinzips würde eine Gefährdung des gesellschaftlichen Zusammenhaltes nach sich ziehen. Gemeinschaft konstruiert sich im Konservatismus und damit weiten Teilen der CDU aus der Abstammung, dem Blut und der Natur (vgl. Wiegel 2002, S. 19).

An dieser Stelle muss aber auch betont werden, dass dieser Kurs nicht einheitlich von der CDU gefahren wurde. Die innerparteiliche Opposition bestand in ihren Führungsfiguren beispielhaft aus Rita Süßmuth, Heiner Geißler und Ole von Beust. Letzterer sah die Gefahr, dass die Partei fundamental agiere und sich nicht mehr konservativ-modern an der Mitte der Gesellschaft orientiert. Andere wie Michel Friedman befürchteten die Schürung von Ausländerhass und den Beifall der rechtsextremen Parteien (vgl. Klärner 2000, S. 105 f.). Dass diese Befürchtungen richtig waren, zeigte die Zustimmung der DVU und REP zur Unterschriftenaktion und deren Bereitschaft, die CDU dabei zu unterstützen (vgl. Wiegel 2000, S. 19). Die innerparteiliche Opposition konnte sich allerdings nicht durchsetzen. Die Bundes-CDU gab den Text zur Unterschriftenaktion vor und diese wurde zum Erfolg. Die CDU gewann die Wahl in Hessen und das Reformvorhaben wurde auf einen Kompromissvorschlag der FDP reduziert. Nach eigenen Angaben der CDU erlangte man allein in Hessen über 470.000 Unterschriften gegen die doppelte Staatsbürgerschaft (vgl. Klärner 2000, S. 131 ff.).

Der CDU eigene Verweis, dass keine rechtsradikale Partei von der Unterschriftenaktion profitieren konnte, ist zugleich ein Eingeständnis, dass man diese gar nicht erst zu wählen brauche, wenn die CDU das Einwanderungsthema ungleich effektiver und politisch wirkungsvoller besetzt (vgl. ebd., S.132). Roland Koch bezeichnete es so, dass man den Wähler „mitgenommen“ habe. Rechtsextreme Themenfelder wurden somit demokratisch legitimiert und vertreten (vgl. Wiegel 2002, S. 22).

Die CDU erreichte damit mehrere Dinge auf einmal. Erstens, sie gewann mit der Polarisierung die hessische Wahl und veränderte die Mehrheitsverhältnisse im Bundesrat. Sie vergrößerte erfolgreich ihre Machtteilhabe. Soweit das rationale. Im zweiten Schritt verschärfte sie die Trennung zwischen Gemeinschaft und den außen vor Bleibenden. Die Abwehr von allem Fremden „erhält und fördert“ die Gemeinschaft. Die Zuordnung zum „Wir“ sichert die Zustimmung des Wählers. Darüber hinaus zeugt die Einbindung des Zuwanderungsthemas in den Bereich der Inneren Sicherheit implizit von einer Bedrohung durch Einwanderung. Ausländer sind somit potentielle Verbrecher und „Gefährder“ der rechtlichen Ordnung. Die

große Bejahung der Aktion bestätigt die Partei, dass auch in der Gesellschaft solche Angstgefühle bestehen. Für Roland Koch bestand die Lösung für die scheinbare Verbindung zwischen Ausländern, Bedrohung und Kriminalität in dem Wort „rauswerfen“. Ein Unterschied zu der rechtsextremistischen Forderung „Kriminelle Ausländer raus!“ lässt sich nicht ausmachen (vgl. Wiegel 2002, S. 19 f.).

Flankiert wurde die Unterschriftenaktion durch den Versuch auch im Bundestag entsprechende Initiativen zu setzen. Im Jahr 1999 stellte die CDU im Parlament den Antrag „Integration und Toleranz“ mit der Aussage, dass Integration nur dann erfolgreich sein könne, wenn die „Störfaktoren“ minimiert würden. Das gelänge nur durch die Ausweisung krimineller Ausländer und der Vermeidung der Einwanderung aus Nicht-EU-Staaten. Das Erlernen der deutschen Sprache und die Eingliederung in Arbeit wurden als zentrale Integrationsfaktoren angesehen. Fünf Jahre später wurde im Parteitagbeschluss der CDU mit Namen „Im deutschen Interesse: Integration fördern und fordern. Islamismus bekämpfen!“ ein Sprachtest für alle Kinder mit Migrationshintergrund vor der Einschulung gefordert. Bei Nichtbestehen sollten diese Kinder zurückgestellt und in Sonderkurse zum Erlernen überstellt werden (vgl. Tietze 2008, S. 226 f.) An der Losung des Beschlusses wird zweierlei deutlich. Erstens das Festhalten an einem nationalen Nutzen als Grundlage jeglicher Zuwanderung (und nicht eine etwaige humanitäre Absicht) und die sofortige Erkennbarkeit des Nicht-Integrierbaren, des Islamismus. An den Forderungen wird zudem sichtbar, dass der Einwanderungswillige in der Pflicht ist, in Vorleistung zu gehen. Der Integrationswille wird daran fest gemacht, ob der Betreffende bereit ist die deutsche Sprache zu erlernen und seinen Kindern auch die Möglichkeit dazu gibt.

Im Antrag zum modernen Ausländerrecht 1999 forderte die Fraktion der CDU/CSU auf, das öffentliche Interesse nach Zuzugsbegrenzung gegenüber dem individuellen Schicksal des Asylantragsstellers abzuwägen. Es folgten restriktive Maßnahmevorschläge zur Begrenzung der Zuwanderung und Erleichterung der Abschiebung (vgl. Drs. 14/532 1999, S. 2 ff.).

Ganz explizit wird in diesem Antrag auch der Spracherwerb in Schrift und Wort als „integrative Vorleistung“ gefordert. Darüber hinaus schlug die Union im bereits erwähnten Antrag „Integration und Toleranz“ aber auch u.a. vor, Maßnahmen zu schaffen, welche die Qualifikation der Einwanderer erhöhe, um die hohe Arbeitslosigkeit unter Ausländern zu verringern. Selbstständige sollten besser unterstützt und Unternehmer ermutigt werden, mehr Lehrstellen zu schaffen. Ein weiterer Vorschlag war, mehr ausländische Polizisten einzusetzen, um ein höheres Vertrauen und Kooperation mit der Staatsgewalt zu erreichen (vgl. Tietze 2008, S. 227).

In diesem Zuge setzte auch die Debatte um die „deutsche Leitkultur“ ein. Von Friedrich Merz gefordert und Sinnbild des Vorrangstatus der deutschen Bevölkerung vor den Zugewanderten. Die Einwanderer müssten sich zu dieser „deutschen Leitkultur“ bekennen. Dies sei Maßgabe und Status ihrer Integrationswilligkeit. Damit wurde behauptet, es gäbe eine homogene

ationale Kultur. Für Schönbohm stellte die „deutsche Leitkultur“ das Gegenmodell zur multikulturellen Gesellschaft dar. Die Befürwortung des Ersten, ist gleichzeitig die Ablehnung des Zweiten. Darin sind sich Rechtsextreme und Teile der CDU einig. Die „deutsche Leitkultur“, so Schönbohm, umfasse die Verfassung und damit das Spezielle der deutschen Nation. Wiegel weist jedoch nach, dass dies ein Irrglaube ist, da sich das Grundgesetz auf universelle Menschenrechte bezieht und damit nicht „das Deutsche“ als herausragendes Element über allem steht (vgl. 2002, S. 20).

Schönbohm sah das Grundgesetz als entwickelte, gewachsene deutsche Geschichte, zu der er untrennbar Toleranz und Grundwerte zählt, jedoch nicht ohne darauf zu verweisen, dass die grundlegende Kultur des GGs die deutsche sei. Damit verkannte er aber, dass das Grundgesetz weniger gewachsene deutsche Geschichte ist. Vielmehr entstand es infolge des Dritten Reiches und war Element von Erziehung zur Demokratie, vorgegeben durch die Alliierten. Zu dieser öffentlich artikulierten Hingabe zum eigenen Volk, gesellten sich dann auch Liebeserklärungen an das Selbige. Von den Rechtsextremen verwendete Parolen wie „Ich bin stolz ein Deutscher zu sein!“, übernahm der damalige CDU-Generalsekretär Laurenz Meyer mit dem Verweis, dass man diesen Stolz nicht den radikalen Rechten überlassen dürfe. Daher müsse eine Partei wie die CDU diese Vaterlandsliebe für sich reklamieren. Günter Beckstein begrüßte seinerzeit bei einem Vortrag bei einer Münchener Burschenschaft diesen neuen Stolz auf das deutsche Land. Er warnte die Zuhörer jedoch davor, rechtsextreme Grenzen nicht zu überschreiten. Wo er diese allerdings ausmacht, ist in diesem Zusammenhang nicht deutlich gemacht worden (vgl. Wiegel 2002, S. 21).

Die Ursache für den offensiven Umgang mit der eigenen Nation, sieht Wiegel in der damaligen politischen und gesellschaftlichen Debatte. Sie beschäftigte sich aufgrund des grassierenden Neofaschismus' im Land mit dem Verbot der NPD. Daraus wurde der „Aufstand der Anständigen“, von Kanzler Schröder initiiert, der zwei Gefahren für die Union bedeutete. Erstens wurden rechte Themen weitaus strenger beäugt als vorher, aus den Begriffen „rechtsextrem“ und „rechtsextreme Gewalt“ wurden „rechts“ und „rechte Gewalt“. Damit bestand die Möglichkeit, dass eine Reihe an Themen für die Union verloren ging. Zweitens ergab sich die theoretische Möglichkeit der punktuellen Zusammenarbeit auf antifaschistischer Ebene zwischen SPD und damaliger PDS. Die Heraufbeschwörung einer nun entstehenden neuen Mehrheitsbildung, abseits der CDU, brachte diese ebenfalls in Bedrängnis. Die Themen Leitkultur und Nationalstolz sollten für die CDU nun dazu dienen, anrühige Politikfelder einzubinden und gleichzeitig hinzuweisen auf eine vorhandene, breite gesellschaftliche Basis. Dies gelang (vgl. Wiegel 2002, S. 22).

Im Jahr 2001 wurde von der Bundes-CDU ein Konzept zur Zuwanderung mit dem Titel „Zuwanderung steuern und begrenzen. Integration fördern.“ beschlossen. In diesem Programm er-

kannten die Autoren, dass es Zuwanderungsprozesse gegeben hat und gibt. Nun müssten diese zum Nutzen der Republik gesteuert werden. Bestimmten Personengruppen wurden dabei ein besonders Zuwanderungsrecht und eine bessere Integrationsfähigkeit zugerechnet, als anderen. Hierbei handelt es sich um Höchstqualifizierte, Investoren und Führungskräfte sowie Angehörige der EU-Beitrittsländer (vgl. Tietze 2008, S. 232f.).

Bei den Höchstqualifizierten handelte es sich um Wissenschaftler, Sportler, Künstler, besonders qualifizierte Absolventen deutscher Hochschulen. Sie sollten im Gegensatz zu normalen Arbeitskräften gleich eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung erhalten (vgl. ebd., S. 234).

Im Düsseldorfer Parteitagsbeschluss von 2004 forderten die Delegierten von den in den Fokus gesetzten muslimischen Migranten, sie mögen der Scharia als weltliches Gesetz abschwören bzw. sich davon distanzieren, um den allgemeingültigen Menschenrechten gerecht zu werden. Die Scharia wurde als Unterdrückungswerk für Frauen und Mädchen angesehen. Dazu gehörte auch die Unterstützung des Kopftuchverbotes an öffentlichen Einrichtungen. Das Kopftuch sei ein Symbol für den Islamismus und damit der radikalen Auslegung des Islams. Islamische Geistliche sollten die deutsche Sprache beherrschen oder auch hier ausgebildet werden, um so ein Bindeglied zwischen dem Islam und der deutschen Gesellschaft sein zu können (vgl. Tietze 2008, S. 241).<sup>14</sup>

Muslimische Verbände sollten sich laut Parteitagsbeschluss von ihren Heimatverbindungen lösen und stattdessen den Willen zur Integration betonen. Islamistische Publikationen und Veröffentlichungen in türkischer und arabischer Sprache sollten einer strikten Kontrolle und entsprechenden Sanktionen unterstehen (vgl. ebd., S. 241 f.).

Die CSU folgte diesem Weg und beschloss ähnliches für sich. Die muslimischen Einwanderer wurden in einer angeblichen Abschottung gegenüber der deutschen Mehrheitsgesellschaft pauschalisiert. Sie sollten aber die „deutsche Leitkultur“ sowie die Werte- und Rechtsordnung vollständig akzeptieren. Integration sei ein Mittel um eine multikulturelle Gesellschaft zu verhindern (vgl. ebd., S. 242). Fremde Kulturen sollten sich in die deutsche einordnen. Erst unter dieser Voraussetzung ist die Duldung der „fremden Kultur“ möglich.

Ohne hier speziell auf die CSU eingehen zu wollen, zeigte sie sich im Vergleich zur CDU durchaus noch restriktiver. Dies bezieht sich auf mögliche Bestimmungen zum Entzug von Sozialleistungen und Ausweisungsverfahren. Eine Bejahung des Status' Deutschlands und Bayerns als Einwanderungsland fehlte bzw. wurde abgelehnt (vgl. Tietze 2008, S. 243). Im Grundsatzprogramm von 2007 der Partei finden sich ähnliche Bekenntnisse. Auch die Leit-

---

<sup>14</sup> Dass dies aber weniger der Realität entspricht, als vielmehr etwaigen Vorurteilen zeigt eine Studie der „Deutschen Islam Konferenz“. Hier wird zum Beispiel auf das angebliche, religiös unterlegte Ausbleiben vom Schulschwimmen, -sport oder Sexualkundeunterricht eingegangen. Das o.g. Vorurteil löst sich anhand der erforschten Zahlen auf. Muslimische Schüler und Schülerinnen nehmen vergleichsweise genauso oft oder wenig an den o.g. Schulangeboten teil, wie anders religiöse oder der Religion ferne Alterskollegen. Der ursächliche Grund für die Nichtteilnahme lag in den fehlenden Angeboten der jeweiligen Schule (vgl. DIK 2009, S. 181 ff.).

kultur und das deutsche Volk als Schicksalsgemeinschaft finden ihren Platz darin (vgl. CSU Grundsatzprogramm 2007, S. 142 ff.).

Ein Beispiel für fehlende Sensibilität oder fehlende Sachkenntnis zeigt Butterwegge auf. Im Januar 2005 kamen die NPD und die DVU zu einem „Deutschland-Pakt“ zusammen und wollten eine „Front von Rechts“ auf die etablierten Verhältnisse aufbauen. Im selben Jahr schrieben Angela Merkel und Edmund Stoiber einen Brief an Noch-Kanzler Schröder und schlugen ihm einen „Pakt für Deutschland“ vor (vgl. 2008, S. 25 f.).

Ebenfalls 2005 stand die Partei vor der Frage, wie sich feststellen ließe, ob bei Einwanderern ein ernsthafter Einbürgerungswille vorläge. Im damals CDU geführten Baden-Württemberg wurden Leitfäden für die Einwanderungsbehörden herausgegeben, initiiert durch den Ministerpräsidenten Oettinger. Durch das hessische, ebenfalls von der CDU geleitete, Innenministerium wurde ein Einbürgerungstest hervorgebracht, welcher den Willen zur Einbürgerung dadurch überprüfen sollte, wie viel Wissen über Deutschland bereits vorliege. Bezogen waren und sind die Fragen auf die Rechtsordnung, die Geographie, die Geschichte, die Kultur und staatsbürgerliche Sachverhalte. Verbunden werden sollte das alles mit der feierlichen Verleihung der Staatsbürgerschaft und einem Eid auf die Verfassung. Durch die Innenministerkonferenz der Länder wurde dies 2006 größtenteils übernommen. Die Kosten für die Einbürgerungskurse sollten von den Einbürgerungswilligen getragen werden (vgl. Tietze 2008, S. 244 f.).

### 3.5 Zwischenfazit

Als Resümee bleibt zu ziehen, dass CDU/CSU stets in einem Vabanquespiel zwischen Modernisierung und Bewahren verhaftet sind. Einerseits wollen sie sich als wirtschaftliche Führungskraft darstellen und besitzen diesen Kompetenzzuspruch innerhalb der Gesellschaft auch. Auf der anderen Seite kollidiert das mit denjenigen Werten, die die Partei in der Basis zusammenhält: Christentum, Heimatliebe, Schutz der Familie etc. Eine kapitalistisch-globalisierte Welt löst mehr und mehr diese sozial-tradierten Werte auf. Es verlangt von dem Individuum die Anpassung an Flexibilität und Mobilität. Die Christdemokraten der Union bejahen dies und versuchen die Werte zu bewahren. Dies scheint eine fortwährende Zerreißprobe. Der Partei gelingt es jedoch, indem sie beides als „alternativlos“ darstellt. Die wirtschaftlichen Forderungen seien Folgen des Fortschritts, dem sich keiner verstellen möge, auch zu seinem eigenen Nutzen. Wer sich dem Fortschritt stellt, erhält Anteil am Wohlstand, so das Verständnis. Die zu bewahrenden Werte jedoch, verankern den Menschen in seiner Lebenswelt und ge-

ben ihm Sicherheit. Daher sind sie zu verstärken. Je mehr sich das Altvertraute um einen herum auflöst, desto mehr muss das noch Bestehende in den Vordergrund gerückt werden, um Halt zu geben.

Der Rückgriff auf Themen, die auch im neurechten und rechtsextremen Spektrum Platz finden, erfüllen dabei mehrere Zwecke.

Zum ersten werden Konkurrenten um die politische Macht sukzessive marginalisiert, denn die politische Reichweite ist bei einer Volkspartei ungleich größer, als bei einer Splitterpartei, die sich nur über einzelne Themen definiert.

Zum zweiten liegt das Problem in der grundsätzlichen Doppelbelagerung der Themen. Familie, Volk und Nation, Heimat und kulturelle Identität sowie die innere Sicherheit sind Bereiche, die die radikal Rechten ebenso mit Bewahrungsforderungen überziehen, wie die CDU/CSU. In der Vergangenheit gab es teilweise Überschneidungen in der Sprache, z.B. bei Wahlkampfparolen. Die Partei begibt sich damit selbst gewählt in die Gefahr, Konturen zur Extreme zu verwischen. Der große Vorteil der CDU/CSU ist, dass sie innerparteilich diesbezüglich mehrere Strömungen innehat. Dargestellte Äußerungen und Forderungen wie bei der Unterschriftenaktion werden nicht unkritisch hingenommen, sondern zum Teil in ihrer Absicht offen angesprochen.

Die CDU/CSU existiert demnach als konservativer Akteur weiter fort, auch mit einer vergleichsweise liberalen Führungsfrau an der Spitze.

#### 4. Das Thema Rechtsextremismus

Bei der Eingrenzung des Begriffes Rechtsextremismus lehrt die Forschung vor allem eines: den Begriff nicht zu sehr eingrenzen. Die Definitionen sind vielfältig und zum Teil auch unscharf. Die Extremismusforschung bietet sich als übergeordnete Abteilung zur Rechtsextremismusforschung an. Jedoch, wird vom Extremismusbegriff ausgegangen, setzt man sich der Gefahr aus, zu vereinheitlichen: Rechts- mit Linksextremismus, christlichen mit islamischen Fundamentalismus etc. Die Extremismusforschung bestreitet dies auch gar nicht und fokussiert sich ganz grundsätzlich darauf, dass es im Rahmen des Begriffs zur Ablehnung einer freiheitlichen, demokratischen Grundordnung, sowie ihrer Inhalte kommt. Dabei reicht es schon, wenn eines ihrer Merkmale abgelehnt wird. Im Bezug auf die Bundesrepublik Deutschland wären dies: das Prinzip der Volkssouveränität und der fundamentalen Menschenrechte, sowie der Rechtsstaatlichkeit (vgl. Jesse 2004, S. 8 f.). Es kommt zu einer Festlegung antidemokratischer Grundpositionen (vgl. ebd., S. 22 f.) und der Ablehnung des Kernbestandes der Verfassung. Hieran macht Winkler den Unterschied zum Radikalismus deutlich, dieser beziehe sich auf radikale Veränderung im Rahmen der Verfassung (vgl. Winkler 2001, S. 42).

Pluralistische Interessen und Konzeptionen werden von extremistischen Akteuren negiert. Stattdessen findet eine Reduzierung auf eine dogmatische Meinung bzw. Ideologie statt. Das Mehrparteiensystem wird abgelehnt. In extremistischen Kreisen herrscht oftmals der Glaube an eine zu erfüllende Mission vor, hierbei wird eine Abgrenzung anders Denkender in Form von „Freund-Feind“ – Stereotypen vorgenommen. Bei Misserfolg wird dieser zuerst auf Verschwörungstheorien geschoben (vgl. Jesse 2004, S. 11).

Dabei überschneiden sich die verschiedenen Merkmale oft, dürfen aber dennoch nicht immer zwangsläufig die Bedingung anderer Merkmale sein bzw. als solche angesehen werden. Winkler umschreibt es so, dass nicht alle Dogmatiker den Verfassungsstaat ablehnen und umgekehrt (vgl. 2001, S. 43).

Durch den freiheitlichen Ansatz jedes demokratischen Verfassungsstaates, ist es nicht zu verhindern, dass es auch in jedem extremistische Tendenzen gibt. Sie zu unterdrücken oder zu verleugnen hieße, den eigenen demokratischen Mustern von Pluralität und Meinungsvielfalt zu widersprechen. Zudem spielt der demokratische Staat dem Extremismus dadurch in die Karten, dass er u.a. nicht auf alle gesellschaftlichen Probleme eine rezeptartige Lösung hat und durch strukturelle, wie menschliche Fehler, zum Beispiel Korruption, extremen Parolen Vorschub leistet (vgl. Jesse 2004, S. 22 f.). Jesse plädiert dafür, dass der Staat bei der Abwehr der Extremisten aus ihnen kein Feindbild machen darf, weil er damit erstens gegen seine freiheitlichen Grundfeste verstößt und zweitens den Extremisten Grund dafür gibt, dass sie sich

in der Rolle des Feindes bestätigt sehen. Der demokratische Staat reproduziert somit „Feind-Freund“, „Schwarz-Weiß“-Stereotypen (vgl. Jesse 2005, S. 20 f.).

Die Extremismustheorie jedoch bleibt unzureichend, wenn es um die Erforschung und damit auch die definitorische Annäherung zum Problem des Rechtsextremismus geht. Sie verallgemeinert und setzt potentiell politische Strömungen gleich. Die Unterschiede zwischen Rechts- und Linksextremismus werden in ihrer Deutlichkeit kaum angesprochen, stattdessen die Gemeinsamkeiten hervorgehoben. Somit zeigt sich ein Bild, in dem beide eher identisch sind, denn konträr gegenüber stehen (vgl. Decker u.a. 2012, S. 16 f.). Interessanterweise folgt der extremismustheoretische Ansatz den politikwissenschaftlichen und soziologischen Folgerungen der bundesdeutschen 50er und 60er Jahre (vgl. Butterwegge 2001, S. 18).

Ohne an dieser Stelle eine Diskussion über den Begriffe „Totalitarismus“ oder „Totalitarismusthese“ führen zu können, erscheint es dennoch notwendig, kurz auf die Ursprünge einzugehen, aus denen sich das o.g. Extremismusverständnis ableitet. Backes macht darauf aufmerksam, dass insbesondere die analytischen Erkenntnisse Hannah Arendts gewichtigen Einfluss hatten<sup>15</sup>. Nachdem die Ursprünge des Begriffs im früheren liberalen Antifaschismus Italiens lagen, wandte sie sich späteren Zeiträumen zu (vgl. Backes 2007, S. 609 ff.). Sie beobachtete die beiden Diktaturen Hitlers und Stalins, dabei vor allem auf die Systematik der Herrschaftsausübung. Hierin erkannte sie primär in jeder für sich Strukturen, die ihrem Begriff von totaler Herrschaft Inhalt gaben. Erst der Vergleich der Strukturen führte dazu, Parallelen in beiden Systemen festzustellen. Vordergründig waren dabei die Legitimierung der Herrschaftsübernahme, nämlich durch die Massen. Dazu kamen die Aufrechterhaltung der Macht, durch das Verständnis der „permanenten Revolution“. Der Machterhalt der „andauernden revolutionären Bewegung“ benötigte die Aufrechterhaltung der Bedingungen, unter denen die Macht errungen wurde. Nur so kann auch die Bewegung erhalten bleiben (vgl. Arendt 1986, S. 611 ff.). Den beiden Bewegungen war ein Glaube an eine bestimmte Idee immanent. Der Nationalsozialismus verfolgte die Idee der Herrschaft über eine Menschheit, die nach einer sozial-darwinistischen Rassenlehre geordnet ist. Der Stalinismus hingegen orientierte sich an Marx' Botschaft der klassenlosen Gesellschaft. Diese sei die Folge einer historischen Notwendigkeit. In beiden zugrunde liegenden Ideen erkannte Arendt einen neuen Begriff von „Gesetz“ - der gesetzmäßigen Abfolge von gesellschaftlichen Machtzuständen. Nach der nazistischen Ideologie könne die Menschheit nur dann überleben, wenn den Naturgesetzen Darwins auch in den menschlichen Gesellschaft gefolgt werden würde. Der Stalinismus folge der „Gesetzmäßigkeit“, dass sich nach Marx die menschliche Geschichte in einer unaufhaltsamen Bewegung befindet, an deren Ende die Auflösung materieller und politischer

---

<sup>15</sup> Als weitere voranbringende Beiträge benennt Backes die Werke von: Carl J. Friedrich/Zbigniew Brzezinski, Karl Loewenstein, Karl Dietrich Bracher, Georg Brunner, Juan J. Linz, Paul Brooker und Wolfgang Merkel (vgl. Backes 2007, S. 611).



Klassen steht. Beiden „Glaubensrichtungen“ sei gleich, so Arendt, dass sie von einer überdimensionalen Kraft ausgingen, die als Bewegung die menschliche Gesellschaften umformt.

Ausdrücklich nimmt Arendt jedoch eine wichtige Trennung vor. Sie weist darauf hin, dass beide Ideologien inhaltlich weit voneinander entfernt sind. Der dem Marxismus zugrunde liegende dialektische Materialismus bezeichnet sie als „großartig erfüllt, mit den besten abendländischen Traditionen“ (Arendt 1986, S. 708), während der Rassismus „kläglich-vulgär“ (ebd.) daher komme. Eine inhaltliche Gleichmacherei ist hier also nicht gegeben und wird in Arendts Werk auch nicht angestrebt. Sie legt Wert auf strukturelle Ähnlichkeiten in der Machterlangung, -legitimation und des -erhalts.

Infolge der Entwicklung des Totalitarismusbegriffs wurde der Marxismus-Leninismus als Drohkulisse aufgebaut. Er war Gegenargument des sich zuspitzenden Kalten Krieges und der Enthüllungen über das Stalin-Regime. Butterwegge beschreibt es so, dass die Aufarbeitung des Naziregimes (und damit eine aus Weimarer Zeiten entstandene Mitschuld) der bürgerlichen Machtzentren überspielt wurde, durch die Neubewertung eines alten Feindbildes: des Kommunismus und Sozialismus (vgl. 2001, S. 18). Decker u.a. sprechen daher auch von einer ideologischen Unterfütterung des Begriffs Extremismus und der einhergehenden Gleichsetzung von Rechts- und Linksextremismus (vgl. 2012, S. 15).

Ein entscheidender Ausgangspunkt wurde jedoch bei dieser Parallelisierung vergessen, an dem sich die jeweiligen Handlungen orientieren. Der Rechtsextremismus will die freiheitlich-demokratische Verfassung abschaffen, auch unter mithilfe der Negierung jeglicher pluralistischen Menschenrechte. Der Linksextremismus jedoch bezieht sich größtenteils auf die wirtschaftliche Ausrichtung des Staates und damit der kapitalistischen Denkweise. Diese gilt es für die Handlungsträger zu bekämpfen. Der Rechtsextremismus ist also prinzipiell gegen die Demokratie als Herrschaftsform, während der Sozialismus aber nur dann als undemokratisch zu gelten hat, wenn seine Ideen missbraucht werden (vgl. ebd.).

Die Extremismustheorie kann somit allenfalls einen Rahmen bilden für die Erforschung des Rechtsextremismus, nicht jedoch seine Erklärung.

Dieckmann stellt fest, dass der Begriff selbst ein Relationsbegriff ist, wie auch der Extremismusbegriff. Also wird er immer von der Sicht aus, von der er betrachtet wird, mit Inhalt gefüllt und den tatsächlich vorhandenen politischen Verhältnissen angepasst (vgl. Dieckmann 1975, zitiert in: Klärner/Kohlstruck 2006, S. 13). Daraus wird deutlich, dass der Rechtsextremismus eine Unterform des Extremismusbegriffes an sich ist. Das heißt aber auch, dass nur die Elemente, die auch im Extremismus zu finden sind, auf den Rechtsextremismus herunter

gebrochen werden können. Hierbei zählt wieder die Formel, alles was rechtsextrem ist, ist auch extremistisch. Aber nicht alles was extremistisch ist, ist auch rechtsextrem (vgl. Winkler 2001, S. 44).

Rechtsextremismus wird oftmals mit Gewalt in Verbindung gebracht. Beispielgebend hierfür sind die Untersuchungen und Ausführungen von Neumann und Frindte als auch Heitmeyer.

Die beiden ersten gehen davon aus, Rechtsextremismus als Schnittmenge zwischen der Ungleichheitsideologie und der Gewaltbejahung zu bezeichnen ist. Allerdings bestünden diese zwei zentralen Aspekte selbst noch aus verschiedenen Unteraspekten. In das Verständnis der Ungleichheit fallen demnach: Ausländerfeindlichkeit (Überfremdungsthese), Antisemitismus, Nationalismus, Führer- und Gefolgschaftsideologien. Auch die Zustimmung für Gewalt wird unterteilt. Hierbei handelt es sich um Einzelpunkte wie: Gewaltbewertung, Gewaltbereitschaft, Gewalthandeln (vgl. Neumann/Frindte 2001, S. 189 f.).

Heitmeyers Definition bringt als Kernbereich den der Gewaltakzeptanz als grundlegende Konzeption mit ins Spiel. Diese umfasst in seinem Verständnis, den täglichen Kampf ums Überleben, die Ablehnung von rationalen Diskursen und demokratischen Reglungsformen, die Betonung militanter und autoritärer Lösungsansätze, als auch ganz banal die Lösung/Regelung von Konflikten durch Gewaltanwendung (Heitmeyer 1987, zitiert in: Winkler 2001, S. 48 f.). Als Ursache hierfür sieht er die gravierende soziale Ungleichheit, die die Akteure einerseits selbst erfahren haben, andererseits die Gesellschaft auch tatsächlich aufzeigt. Die im Sinne von Heitmeyer dafür verantwortliche Modernisierung bringt eine Verstärkung der Individualisierung mit sich, welche im sozialen, beruflichen und politischen Bereich Desintegration fördert (vgl. Heitmeyer 1987, zit. in: Butterwegge 2001, S. 24 f.). Allerdings gilt es als umstritten, ob der Gewaltbegriff in der Begriffsklärung/-forschung des Rechtsextremismus seine definitorische Berechtigung hat, weil nicht jedes rechtsextreme Tun auf Gewalt fußen muss (vgl. Winkler 2001, S. 41). Jedoch differenzierte Heitmeyer zwischen rechtsextremer Einstellung und Handlung. Den Gewaltaspekt ordnete er im Bereich der rechtsextremen Handlung ein (vgl. Decker u.a. 2012, S. 18).

Hierin eröffnet sich aber auch eine grundsätzliche definitorische Schwierigkeit, auch des Gewaltbegriffes. Je nachdem wie dieser beschrieben wird, klärt sich seine Zugehörigkeit zum Rechtsextremismus. Wird Gewalt als ein zwanghaftes Durchsetzung des eigenen Willens gegenüber einem anderen verstanden, so muss die Akzeptanz von Gewalt unbedingt in die Definition des Rechtsextremismus Einkehr finden (vgl. Schaub/Zenke 2005, S. 235). Allein die Vorstellung der zwangsweisen Abschiebung aller „nicht zum Volk gehörigen“, begründet die Akzeptanz zumindest institutioneller und herrschaftlicher Gewalt.

Die Kritik an Heitmeyers Ansatz entzündet sich an mehreren Punkten. Die Annahme, dass al-

lein die soziale Ungleichheit und Gewaltakzeptanz zu rechtsextremen Einstellungen führt, ist ungenügend. Hierbei werden wichtige Punkte wie etwa die ethnische Ausdifferenzierung der Gesellschaft, der Geschichtsrevisionismus mit der Leugnung des Holocausts oder auch die völkische Definition der Nation außen vor gelassen. Zudem impliziert Heitmeyer, dass allein der Verlust an ehemals scheinbar vorhandenen Bindungen, die Betroffenen so haltlos macht, dass sie sich sprichwörtlich in den Fängen der Rechtsextremen wieder finden. Gleichwohl gibt es genügend Menschen, die diesen Erfahrungen ebenfalls unterworfen sind und nicht nach rechts tendieren. Winkler weist sogar darauf hin, dass die Auflösung der traditionellen Bindungen der Menschen zu einem Bedeutungsverlust des Rechtsextremismus geführt hätte (vgl. Winkler 1996, zit. in: Butterwegge 2001, S. 27). Allerdings schrieb er dies vor den rechtsextremen Wahlerfolgen der DVU in Sachsen-Anhalt (1998) sowie der NPD in Sachsen (2004) und Mecklenburg-Vorpommern (2006).

Laut Willems widerlegen empirische Forschungen Heitmeyers Beschränkung auf die soziale Ungleichheit und Desintegration. Somit gab es zwar auch diesen Hintergrund bei rechtsextremen Gewalttätern, aber nur zu einem kleinen Teil innerhalb der Untersuchungsgruppe. Eine Mehrzahl entstammte z.B. Familien ohne defizitäre Strukturen und war auch nicht von Arbeitslosigkeit betroffen (vgl. Willems 1993, zit. in: Butterwegge 2001, S. 27 f.). Faktum bleibt, die soziale Ungleichheit ist ein Element der Rechtsextremismusdefinition, ebenso wie die Akzeptanz von Gewalt (in Mehrstufigkeit), wenn auch nicht zwingend und ausschließlich in dem von Heitmeyer beschriebenen Maße.

Die soziale Ungleichheit ist im Rechtsextremismus als charakteristische Einzelbestandteile verankert. Genannt werden müssen an dieser Stelle der Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit (vgl. Decker u.a. 2012, S. 18). Minderheiten werden zwar als rassistisch minderwertig beurteilt, sind aber in den Augen der rechtsextremen Ideologie mächtiger. Dieser angebliche Machtvorteil bezieht sich vor allem auf eine scheinbar stark vorhandene Verankerung innerhalb der Ökonomie, der sozialpolitischen Organe des Staates und Handlungsträger<sup>16</sup>. Gleichzeitig beinhaltet die Biologisierung aber auch die Rechtfertigung des Geschlechterverhältnisses (mit einer Unterordnung der Frau), sowie des Sozialdarwinismus und seiner Definition des natürlichen Rechtes für den Stärkeren (vgl. Rommelspacher 2006, S. 127 ff.). Stenke weist darauf hin, dass weder die soziale Ungleichheit als auch der Rassismus und Sexismus alleinige Elemente des Rechtsextremismus sind, sondern dass dies gesellschaftliche Tatsachen der bundesdeutschen Realität seien. Nicht nur im Rechtsextremismus gäbe es diese Ungleichheiten. Eine alleinige Zuordnung nach Rechtsaußen verstelle hierfür den Blick (vgl. Stenke 1993, zit. in: Butterwegge 2001, S. 26).

---

<sup>16</sup> Beispielgebend hierfür sind auch die Verschwörungstheorien eines Horst Mahlers deren zufolge die gesamte Globalisierung eine Werk der Juden sei, die eine amerikanische Finanzoligarchie aufgebaut hätten und damit die ganze Welt bedrohen würden (vgl. Maergele 2005, S. 141 ff.).

Rommelspacher macht in diesem Zusammenhang die Dominanzideologische These stark. Diese ist verankert in der kulturhistorischen Charakterisierung Europas, in der die eigene Kultur stets als die Norm betrachtet würde, während andere nur die defizitäre Abweichung bzw. eine Vorstufe davon darstellen. Daraus folge sowohl ein expansiver Umgang mit der eigenen Kultur, als auch ein Eurozentrismus, der eine starke egozentrische Haltung auf die europäische Kultur fördere (vgl. Rommelspacher 2006, S. 133). Hieraus leitet sich der Dominanzideologische Ansatz ab, der beinhaltet, dass sich aus der Überlegenheit der Kultur der Drang nach eigener persönlicher Dominanz ableitet. Diese kann auf die hierarchische Abgrenzung innerhalb einer Gesellschaft orientiert sein, wie auch auf die äußerliche Differenzierung. Wird diese jedoch als bedroht empfunden, entsteht ein Zugang für Dominanz erhaltende bzw. verstärkende Forderungen (vgl. Rommelspacher 2006, S. 140 f.). Dabei ist dieses Bedrohungsempfinden besonders stark bei denen, die bereits gesellschaftlich dominant sind. Allerdings ist das Streben nach Dominanz auch bei Diskriminierten vorhanden (vgl. Sidanius/Pratto 2001, zitiert in: Rommelspacher 2006, S. 134 f.). Dies ist ein Argument dafür, dass nicht nur die sozial Schwachen und Gesellschaftsverlierer als Modell des rechtsextremen Prototyps zu gelten haben. Es zeigt sich, dass vor allem das Thema der Dominanz zentral ist im Rechtsextremismus. Die Sehnsucht nach Dominanz und die Angst vor Verlust derer, können auch die Akzeptanz und Durchführung von Gewalt nach sich ziehen. Die Abtrennung der eigenen Kultur von anderen und die gleichzeitig gewünschte dominante Rolle beinhaltet auch das Ungleichheitsdenken anderen Menschen und Kulturen gegenüber. Damit manifestiert sich die Dominanzideologietheorie als ein Teilstück der Rechtsextremismusdefinition.

Auch der völkische Nationalismus ist eine Form des Ungleichheitsdenkens und der Ausgrenzung auf sozialer Ebene. Er definiert sich darüber, dass die Nation nicht aus einem territorialen, juristisch abgegrenzten Rahmen besteht, sondern allein aus der Definition des Volkes. Das sog. Blutrecht (*ius sanguinis*) und damit die gemeinsame Abstammung ist Basis des Volkes. Nur wer seiner Abstammung nach deutsch ist, wird auch als Deutscher akzeptiert. Eine „Deutschwerdung“ über das sog. Territorialprinzip (*ius soli*), also die Anerkennung der Staatsangehörigkeit nach bestimmten Maßregeln, z.B. Lebensdauer in Deutschland, Aufenthaltsstatus der Eltern etc., wird abgelehnt. Somit werden klare Grenzen aufgebaut, durch die der von außen Kommende nur schwer hindurch dringen kann. Des Weiteren dient das Prinzip des Blutrechts als „Markierung“ aller derer, die nicht von deutschen Eltern abstammen. Die Botschaft, dass es ihm nie gewährt wird, Deutscher zu werden, macht ihn stets zu demjenigen, über den sich andere erheben, nur allein aufgrund der Tatsache der Geburt (vgl. Klärner 2000, S. 7).

Aus organisatorisch-struktureller Sicht bringen Klärner und Kohlstruck die These der „Sozialen

Bewegung“ ein. Dabei wird unter dieser verstanden, dass sie ein Zusammenspiel von politischen und sozialen Gruppen, Vereinen oder Organisationen darstellt. Diese sind nicht zwingend hierarchisch miteinander verknüpft, bilden stattdessen eine netzwerkartige Verbindung. Diese wiederum besteht aus Kommunikations- und Aktionsnetzen. Zwar können sich die einzelnen Handlungsträger in ihrer individuellen Richtung unterscheiden, jedoch verbindet sie alle ein und dasselbe Ziel, nämlich einen sozialen Wandel befördern oder hemmen. Die Hauptrichtung ist entscheidend und folgt einer gemeinsamen Grundideologie. Diese wird verstärkt durch Symbole, Idole und Slogans, welche wiederum für die jeweilige Gruppe allgemeingültig und damit integrativ sind (vgl. Klärner/Kohlstruck 2006, S. 28). Dabei kennzeichnen sich soziale Bewegungen in ihrer modernen Entwicklung dadurch, dass sie dem Institutionalisierungsprozess, der einst als zwangsläufig für Protestgruppen angesehen wurde, nicht mehr unterliegen. Sie bleiben mobil und lebhaft in sich. Dadurch sind sie mobilisierende Netzwerke als Teil größerer Netzwerke und Bündnisse. Hierbei bewegen sie sich ständig im Spannungsfeld zwischen kollektiver Identitätsbehauptung<sup>17</sup> („Es gibt uns noch! Wir sind bereit!“), strategischer Mobilisierung („Heute Deutschland und morgen die ganze Welt“) und Vision („Volksgemeinschaft“) (vgl. Roth/Rucht 2008, S. 15 ff.).

Durch eine formale (also nicht ideelle) Modernisierung des Rechtsextremismus, rückt er in die definitorische Nähe einer sozialen Bewegung. Die Modernisierung bezieht sich vor allem auf die Organisationsstruktur und das gesellschaftliche Auftreten. Seit den 80er Jahren traten organisierte Jugendgruppen ins Licht der Öffentlichkeit, sowie informelle und bewegungsförmige Zusammenschlüsse, die in ihrer Gesamtheit die etablierten und hierarchisch aufgebauten Parteien ergänzten und unterstützen. Zunehmend an Bedeutung gewannen zudem die flexiblen, schwerer fassbaren Gruppen des „Freien Widerstandes“, also Freie Kameradschaften, Aktionsbüros etc. Die NPD erkannte Mitte der 90er, vor allem nach der innerparteilichen Machtübergabe an Udo Voigt, deren Bedeutung und versuchte nun diese mehr und mehr einzubinden. Gleichsam vertreten Klärner und Kohlstruck die These, dass die Entwicklung hin zu einer sozialen Bewegung, mit einer Enthierarchisierung des Rechtsextremismus einherginge (vgl. 2006, S. 28 f.). Dies mag stimmen was die organisatorischen Verbindungen betrifft. Ideologisch jedoch besteht nach wie vor der Glaube an einen hierarchisch und autoritär geformten Staat, nur die Handlungsstrukturen stellen sich in einer offeneren Form dar als vor 20 Jahren (vgl. Decker u.a. 2012, S. 18). Hier trat laut Pfahl-Traughber der organisatorische Wandel ein. Statt festen Strukturen bildeten sich mehr und mehr lockere Bünde, mit nur geringer Organisation, allenfalls ähnelnd der eines Vereins – die sog. „Kameradschaften“ (vgl. Pfahl-

---

<sup>17</sup> Kollektive Identität in diesem Sinne ist definiert nach Schmittke (1995): Sie stellt ein kohärentes und andauerndes Bewusstsein der Identifikation mit und der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe dar. Weiter beinhaltet sie das kulturelle Fundament für die geteilten Wert- und Interpretationsmuster der sozialen Realität. So schafft sie eine nicht verhandelbare Basis für die politische Mobilisierung (vgl. Schmittke 1995, zit. in: Grumke 2008, S. 480).

Traughber 2001, S. 91 f.). Damit einher ging auch die Entwicklung einer jugendlichen Subkultur. Sie griff und greift zu Aktionsformen, die bereits von anderen sozialen Bewegungen erprobt worden sind, wie z.B. Unterschriftensammlungen, Mahnwachen oder Hausbesetzungen. Durch eigene Dresscodes, Musik und einer eigenen Kulturmittelindustrie gewannen diese Gruppen immer mehr an Gewicht (vgl. Klärner/Kohlstruck 2006, S. 29 f.). Gleichwohl lässt sich gegenwärtig feststellen, dass diese Eindeutigkeit der Äußerlichkeit längst nicht mehr vorhanden ist. Für den Laien lassen sich die Unterschiede zu anderen politischen Gruppierungen kaum noch offen erkennen. Die Codes sind dezenter, zuweilen auch subtiler, aber für den Kreis der Rechtsextremen nach wie vor gemeinschaftsstiftend (vgl. Strohmaier 2008, o.S.).

Parallel dazu lässt sich auch eine Modernisierung des Rechtsextremismus auf ideologischen Wegen feststellen. Die rechtsextreme Globalisierungskritik knüpft an einen völkischen Antikapitalismus und Protektionismus an, der in seinen Ideologieelementen schon in den 20er Jahren kursierte. Nur durch eine stringente Kritik der Globalisierung ist das Ideal der Volksgemeinschaft vermittelbar. Verstärkt wurde der Antikapitalismus und Protektionismus durch einen antisemitischen Antiamerikanismus. Hier erfolgt auch die Schuldigsprechung Israels. Globalisierung ist in den Augen der Rechtsextremen auch gleich Amerikanisierung (vgl. Maegerle 2005, S. 16). Dabei kommt es sowohl zur Ablehnung des US-amerikanischen Wirtschaftssystems, als auch der moralischen Grundwerte, die, so die Ansicht der Rechtsextremen, von den USA in die gesamte Welt transportiert werden wollen (vgl. Pfahl-Traughber 2004, S. 119).

Der Antisemitismus, welcher in gleichwertiger Verbindung mit dem Antiamerikanismus steht, baut sich vor allem aus Verschwörungstheorien auf. Die Geschichte des Staates Israels, die nun weltpolitisch weitgehend akzeptierte Stellung und der damit verbundene Einfluss der Menschen jüdischen Glaubens auf der Welt, lassen den Hass ihnen gegenüber keinen Deut harmloser erscheinen, als der verbrecherische und mörderische Hass der Nationalsozialisten. Dem rechtsextremen Verständnis nach, ist das Auftreten und Handeln der (amerikanischen) Juden schuld an einem Großteil der globalen und damit im Umkehrschluss auch nationalen Probleme (vgl. Weitzman 2006, S. 53).

Für den Rechtsextremismus ist weiterhin kennzeichnend, dass die kollektive Identität durch eine abgrenzende Selbstwahrnehmung verstärkt wird. Diese folgt dem charakteristischen Freund-Feind-Schema und beinhaltet die angebliche moralische und juristische Verfolgung der „weißen Rasse“ und der individuellen Handlungsträger. Der als repressiv und illegitim verstandene Staat erhöht somit das Märtyrergefühl und die Verfestigung des kollektiven Kerns (vgl. Grumke 2008, S. 480). Dies bezieht sich auch auf die Rechtfertigung des Nationalsozialismus bzw. die Leugnung des Holocaust (vgl. Decker u.a. 2012, S. 18).

Ein weiteres Element der Modernisierung sind die Ideen der „Neuen Rechten“. Diese Bewegung

innerhalb des Rechtsextremismus vertritt vor allem einen kulturellen Rassismus, also den Ethnopluralismus. Verstanden werden muss darunter, die Akzeptanz eines Europas der Völker, wo jeder Volkszugehörige in dem Volk lebt, zu dem er gehört. Im Endeffekt stellt dies nur eine scheinbare Aufweichung der fremdenfeindlichen Positionen dar, denn ausgrenzend sowie völkisch-national ist dieses „Theorem“ dennoch. Rommelspacher nennt dies die „emanzipatorische“ Verkleidung der Höherwertigkeitskonzepte (vgl. 2006, S. 135).

Entstanden ist diese Strömung in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts, vor allem in Anlehnung an linke kulturevolutionäre Manifeste. Es entstand die Idee eines Nationalismus inmitten eines Europas nationaler und solidarischer Völker (vgl. Staud 2006, S. 80 f., vgl. Speit 2008, S. 48).

Das Volk steht für die „Neue Rechte“ als Produkt geschichtlicher und biologischer/natürlicher Entwicklungen. Dies beinhaltet nicht nur die Zugehörigkeit des Einen, sondern auch den Ausschluss des Anderen und rechtfertigt diesen. Infolge dessen werden also nicht nur auf „rassischer“ Ebene biologische Unterschiede gemacht, sondern auch auf völkischer. Die Völker im Vergleich besitzen demnach genetische Unterschiede, die im Sinne des Fortschrittes erhalten werden sollen (vgl. Brauner-Orthen 2001, S. 50). Anders gesagt heißt dies, das Volk findet seine primäre Definition über ethnische und biologische Spezifikationen (vgl. Pfahl-Traughber 2004, S. 113).

Das lässt für die Handlungsträger und Autoren der „Neuen Rechten“ nur einen Schluss zu: Die Forderung und Umsetzung des Ethnopluralismus. Vordergründig erkennt dieser zwar die Existenz anderer Kulturen und Völker an, allerdings nur, solange diese in ihrem eigenen Territorium verbleiben und nicht in die Gelegenheit kommen, das eigene Volk und die Kultur zu vermischen und damit zu marginalisieren (vgl. Brauner-Orthen 2001, S. 50 ff.).

Der Ethnopluralismus soll in der tagtäglichen Politik vor allem den Zuwanderungsstrom von außereuropäischen Rassen und damit die „Unterwanderung des deutschen Volkes“ eindämmen. „Europide Zuwanderung“ wäre in gewissem Maße toleriert, da diese Menschen sich am ehesten an die Gegebenheiten im Ankunftsland anpassen könnten, weil ihre Kultur der hiesigen ähne. Zuwanderung, die darüber hinausginge, wäre eine Gefahr für das Überleben (vgl. ebd., S. 54 ff.).

Für Butterwegge selbst ist der Rechtsextremismus inhaltlich betrachtet eine zutiefst unsoziale Bewegung, der die gesellschaftlich verankerte und durch neoliberale Elite- und Leistungsdenken genormte soziale Ungleichheit reproduziert. Dies geschieht durch die Ausgrenzung der eigentlich gesellschaftlich Schwachen, den sozial Benachteiligten, den Asylsuchenden, Menschen mit geistiger und körperlicher Beeinträchtigung, Obdachlose, Homosexuelle etc. (vgl. 2001, S. 31). Dieser Drang nach Ausgrenzung erfährt vor allem dann Zustimmung, wenn die Zugehörigkeit zur eigenen gesellschaftlichen Schicht durch einen sozialen Abstieg bedroht ist

(vgl. Doehlemann 1994, zit. in: Butterwegge 2001, S. 32).

Definitiv ist klar geworden, dass der Rechtsextremismus über vielfältige Strukturen und Ausformungen verfügt. Das Organisationskonstrukt der Sozialen Bewegung scheint dabei noch am ehesten zuzutreffen. Sie ist ideologisch gekennzeichnet durch inhumane und menschenverachtende Ansichten. Gleichwohl wird den Betroffenen eine soziale Gemeinschaft versprochen. Doch diese gründet sich nicht auf der leistungsunabhängigen Akzeptanz des Individuums, sondern auf der fortwährenden Bejahung und Ausführung der ideologischen Grundfeste. Diese gehen ganz grundsätzlich von verschiedenen Wertigkeiten menschlichen Lebens aus. Daraus bilden sich das Höherwertigkeits- und Elitedenken sowie die Ausgrenzung der als minderwertig Empfundene. Dies geschieht auf kultureller, rassistischer, antisemitischer, politischer und sozialer Ebene. Die Akzeptanz und Durchführung von Gewalt ist dabei ein schwerwiegender, wenngleich auch nicht zwingend vorhandener Korpus der Rechtsextremismusdefinition.

Der Rechtsextremismus birgt seine besondere Gefahr in dem Aufgreifen und Verbalisieren von Ängsten. Diese Ängste entstehen vor allem durch die Möglichkeit des individuellen sozialen Abstieges. Dies entspricht dem Konzept der relativen Deprivation, das besagt, dass sozio-ökonomische Krisen nur dann zu rechtsextremen Einstellungen führen, wenn die eigene Situation als bedrohlich empfunden wird. Die Suche nach Sündenböcken und Schuldigen der Misere führt oftmals zur Vereinfachung politischer und ökonomischer Zusammenhänge. Außerdem ist die Schuldsuche beim Anderen immer auch ein Relativieren der eigenen Schuld. Schließlich bildet der Geschichtsrevisionismus mit der Leugnung oder Glättung des Holocausts ein großes Element des modernen Antisemitismus' ab.

Hieraus lassen sich oberflächlich keine Gemeinsamkeiten zum Konservatismus ableiten. Besonders der menschenverachtende Ideologiekern mit seinem Gewaltpotential stellt eine unüberwindliche Differenz dar. Allerdings lässt sich konstatieren, dass beide Themen wie „Nation“ „Volk“ und „Familie in der Gesellschaft“ als identitätsstiftende Werte besetzen. Der Rechtsextremismus zieht allerdings extremere Schlussfolgerungen, die keine Parallelen zum Konservatismus mehr aufweisen.

Im Folgenden sollen nun die Akteure der Untersuchung näher untersucht werden, die sächsische CDU als Vertreter des parteipolitischen Wertkonservatismus und die NPD als rechtsextreme Organisation.



## 5. Das sächsische Parteiensystem im Untersuchungszeitraum

Das Parteiensystem in Sachsen ist seit seiner Neueinrichtung im Jahre 1990 von einer strukturellen Dominanz der CDU charakterisiert. Anfänglich prägend und bis zur Wahl 1999 fortdauernd war dabei die väterlich wirkende Figur Kurt Biedenkopf. Der ehemalige Führungspolitiker der CDU-West sollte nicht nur für einen Neuanfang des Landes, sondern auch der CDU selbst stehen. Gerade in Anbetracht des zu vermutenden Wahlsieges der SPD im „Roten Sachsen“, sollte Biedenkopf dabei einen seriösen Gegentrumpf bieten und hat dies auch mit Erfolg getan. Daneben traten viele ehemalige Aktive der ostdeutschen Bürgerrechtsbewegung der CDU bei und beeinflussten die Herausbildung eines sächsischen Charakters der Partei. Der Zugang erfolgte vor allem aus dem Spektrum der wertkonservativen Schichten und Bewegungen, wie etwa dem Demokratischen Aufbruch (DA). Noch vor der Landtagswahl schlossen sich der DA und die Demokratische Bauernpartei Deutschlands der CDU an, woraufhin diese nicht nur über ein erweitertes Wählerspektrum, sondern auch über eine vertiefte Organisationsstruktur zurückgreifen konnte. In den Folgejahren konnte durch die Dominanz der CDU eine gewisse politische Stabilität erreicht werden (vgl. Brümmer 2006, S. 84, 248 f.). Daher liegt der Vergleich als „Bayern des Ostens“ (Demuth/Lempp 2006, S. 9), durch den Verweis auf die dortige CSU-Alleinherrschaft, nahe.

Allerdings ist Sachsen nicht nur ein starkes CDU-Land, sondern aus SPD-Sicht auch das schwächste Glied in der bundesdeutschen Kette (vgl. Schubert 2006, S. 75). Die Stärke der CDU ist auch auf die Schwäche der Konkurrenten zurückzuführen.

Nach den Wahlen 2004 zeigte sich jedoch ein anderes Bild. Insgesamt waren nun sechs Parteien vertreten: CDU, PDS, SPD, NPD, FDP und Bündnis 90/Die Grünen. Die Asymmetrie zugunsten der CDU bestand zwar forthin, aber weitaus geschwächerter, als in den Jahren der Alleinregierung. Mit der CDU und SPD waren nur zwei Parteien vorhanden, die Wählerstimmen abgeben mussten. Da sie beide jedoch die Regierung bildeten (eine Koalition mit der erstmals wieder eingezogenen FDP war rechnerisch nicht möglich), war ihr von Beginn an der Ruf als „Koalition der Verlierer“ beschieden (vgl. Brümmer 2006, S. 234 f.; vgl. Demuth/Lempp 2006, S. 9).

Das klare bisherige Verhältnis aus einer Mitte-Rechts Regierungspartei und zwei linken Oppositionsparteien war mit der Wahl gehörig durcheinander geraten. In der Regierung saß nun eine Mitte-Linkspartei mit der bisherigen bürgerlichen Führungskraft. Dazu kamen insgesamt drei neue Parteien, wobei sich mit den Grünen eine ins gemäßigte links-bürgerliche Lager, mit der FDP eine liberal-bürgerliche und mit der NPD eine rechtsextremistische Partei zuordnen lassen. Der unzweifelhaft anti-systemische Charakter der Neonationalisten gibt diesem Sachverhalt eine zusätzliche Note, da somit der rechte Rand personell und inhaltlich komplett neu

belegt wurde (vgl. Brümmer 2006, S. 246).

Das Parteiensystem hatte im bundesdeutschen Vergleich einen absoluten Sonderstatus. Im Osten regierten in der ersten Nachwendedekade vor allem Dreiparteiensysteme. FDP und Grüne waren hierbei immer im Kampf mit der 5% Hürde und daher nie ein dauerhaft fester Bestandteil. Anders war das bei der CDU, der PDS (später „Linkspartei.PDS“ bzw. „Die Linke.“) und der SPD (vgl. Schubert 2006, S. 66 f.). Mit dem zweimaligen Einzug der NPD sowie der Liberalen und Grünen änderte sich dieses Bild in Sachsen markant. Im Vergleich zu den anderen Ländern, in denen sich aufgrund der Stärke der PDS-Nachfolgepartei „Die Linke.“ nun Stück für Stück ein Fünfparteiensystem etablierte, ist in Sachsen mit der NPD eine besondere Konstellation eingetreten. Die CDU traf im rechten Lager nun auf eine wiederholt demokratisch legitimierte (durch den Wählerwillen) Partei, die den Rand belegte. SPD, die Linke und die Grünen teilten sich in Abstufungen das Lager links von der CDU, während die FDP sich erst als potentieller, ab 2009 als realer Koalitionspartner für die CDU bürgerlich-liberal anbot.

Gerade in einer Ausdifferenzierung des Parteiensystems, ist es erforderlich Strategien im vorliegenden Sinne zu entwickeln. Machnig weist darauf hin, dass Strategiefähigkeit notwendig ist um „den drohenden Immobilismus, des politischen und des Parteiensystems zu begegnen, Scheinpolitik zu begrenzen und schleichender Delegitimierung entgegenzuwirken“ (2009, S. 415).

Die analytischen Konsequenzen sind klar. Die ideelle Parteizugehörigkeit der sächsischen Wähler hatte nachgelassen. Diese waren weniger an langfristigen Bindungen, denn an kurzfristigen Entscheidungskalkülen orientiert.

Schubert weist auf verschiedene Erklärungsmuster hin. Besonderen Wert legt er auf die Unterschiede in der beruflichen Zugehörigkeit der Wähler im Vergleich zum bundesdeutschen Durchschnitt. Beispielhaft waren in Sachsen nicht PDS/Die Linke. oder die SPD die Parteien der Arbeiter, sondern die CDU. Auch die NPD wurde vermehrt von Arbeitern (ein Viertel der vormals CDU-Wähler wechselte 2004 ins NPD-Lager) gewählt, aber ebenso von Arbeitslosen. Hier konnte auch die PDS/Die Linke. punkten, ebenso wie bei Angestellten und Beamten. Gleichwohl waren die demokratischen Sozialisten immer noch eine Partei der Arbeiter, aber im Vergleich zur CDU klar nicht die stärkste Kraft.

Im Stadt/Land Vergleich wurde deutlich, dass die CDU ihre Zustimmung vor allem in der Landbevölkerung fand. In den großen Städten war sie eindeutig schwächer und musste in Teilen die Mehrheit SPD und PDS/Die Linke. überlassen. In diesem Feld wurde sie im kultur-politischen Raum als relativ unattraktiv und unintellektuell angesehen, was zur Folge hätte, dass sich herausragende Persönlichkeiten mit Bindekräften nicht rekrutieren ließen. Die Partei setze eher auf personelles Normalmaß (vgl. Schubert 2006, S. 69 f., vgl. Patzelt 2006, S. 101, 112).

Die geringe Bindung der Wähler zu den Parteien lässt sich deutlich daran ablesen, dass die CDU 2004 im Vergleich zur vorhergehenden Wahl 15,8% verlor, während die NPD 7,8% dazu gewann. Bei der CDU wurde deutlich, dass dieser Verlust nicht nur Produkt einer vielleicht verfehlten Politik, sondern auch stark mit der Übernahme des Biedenkopferbes verbunden war. Mit Biedenkopf als „Landesvater“ hatte sie mehr Identifikationsfähigkeit als allein. Als diese dann wegbrach, reichte die Wirkungskraft der Partei und des neuen Spitzenmannes Milbradt nicht aus. Die meisten ehemaligen CDU-Wähler wählten 2004 gar nicht mehr. Dahinter profitierten vor allem FDP und NPD. SPD und PDS hingegen waren keine attraktiven Alternativen für Wechselwähler (vgl. Schubert 2006, S. 72).

Das sächsische Parteiensystem war im Untersuchungszeitraum von einer CDU-lastigen Asymmetrie gekennzeichnet. Jedoch lockerte sich in den letzten Jahren diese feste Zuschreibung. Gründe dafür sind auch in einer genauen Betrachtung der sächsischen CDU zu suchen.

#### 5.1 Die sächsische CDU als dominante Figur des hiesigen Parteiensystems

Die Partei begab sich nach der politischen Wende in der DDR ebenfalls in einen Wendeprozess. Diejenigen welche den Kurs der Ost-CDU und damit die Anerkennung der SED als führende Partei unterstützten und führten, sollten nicht mehr in verantwortungsvollen Positionen sitzen. Vielmehr drängten Reformer, Mitglieder ohne bisherige nennenswerte Mandate und Kirchenführer in diese Positionen. Dazu kam die Orientierung an der West-CDU (vgl. Patzelt 2006, S. 90 f.).

Nach der Etablierung im Parteiensystem wurde besonders auffällig, dass sich die sächsische CDU selbst als „Sächsische Union“ bezeichnete. Zwar ist deutlich, dass wenn von „der Union“ gesprochen wird, immer die CDU gemeint ist, dennoch verzichteten die sächsischen Christdemokraten bewusst auf den Zusatz der religiösen Zuordnung. Patzelt weist darauf hin, dass dies in der parteiinternen Kommunikation anders wäre, der Fakt an sich aber bleibt. Ziel dessen sei, im katholisch und evangelisch nicht ausgeprägten Sachsen auf eine breitere Wählerstruktur zurückzugreifen, deren identitätsstiftendes Element mit der Partei nicht das der Konfession ist. Dies führt jedoch immer wieder auch zu konträren Auseinandersetzungen um das innere und äußere Bild der Partei (vgl. Patzelt 2006, S. 100, 111).

Mit Biedenkopf als Ministerpräsidenten gelang immer die absolute Mehrheit. Aus dem „roten Sachsen“ zu Zeiten der DDR wurde ein „schwarzes“ im politisch wiedervereinten Deutschland. Erst nach dem vorzeitigen Rücktritt Biedenkopfs änderte sich dieses Bild. Die Partei hatte mit

sich selbst und Grabenkämpfen zu tun. Sein Nachfolger wurde Georg Milbradt. Dieser war einst Vertrauter und Finanzminister unter Biedenkopf. Durch persönliche Meinungsverschiedenheiten verlor er allerdings das Vertrauen und wurde des Amtes enthoben. Obwohl Milbradt die Partei wieder auf einen handlungsfähigen Kurs brachte, reichte es am 19. September 2004 nicht zur absoluten Mehrheit (vgl. Brümmer 2006, S. 205 ff.; vgl. Patzelt 2006, S. 96 f.).

Gleichwohl sollte die personelle Veränderung nicht verbunden sein mit einer Umwälzung der politischen Ausrichtung und Ziele (vgl. Brümmer 2006, S. 214). Es ging stets auch darum, dass politische Erbe Biedenkopfs fortzuführen.

Die Kernkompetenzen, die die Wähler der Parteien vor der Wahl 2004 zuschrieben, waren weitreichende ökonomische Kenntnisse, insbesondere im Abbau der Arbeitslosigkeit. Dass sie bei fast jedem weiteren Thema ebenfalls vor den anderen Parteien lag, drückt die Sonderstellung aus. Nur im Bereich der sozialen Gerechtigkeit musste sie sich mit dem zweiten Platz hinter der damaligen PDS begnügen. Allerdings war die Meinung der Bürger, dass keine der möglichen Parteien ausgewählte Problemlagen (Arbeitslosigkeit, Terrorbekämpfung, Rente etc.) lösen kann, immer am stärksten vertreten (vgl. TNS Emnid 2003, S. 21)<sup>18</sup>. Wenn es überhaupt irgendeiner Partei gelänge, die Probleme zu lösen, dann, so die Meinung der Wähler, am ehesten den Christdemokraten.

Aufgrund der kontinuierlichen Regierungszeit und der zugeschriebenen Kompetenzen wurde auch der Wahlkampf mit diesen zwei Eckpfeilern, Wirtschaft und Soziales, betrieben. Es fand eine Personalisierung auf Milbradt statt. Mit der Zuschreibung als „Anwalt des Ostens“ stilisierte Milbradt sich und die Partei zum starken Vertreter aller sächsischen und ostdeutschen Bürger (vgl. CDU Landesverband Sachsen 2004, S. 6).

Programmatisch stellte sich die Partei auf Kontinuität und Stabilität ein. In der Tradition der bisherigen 14 Jahre sollte weitergearbeitet werden. Unterschiedliche Standpunkte seien unter dem Schirm der Volkspartei zu vereinen und zu integrieren. Der Spruch „Sozial ist, was Arbeit schafft!“ (ebd., S. 4) war nicht neu<sup>19</sup>, er verdeutlichte aber die zwei Hauptstränge der christdemokratischen Ausrichtung. Es sollte vermittelt werden, dass der Partei sowohl die soziale Gerechtigkeit, als auch die wirtschaftliche Förderung am Herzen liegt. Beides sei in seiner Notwendigkeit eng miteinander verknüpft. Die wirtschaftliche Präferenz bedinge aber erst den sozialen

---

<sup>18</sup> Diese Meinung war ein Spiegelbild der grundsätzlichen Krise der deutschen Parteiendemokratie. Diese setzte spätestens Mitte der 90er Jahre ein, als die Folgeprobleme der politischen deutschen Einheit, sowie die Zukunftsdebatten über Wirtschafts- und Sozialsystem ausgelaugt erschienen. Der Frust darüber entlud sich in regionalen Wahlerfolgen der dortigen Opposition. Unterfüttert mit eher unklaren Veränderungsvisionen („Innovation und Gerechtigkeit“), als durch klare Konzepte (vgl. Kleinert 2009, S. 47).

<sup>19</sup> Bereits 1933 wurde von Alfred Hugenberg, Wirtschaftsminister ab der nationalsozialistischen Machtübernahme, der Satz „Sozial ist, wer Arbeit schafft.“ Die CSU führte die abgewandelte Form 2002 bei einer Klausurtagung ein. Danach war er als sozialpolitischer „Schlagsatz“ von den meisten CDU-Größen und Parteigruppen verwandt worden (vgl. Hinz 2002, o.S.).

Ausgleich.

Mit dem gelegten Augenmerk auf die Förderung und Beschaffung von Arbeit, sollte zudem eine Hervorhebung der wirtschaftlichen Kompetenz erfolgen.

Darüber hinaus legte die Partei Wert auf familienfreundliche Politik, um „die Zukunft des Landes!“ zu sichern. Das schließt auch den Schutz der Ehe ein. Kinder seien wichtig, um die Solidargemeinschaft der Gesellschaft und den Fortbestand der Sozialen Marktwirtschaft zu sichern, so das CDU-Programm. Auf Tradition, Werte, Kultur und Religion legt die Partei gleichermaßen ihr Augenmerk, wie auch auf das Recht des Einzelnen im Verbund mit den Rechten der Gemeinschaft. Alles im Eintreten für die Freiheit und Würde aller Bürger vereint (vgl. CDU Landesverband Sachsen 2004, S. 3 ff.).

Patzelt legt allerdings Wert darauf, dass die CDU nicht auf ihr Programm zu reduzieren sei. Die Partei definiere sich vor allem über *reale Regierungsarbeit* und ziehe daraus ihren Selbstwert. Ihre Programmaussagen würden deswegen auch nicht über Aussagen hinweg gehen, denen man Partei übergreifend leicht zustimmen könne (vgl. Patzelt 2006, S. 110).

Der damit vermittelte Pragmatismus der Mitte ist allerdings eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Die CDU verliert einen Teil ihrer Identifizierbarkeit und damit Bindungskräfte (vgl. Klei- nert 2009, S. 51). Die Austauschbarkeit von Argumenten und vor allem die Gefahr von Leerformeln entfremden die Bürger, die nach einer gesellschaftlichen Gestaltungs- und Orientierungskraft suchen, sukzessive von der Partei. Im Folgeprozess soll dann die Integrationsfähigkeit wieder erhöht werden. So sind die Parteien stets selbst auf der Suche nach dem richtigen Standort. Aufgerieben im Wettstreit zwischen maximaler Zustimmungsbasis und eigenen klaren Konturen. Allerdings verfügt die Mehrheit der Wähler trotz der beschriebenen Probleme und Gefahren immer noch über eine gefestigte Bindung zu der von ihnen gewählten Partei (vgl. Sarcinelli 2009, S. 107).

Grundsätzlich aber bestand in der langjährigen Dominanz der Partei auch eines ihrer großen Probleme, mit dem sie lernen musste umzugehen. Die innerparteiliche Willensbildung war aufgrund der klaren Führungsrolle der Regierung und des Ministerpräsidenten schwach ausgeprägt. Der Erfolg gibt allem Recht und der konnte klar verbucht werden. Doch kam dazu, dass die Führungspersonen und Leitungsverantwortlichen kaum einem inner- und außerparteilichen Druck ausgesetzt waren. Das heißt, dass Personalstellen nicht durch Konkurrenzkämpfe und Diskussionen besetzt wurden. Die interne Willensbildung war rudimentär entwickelt (vgl. Patzelt 2006, S. 107).

Machnig weist jedoch daraufhin, dass Entscheidungen in ihrem Gesamtpaket immer komplexer werden. Die Ansprüche des Verstehens, Umsetzens und Vermittelns scheinen ins Unermessliche zu wachsen (vgl. Machnig 2009, S. 413). Beides zusammen genommen führt zu einer Verminderung der innerparteilichen Willensbildung, die faktisch von Patzelt oben festgestellt wur-

de.

Gerade für Landesverbände und –akteure heben Schroeder und Neumann die Bündelungsfunktion für politische Willensbildung hervor. Sie sollten dafür Sorge tragen, dass aus der Basis genügend Inputs kommen, die dann an die Bundesebene heran getragen werden können. Gegenüber der unteren Ebene bieten sie idealtypisch die Vermittlung politischer Ziele und die Herausbildung personeller Qualifizierungen an. Daraus ergibt sich der stetige Wechselprozess aus Konkurrenz und Lernen (vgl. Schroeder/Neumann 2009, S. 335).

Die Selbstdefinition als einzig starke Kraft im Land hatte zur Folge, dass jegliche Koalitionsaussage 2004 vermieden wurde, weil es im Verständnis der Partei nur eine Regierung aus Schwarz oder Rot-Rot(-Grün) geben konnte (vgl. Brümmer 2006, S. 218).

Die 14 Jahre andauernde absolute Mehrheit führte dazu, dass die Partei in ihren Gliederungen träge für den Wahlkampf wurde. Das Wahlergebnis (CDU 41,1%, SPD 9,8%, PDS 23,6%, NPD 9,2%, FDP 5,9%, Grüne 5,1% [vgl. ebd.]) war somit auch eine deutliche Absage an fünf weitere Jahre einer absoluten Mehrheit der CDU.

Die Partei hatte sich zwar nach dem Abgang von Biedenkopf als handlungsfähig erwiesen, jedoch erreichte sie die überparteiliche Integrationskraft von „König Kurt“ mit Georg Milbradt nicht. Der nach 14 Jahren teilweise vorhandene innerparteiliche Stillstand, wirkte auf die Mobilisierungsanstrengung ebenfalls hemmend. Die Partei war für den Kampf um Wähler, die ihre bisherigen Bindungen lösten, nicht flexibel und dynamisch genug. Somit mussten „frische“ und neue Kräfte als erfolgsversprechend angesehen werden. Dass mit diesen „neuen“ Parteien gleich drei in den neuen Landtag einzogen, hebt die Besonderheit hervor. Dabei überdeckte der Einzug der rechtsextremen NPD die Erfolge von FDP und den Grünen und die Signale die damit verbunden waren. Die FDP in Sachsen schwamm 2004 auf der Anti-Hartz-IV-Welle mit und stellte sich als sozial-liberale Alternative zum bisherigen Dreiparteiensystem dar. Mit den Grünen zog dazu eine ökologisch links-bürgerliche Kraft ein. Die Wähler deuteten damit auf zwei Bereiche hin, die von den bisherigen Parteien nicht oder nur ungenügend befriedigt wurden.

Das sächsische Parteiensystem hat sich nach vielen Jahren CDU-Dominanz zu einer vielfältigen Parteienlandschaft entwickelt. Die NPD repräsentiert, gerade nach dem Wiedereinzug 2009, einen Teil dieser Landschaft. Ihre Wählerschaft scheint nicht mehr allein auf Protest zurückzuführen zu sein. Gleichwohl herrscht eine Asymmetrie des sächsischen Parteiensystems vor. Die Abstände zu den anderen Parteien werden zwar geringer, sind aber immer noch deutlich genug, um die CDU als klar vorherrschende Partei anzusehen (vgl. Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen 2009, o.S.).

## 5.2 Die sächsische NPD

### 5.2.1 Geschichte und Programmatik

Das sächsische Innenministerium führte die Partei im Jahr des Wahlerfolges 2004 als eindeutig rechtsextrem. Herausstellendes Merkmal für die Partei sei vor allem die Überwindung des bestehenden Systems und der angestrebte „Wechsel“ in eine Volksgemeinschaft (vgl. Sächsisches Staatsministerium des Innern 2005, S. 36).

Dabei trat die bis heute älteste rechtsextreme Partei in einem anderen Selbstverständnis auf die bundespolitische Bühne. Sie gründete sich im Jahr 1964, als Reaktion des scheinbaren Zerfalls der äußerst rechten Partei- und Verbandsebene. Sie sollte die Sammlung für enttäuschte Mitglieder der CDU/CSU sein, für Parteigänger der ehemaligen Parteien SRP (Sozialistische Reichspartei) oder DRP (Deutsche Reichspartei). Das Selbstverständnis unter den Gründungsvätern Thielen, von Thadden und Mussnug lässt sich als antikommunistisch, besitzbürgerlich, christlich-konservativ und pro Westbindung bezeichnen. Die Partei wollte im vorhandenen politischen und gesellschaftlichen System als Kraft neben der CDU anerkannt werden. Das Dritte Reich wurde romantisierend dargestellt, wohl auch aus der Tatsache heraus, dass ein Großteil der Mitglieder es selbst noch miterlebt hatte und davon profitierte. Der Gründung waren auch erste Erfolge auf Landtagsebene beschieden. Insgesamt in sieben Länderparlamente zog sie bis 1969 ein, dabei in Baden-Württemberg mit 9,8%, dem bis heute besten Ergebnis. Als jedoch bei dem anvisierten Einzug in den Bundestag 1969 dieser denkbar knapp verpasst wurde, verlor sich die Partei in den Folgejahren in Richtungsstreitigkeiten und sank ab in die Bedeutungslosigkeit (vgl. Staud 2006, S. 68).

Der Aufstieg gelang erst wieder mit der Installation von Udo Voigt als neuem Parteivorsitzenden im Jahre 1996. Es wurde ein neues Programm erarbeitet, welches bis in den Untersuchungszeitraum Bestand hatte. Jesse weist darauf hin, dass 2010 ein erneuertes Parteiprogramm verabschiedet wurde, welches sich nicht wesentlich von seinen Vorgängerprogrammen unterscheidet (vgl. 2013, S. 340).

Ein bedeutendes Kriterium für die Erfolge der kommenden Jahre war die Ausrichtung der Partei auf ein Drei-Säulenmodell: „Kampf um die Straße, Kampf um die Köpfe und Kampf um die Parlamente.“ (Kraske/Werner 2007, S. 179 ff.).

Der Kampf um die Straße bedeutet den Protest gegen das System in die Öffentlichkeit zu bringen. Mit Demonstrationen soll eine Mobilisierung der Bewegung erreicht und eine Vormachtstellung der eigenen öffentlichen Gegenmacht erwirkt werden.

Dieser Kampf um die Straße ist Inbegriff für die Öffnung der Partei hin zu freien Kameradschaften. Die Partei wurde weiter radikalisiert. Denn erstens war der „Kampf um die Straße“ der Hauptbetätigungsbereich der Kameradschaften und freien Kräfte generell, die sich deswegen bis dato mit Parteiarbeit nicht identifizieren konnten. Zweitens: mit der Einbindung des „Straßenkampfes“ ging die Partei ein großes Stück auf die Kameradschaften zu, band deren Aktivisten ein und wuchs durch deren Radikalität in ihrer eigenen. Hier begann der Wandel von einer „eher systemkonform agierenden zu einer überwiegend neonazistischen, systemfeindlichen Partei“ (Stöss 2006, S. 15).

Der Kampf um die Köpfe soll die Bemühungen um eine Intellektualisierung der Partei verstärken. Hierzu begab sich die Partei auf die Spuren pseudowissenschaftlicher Ausgrenzungstheorien und übernahm eine Vielzahl an Theoriefragmenten der Neuen Rechten. Dabei sollten auch scheinbar der Bewegung ferne Personen angesprochen werden. Desillusionierte Umweltaktivisten genauso wie linke Idealisten und sogar Marxisten-Leninisten, solange sie nur erkannt hätten, dass der Sozialismus der der Volksgemeinschaft ist (vgl. Brandstetter 2007, S. 328).

Der Kampf um die Parlamente versteht sich als Bemühung, den Einzug in die Parlamente zu erringen. Dies gilt den Nationaldemokraten als Waffe der Öffentlichkeitsarbeit und zur öffentlichen Positionierung gegen die anderen Parteien.

Die Verknüpfung der einzelnen Punkte miteinander macht Pastörs<sup>20</sup> deutlich. Er sagt, dass ohne den Sieg auf der Straße auch keiner in den Parlamenten erfolgen kann und umgekehrt (vgl. 2007, zit. in: Speit 2008 a, S. 18).

Seit dem Wahlerfolg in Sachsen hat die Partei ihre Ausrichtung um einen weiteren Punkt ergänzt. Der „Kampf um den organisierten Willen“ sollte die extreme Rechte unter der Federführung der NPD einen. Darunter fielen Vereine, als auch Parteien, Verbände und noch vorhandene freie Kräfte und Kameradschaften. (vgl. Brandstetter 2007, S. 329). Erster Aufsehen erregender, wenn auch temporärer Erfolg war der „Deutschland-Pakt“ mit der DVU, der jedoch nur bis 2009 hielt, da die NPD in diesem Jahr zur brandenburgischen Landtagswahl antrat und damit der DVU wichtige Stimmen zum Wiedereinzug stahl. Aus dem Pakt wurde die Einverleibung des Konkurrenten. Seit 2012 fungiert die Partei als „NPD – Die Volksunion“ (vgl. Jesse 2013, S. 342).

Die Öffnung hin zu den freien Kräften gilt als einer der Erfolgsgaranten für die Herausbildung eines eigenen scharfen, radikalen Profils, was der Partei auch Wählerstimmen einbrachte. Die Bewegung auf die radikale Szene zu, begann allerdings nicht erst mit der „Neuprogrammierung“ der Partei 1996. So kam es bereits 1993 zu gemeinsamen Auftritten von freien Kameradschaften

<sup>20</sup> Udo Pastörs war seit 2006 Fraktionsvorsitzender der NPD im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern. 2013 löste er als Parteivorsitzender Holger Apfel ab.



und den „Jungnationalen“ (JN). Unter dem damaligen Vorsitzenden Holger Apfel marschierten die Organisationen gemeinsam beim jährlichen Rudolf-Heß-Gedenkmarsch im bayrischen Wunsiedel. Apfel war auch eine der Integrationsfiguren für die Kooperation zwischen Partei und freien bzw. militanten Kräften. Die Militanz begründet sich in der eindeutig gewaltbereiten Ausrichtung einiger Führungsmitglieder der Jugendorganisation der Partei. In einigen Landesverbänden der JN waren verurteilte Gewaltverbrecher aktiv (vgl. Kraske/Werner 2007, S. 183).

Die JN bekennen sich offen zur Abschaffung der bestehenden Gesellschaftsordnung und möchten nicht eher an einer Machtausübung beteiligt sein, bis das System abgeschafft wurde. Innerparteiliche und parlamentarische Demokratie wird als Forderung von außen und als eigentliche Schwäche des Parteiapparates verstanden. Aber sie sei notwendig, um in der Öffentlichkeit als Vertreter eines modernen Nationalismus wahrgenommen zu werden. Dabei ist auffällig, dass die Jungnationalen über Köpfe verfügen, die sich differenziert mit Themen auseinandersetzen. Das Abziehbild einer „dumpfen Schlägertruppe“ lässt sich zumindest für die Führungspersonen der JN nicht mehr vermitteln. Sie distanzieren sich sogar z.T. von den „Ultra Rechten“, die für sie gescheiterte Existenzen darstellen und für das Außenbild, als Kampftruppe für das Volk, nicht taugen. Es ist das Selbstverständnis der JN die „Kampftruppe“ im vorpolitischen Raum zu sein, hin zum politischen Soldatentum (vgl. JN – Die Jungnationalen 2009, o.S.).

Die Partei setzt auch auf wohl kalkulierte politische Affronts oder Eklats. Darunter zählt zum Beispiel die Heraushebung deutscher Kriegsoffer durch Bombenangriffe der Alliierten. Dies wird bewusst bei allgemeinen oder entgegengesetzten Kriegstraueranlässen eingesetzt. Hier zielen sie u.a. auch auf die gesellschaftliche Mitte ab und das scheinbar mit Erfolg. Den Begriff „Bombenholocaust“, verwandt von Jürgen Gansel im Januar 2005, fanden laut Umfrage 27% unter 30 Jahren „in Ordnung“ und immerhin noch 15% bei den über 60 Jährigen (vgl. Speit 2008a, S. 26). Das heißt, es werden bewusst Tabus gebrochen, um sich Schritt für Schritt eine partikuläre Zustimmung auch in der gesellschaftlichen Mitte zu sichern bzw. sie anzuvisieren. Hieran knüpfen auch die Bemühungen, den Weg in Veranstaltungen des bürgerschaftlichen Engagements zu suchen. Ziel ist die Mitte der Gesellschaft (vgl. Speit 2008b, S. 40 ff.). Ein Beispiel hierfür bildete die Podiumsdiskussion „Nazis an Hochschulen“ in Magdeburg im April 2007. Bei der Veranstaltung, die sich mit der Frage des Umgangs mit Rechtsextremen an Hochschulen beschäftigte, waren mit Udo Pastörs und Mathias Gärtner zwei (z.T. damalige) Führungspersonen der NPD bzw. der JN vor Ort. Sie boten ein Paradebeispiel der o.g. Vorgaben. Ruhig, eloquent, kalkulierend Provokationen einstreugend und als Verfechter einer „wahren

Volksdemokratie“ traten sie auf und boten nicht das Bild des „dumpfen Schlägers“, welches oftmals mit dem Begriff „Neonazi“ in Verbindung gebracht wird.

Durch diese breite Ausrichtung gelang es der Partei zu einem Konzentrationsfeld und Sammlungsbecken der extremen Rechten zu werden. Dazu bietet sie ein Programm in dem sich eine Vielzahl an Rechtsextremen wieder finden kann. Grund hierfür ist die Fülle und die klare Benennung einer eigenen Systemalternative. Damit bietet sie dem Wähler klare Verhältnisse und die Botschaft des Erwartbaren, bei einer möglichen – wenngleich unrealistischen – Machtbeteiligung. Gleichwohl lässt sich vieles auch erst zwischen den Zeilen „erlesen“, was vornehmlich der Angst vor einem Verbot geschuldet sein dürfte (vgl. NPD 2009).

Die Partei lässt sich im Untersuchungszeitraum vor allem als ausländer- und fremdenfeindlich, revanchistisch, revisionistisch und den Holocaust anzweifelnd definieren. Weiterhin beinhaltet die Programmatik ein konservatives Rollenverständnis zwischen den Geschlechtern, das klare Bekenntnis zum völkischen Nationalismus, einen verschleierte Antisemitismus sowie die Ablehnung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Die Partei ist sozialdiskriminierend und anti-egalitär ausgerichtet. Weiterhin zählt eine verschleierte Gewaltakzeptanz zu ihren Erkennungsmerkmalen. Das augenfälligste Charakteristikum ist allerdings die Forderung nach einem nationalen Sozialismus (vgl. Jesse 2013, S. 335 ff., Ruf/Sundermeyer 2009, S. 13 ff.).

#### 5.2.2 „Der sächsische Weg“ - Regionale Strukturpartei

Die sächsische NPD unterscheidet sich inhaltlich und programmatisch nicht von der Bundespartei. Erst in organisatorischer und struktureller Hinsicht, sowie in der „Verpackung der Ansichten“ ist sie Leitwolf der anderen Landesverbände. Nach dem Wahlerfolg in Sachsen 2004 wurde daher das innerparteiliche Verständnis des „sächsischen Weges“ geprägt (vgl. Ruf/Sundermeyer 2009, S. 72 f.).

Das Programm als Grundlage jedweden politischen Handelns ist das Eine, das Andere jedoch die Umsetzung, die Vermittlung dieser „Werte“ und der Kontakt zu den Bürgern, um als politische Kraft angenommen zu werden.

Die NPD ist in vielen Gebieten in Ostdeutschland kommunal fest verankert. Gerade im Untersuchungsgebiet Sachsen, ist sie dabei in Teilen in bedeutsamer Form vor Ort vorhanden und vor allem akzeptiert.

Hier gibt es die Maßgabe kommunaler Ansprechpartner zu sein. Und zwar primär nicht für das große Politische, sondern vor allem für das Alltägliche, die Sorgen und Nöte der Bürger. Die

Aktiven der Partei sollen praktische Unterstützer sein. Beispiele hierfür sind: Hilfe beim Ausfüllen von Anträgen (Hartz IV, Kindergeld etc.), für „Ordnung“ in der Straße sorgen – zur Not Nachtwache laufen, Einsetzen für den Bau von Kinderspielflächen und Eintreten gegen eine sich vertiefende Anonymisierung des Lebensumfeldes. Es soll eine vertrauensvolle Atmosphäre in Wohngebieten erzeugt werden, mit den Hintergedanken, dass die Bürger dereinst Vertrauen in Programm und „Parteikameraden“ finden. Auch deshalb wird sich auf „weiche“ Bürgeranliegen spezialisiert. Anliegen, gegen die grundsätzlich kein Widerspruch einzuwenden ist, wie Tier- und Umweltschutz, Familienpolitik. Das Engagement für die Interessen der Bürger und deren „Ernstnehmen“, führt zu einer moralischen Selbsterhöhung, nach dem Motto: Wir sind die tatsächlichen Volkssdiener (vgl. Staud 2006, S. 132 ff.). Argumentativ unterstützt wird diese Feststellung und vor allem das Gelingen der Marschrichtung dadurch, dass ein Großteil der gewählten kommunalen NPD-Vertreter in der örtlichen Gemeinschaft verankert ist und angesehene Mitbürger darstellen. Nach außen ist zumeist ein akkurates oder zumindest angepasstes Äußeres scheinbare Gewähr für seriöses Auftreten. Für die Zerstreung der Bürger werden Kinder- und Familienfeste organisiert und fernab der großen Politik eine Bindung zueinander aufgebaut. Im Zusammenspiel mit den kommunalen Aktivitäten und Hilfestellung fügt sich das Bild des „Anwalts der kleinen Leute“ zusammen (vgl. ebd., S. 148). Die Kommunen sind die Probanden für die Volksgemeinschaft im Kleinen. Aus diesem Grund, investiert die Partei auch einen Großteil ihres Engagements in diese Arbeit. Darüber hinaus bildet sich so ein Grundstock der Parteiarbeit, auf den höhere Parteiebenen aufbauen können.

Dort wo Partei und Kameradschaften sich gesellschaftlich sichtbar engagieren, sind die Wahlergebnisse auch dementsprechend hoch (vgl. Speit 2008a, S. 37). Als Paradebeispiel hierfür gilt der inzwischen verstorbene Uwe Leichsenring, der in Königstein/Sachsen 21,1% bei der 2004 stattfindenden Kommunalwahl erhielt. Als Fahrtschullehrer und Mitglied im örtlichen Tischtennisverein genoss er ein Ansehen als „Kumpeltyp“. Darüber hinaus jedoch war er großer Unterstützer der „SSS“ (Skinheads Sächsische Schweiz), einer der größten und brutalsten Kameradschaften (vgl. Staud 2006, S. 136 ff.). Ruf und Sundermeyer sprechen diesbezüglich davon, dass lange vor dieser Wahl, nämlich bereits Ende der 90er Jahre, informelle Strukturen geschaffen waren. Diese prägten kommunale Realitäten, die abseits des festen Blickes auf Parlamente nicht wahrgenommen wurden. Weder von politisch Verantwortlichen, noch von überregionaler Öffentlichkeit (vgl. Ruf/Sundermeyer 2009, S. 73).

Eine etwas andere Form der kommunalen Verankerung wird durch die „National befreiten Zonen“ angestrebt. Auch wenn es sich dabei nicht explizit um eine Idee der NPD, sondern um die des „Nationaldemokratischen Hochschulbund“ (NHB) handelt, so ist dieser doch als Unterorganisation sehr eng mit der Mutterpartei verbunden. Diese muss also bei dessen „Gesell-

schaftsentwürfen“ mit in Verbindung gebracht werden.

In Städten oder Gemeinden soll eine faktische Gegenmacht errungen, Freiräume geschaffen werden. Hier soll dann auch die Sanktionsgewalt in der Hand der Rechtsextremen liegen. Angewandt werden sollen die Bestrafungen vor allem gegen Abweichler (also weiträumig die eigenen Reihen) und Feinde. Die Unterstützung für sogenannte Kampfgenossen, Unterdrückte, Ausgegrenzte und Verfolgte kann in den NBZs weitaus besser realisiert werden, als in der kommunalen Gegenwart, so die Ansicht. Diese sind dann auch Aufmarsch- und Rückzugsgebiete. Die Vollendung als „National befreite Zone“ ist aber erst dann geschafft, wenn all diese o.g. Möglichkeiten der Machtausübung dem politischen Gegner nicht zur Verfügung stehen. Der neutrale oder beeinflussbare Bürger, soll durch vertrauensbildende Maßnahmen kontaktiert und sogleich vereinnahmt werden. Die Gewaltanwendung wird plakativ abgelehnt (vgl. Brandstetter 2007, S. 331). Dies scheint aber aufgrund der tatsächlichen Gegebenheiten in den Kommunen allein aus taktischem Interesse zu geschehen (z.B.: vgl. Staud 2006, S. 196 ff.).

Beim sächsischen Wahlkampf wurde auf eine drei Themen umfassende Taktik gesetzt. Sie bestand aus Sozialprotest („Hartz IV muss weg“), Ausländerpolitik („Grenze dicht!“) und populistische Politik(er)kritik („Schnauze voll!“). In der öffentlichkeitswirksamen Plakatierung setzte sie damit auf das Protestelement und weniger auf weltanschauliche Überzeugungskraft, wengleich diese unterschwellig mit einfluss. Diese Argumente verbargen sich vermehrt erst in den Postwurfsendungen oder Faltblättern. Von Personen war auch hier der Wahlkampf relativ gelöst. Nur Holger Apfel, als Spitzenkandidat, tauchte auf dem einen oder anderen Plakat bzw. Faltblättchen auf (vgl. Brech 2007, S. 167).

Nach dem Einzug in den Landtag von Sachsen, genossen die Funktionäre den Erfolg und dachten bereits weiter. Dresden wurde als Ausgangspunkt für weitere Wahlerfolge angesehen. Deshalb muss, nach NPD-Verständnis, solche eine Legislatur genutzt werden, die parteiinternen Strukturen zu festigen, in der parlamentarischen Schmiede Personal zu formen und den Landtag als Bühne für die eigene Propaganda zu nutzen. Die Fraktion zeichnete sich rasch durch sehr gute Kenntnisse der Geschäftsordnung und Gebaren aus, trat dadurch selbstbewusst auf und konnte von Beginn an die parlamentarischen Werkzeuge benutzen (vgl. Brech 2007, S. 171 ff.).

Auch die politischen und organisatorischen Möglichkeiten waren bekannt – und wenn nicht, holte man dies durch Beobachten der anderen Fraktionen nach – und wurden genutzt, so erfolgte zum Beispiel rasch die Beantragung der Fördermittel für eine eigene Stiftung (vgl. Staud 2006, S. 108 ff.).

Die Themenlage kleiner Anfragen orientierte sich zu Beginn an dem scheinbaren Interesse der sächsischen Bürger und nicht an der eigenen Ideologie (vgl. Staud 2006, S. 116 f.). Das Eintreten für die Bürgerinteressen basiert dabei auf der geschaffenen kommunalen Verankerung, das heißt, in den Kommunen aufgeschnappte Themenfelder werden weitergeleitet und damit in ihrer Relevanz erhöht. Die Wähler hatten das Gefühl, dass sich für ihre Interessen tatsächlich eingesetzt wird. Auch die eigenen Anträge im Plenum waren anfänglich meist konventioneller Natur. Erst bei der Frage der finanziellen Deckung offenbarte sich ein klares Anliegen. So zum Beispiel in der Abschaffung des Verfassungsschutzes, im Stopp bei Zahlungen für Asylbewerber, ebenso für Projekte grenzübergreifender Jugendbildung (vgl. Staud 2006, S. 129 f.).

Womit die Fraktion allerdings stark zu kämpfen hatte, war die, z.T. selbstverschuldete, personelle Fluktuation. Bereits Ende 2005 / Anfang 2006 verließen drei Mitglieder (Jürgen Schön, Klaus Baier, Mirko Schmidt) die Fraktion. Grund sei der zu große Einfluss westlicher Funktionäre im Umfeld der Landtagsarbeit gewesen. Noch schwerer dürfte aber der Verlust von Uwe Leichsenring gewirkt haben. Der bis dato parlamentarische Geschäftsführer war der Inbegriff der kommunalen Verankerung und somit das Bindeglied zwischen Kommunal- und Landespolitik. Außerdem galt er als einer der intelligentesten Köpfe der Landespartei. Die Kontakte zur SSS öffneten die Partei zusätzlich für die freien Kräfte. Für ihn rückte der Malermeister Despang nach. Zwei weitere Fraktionsmitglieder mussten ihren Sessel räumen, beide hauptsächlich aus Imagegründen. Matthias Paul entsprach mit dem Verdacht auf Besitz von Kinderpornographie nicht dem moralischen Bild, schließlich forderte die NPD die Todesstrafe für Kinderschänder. Seinen Platz bekam der Zwickauer Peter Klose. Ohne Ersatz, weil weiterhin im Besitz seines Mandates, musste sich Klaus-Jürgen Menzel aus den NPD-Reihen verabschieden. Er hatte sich des Waffenbesitzes und finanzieller Ungereimtheiten schuldig gemacht. Außerdem galt er als glühender Hitlerverehrer, was dem Image der Partei ebenfalls nicht zuträglich war (vgl. Brech 2007, S. 170).

So engagiert in der Außendarstellung, wie es im Plenum der Fall war, zeigte sich die Fraktion in den Ausschüssen nicht. Auch wenn Apfel zum Beginn der Legislatur versprach, dass besonders hier intensiv gearbeitet werde, da die Bürger das Recht auf eine undogmatische Arbeit hätten, die ihren Interessen nützt, kam es anders (vgl. Brech 2007, S. 171).

Tatsächlich wurde die Ausschussarbeit von der Fraktion grundsätzlich abgelehnt. Gründe dafür gab es laut NPD mehrere:

- o Ausschüsse nützen durch Nicht-Öffentlichkeit nicht der Propaganda
- o NPD Anträge werden von vornherein abgelehnt
- o Zeit wird mit Beobachten und Lernen am Detailwissen anderer Fraktionen ver-

bracht. Dieses Wissen wird für eigene Anträge genutzt, die dann wiederum öffentlich wirksam im Plenum eingebracht werden (vgl. Staud 2006, S. 127 f.).

Die Schmiede kommunaler Politik dient nicht nur der Herausbildung eines funktionierenden Personalstammes, sondern auch der Erlernung politischer Abläufe. Darüber hinaus, und nicht minder so gewollt, schafft die NPD so eine Akzeptanz in der Bevölkerung und eine wachsende Alltäglichkeit ihrer Präsenz. Und was alltäglich ist, verliert mit der Zeit seinen Schrecken, es tritt der Gewöhnungseffekt ein.

Dabei ist die Verankerung auf den kommunalen politischen Ebenen nur die Frucht dessen, was die Partei unter Udo Voigt grundsätzlich an kommunaler Arbeit verrichtete. Die Gesichter hinter dem NPD-Logo sind oftmals keine Außenseiter in der örtlichen Gemeinschaft. Das gesellschaftliche Engagement wirkt dabei authentisch und wird durch die Losungen nach einer bürgernahen Politik unterstützt. Die kommunalen Parteivertreter gleichen nicht dem Bild der Schlägertrupps, die in den 90er Jahren Asylbewerberheime in Brand gesetzt haben. Sie maskieren ihre großpolitischen Anliegen hinter kommunalen Interessen.

Der NPD gelang es also, ihren Protestgestus in Strukturen zu gießen und über die Verwendung deutschnationaler Parolen hinaus zugehen. Das diese mit einer zum Teil verfassungsfeindlichen Radikalität belegt sind, hat offenbar nicht immer einen allzu großen Belang, um gesellschaftlich partiell verankert zu sein.

Die NPD hat sich in Sachsen feste Strukturen geschaffen, auf die sie zurückgreifen und daraus schöpfen kann. Gleichwohl bedient sie sich fortlaufend einem Großteil von Protestelementen und das in nicht zu geringer Radikalität. Aufgrund ihrer gewachsenen kommunalen Basis ist sie unter dem Emblem der Protestpartei<sup>21</sup> aber schon lange nicht mehr einzufangen. Eine Einordnung der Partei darunter, würde ihre gesellschaftliche Stellung in den Kommunen, besonders in Ostdeutschland, verkennen.

Neben dem Potential an Protest gegen die herrschenden Verhältnisse wird auch immer eine bestimmte Weltanschauung mit präsentiert, aus der sich der Protest erzeugt. Deshalb verweist Müller bereits 1989 auch auf den Typus der „Weltanschauungspartei“, der den Protestparteien ebenfalls innewohnt und sie über den reinen Protest hinaus wachsen lässt (vgl. 1989, S. 90). Die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, sind nicht einmal zwangsläufig die, dass der Wähler diese Parteien als dauerhafte Alternative zu den Volksparteien ansieht, welche ja ebenfalls eine,

---

<sup>21</sup> Hier wird die Definition von Holtmann zur Grundlage genommen. Kernpunkte sind dabei eine Reizthemaorientierung, sich ohne langen Bildungsprozess durch politische Aktionen artikulieren, Ablehnung geltender Verfassungsnormen, eine „Anti-System“-Stellung, Klassifizierung der politischen Konkurrenz in „Freund-Feind“-Schema, fehlende (Aufbau-)Struktur der Partei, Emotionalisierung der Wahlbotschaften (vgl. Holtmann 2002, S. 69 ff.).

mal stärker, mal schwächer ausgeprägte Weltanschauung vertreten. Nein, was hierbei zum Ausdruck kommt ist die Tatsache, dass die Protestparteien nicht nur aus reinem Protest gewählt werden, sondern zum Teil auch in Übereinstimmung mit einem scheinbar stärker verbreiteten Weltbild. Dabei muss es sich noch nicht um ein geschlossenes Weltbild handeln. Es genügt schon eine fragmentarische Übereinstimmung. Da dieses Weltbild aber von den großen Parteien nicht im entsprechenden Maße repräsentiert wird, erfolgt der Protest, bei entsprechender sozialer und materieller Unzufriedenheit, in Form des als „Denkzettel“ umformierten Stimmzettels.

Die Untersuchungen zur „Mitte“ (z.B.: „Die Mitte bewegt sich. Berlin 2008“, „Die Mitte im Umbruch. Berlin 2012“) von Decker, (z.T.) Kiess und Brähler sind Beleg dafür, dass bei genügend Wählern eigenes rechtsextremes Potential vorhanden ist, auch ohne eine in Anspruch genommene Protestvariable. Das Potential steht in Verbindung mit dem Gefühl der Benachteiligung oder einer diesbezüglichen Bedrohungsempfindung. Der Protest ist dann das verbindende Element der Einstellungen und nicht mehr allein nur der Auslöser dafür. Vielmehr treffen Teilüberzeugungen der Wähler mit dem geschlossenen rechtsextremen Weltbild der Partei aufeinander.

Dass die CDU besonders im Fokus der NPD steht ist klar. Einerseits um vorzuführen, wie sehr manche Teile der Partei grundsätzlich den nationaldemokratischen Ideologien nahe stehen (vgl. Staud 2006, S. 110). Andererseits die Möglichkeit der Beweisführung aufzuzeigen, dass in Strömungen der Christdemokraten bereits eine Bewegung nach rechts gegeben sei, wie zum Beispiel ein Thesenpapier der „Jungen Union“ über „Nationsvergessenheit und Wertekultur“ verdeutlichte (vgl. NPD-Fraktion im Sächsischen Landtag 2005, o.S.).

Es wird also interessant sein, darauf zu schauen, wie die CDU die Partei rechts neben ihr wahrnahm. Galt sie ihr als Teil des Rechtsextremismus oder wurde das rechtsextreme Problem auf sie reduziert? War der Einzug in den Landtag Anlass, um politische Strategien abzurufen oder zu erarbeiten? Wie gestaltete sie ihr eigenes Profil, als „konservative Volkspartei der Mitte“? Wurde es geschärft oder abgemildert?

## 6. Historische Handlungsansätze der CDU zum Rechtsextremismus

Um die späteren Ergebnisse einzuordnen, ist es notwendig auf mögliche, bisherige mögliche strategische Handlungsansätze der Christdemokraten zum Thema Rechtsextremismus zu blicken. Wichtig in diesem Zusammenhang ist es hervorzuheben, dass es sich bei den folgenden Ausführungen nur um die Darstellung von Hinweisen für *Strategien oder -ansätze* handeln kann. Für eine tief gehende Untersuchung der möglichen Strategien im unter Punkt 2.2 (vgl. S. 37) beschriebenen Sinne ist hierfür nicht ausreichend Platz und würde den Fokus der Untersuchung ablenken.

Hier scheint es am Aussagekräftigsten, die Zeiträume in den Fokus zu nehmen, in denen es ein verstärktes Augenmerk auf rechtsextreme Handlungen gab. Laut Kummer (2007) gibt es dazu vier Erfolgszeiträume des Rechtsextremismus in der Geschichte der Bundesrepublik. Im Folgenden soll es aber nicht zu einer intensiven Analyse der Wahlerfolge rechtsextremer Parteien oder sonstiger Bewegungen innerhalb dieser Zeiten kommen. Vielmehr bietet sich die Möglichkeit Ansätze möglichen strategischen Handelns zu erkennen. Diese dienen dazu, einen Rahmen für die empirische Untersuchung abzugrenzen. Innerhalb dieser wird die Ausdifferenzierung, Verfeinerung und Erweiterung möglich und auch angestrebt.

### 6.1 Die CDU in den Erfolgszeiträumen des Rechtsextremismus

Der erste von Kummer beschriebene Zeitraum geht einher mit der ersten Bundestagswahl 1949 (vgl. 2007, S. 1), bei der die rechtsextremen Parteien DKP-DRP (Deutsch-Konservative Partei – Deutsche Reichspartei) und WAV (Wirtschaftliche Aufbau Vereinigung) in den Bundestag einzogen (vgl. Der Bundeswahlleiter 2013a, o.S.). In den nächsten Jahren erreichte u.a die SRP (Sozialistische Reichspartei) zweistellige Erfolge. So zum Beispiel bei der niedersächsischen Landtagswahl 1951 (vgl. Bundeswahlleiter 2009, S. 114). Im darauf folgenden Jahr wurde die SRP aufgrund ihrer, vom Bundesgerichtshof zugesprochenen, Rolle als Nachfolgepartei der NSDAP, verboten. Die Rolle, die die CDU-geführte Bundesregierung dabei spielte wird in der umfangreichen Studie von Hansen (2007) zweifelhaft betrachtet. Gab es die Verbotsdiskussionen bereits nach der Gründung der SRP, wurden die entsprechenden Anträge doch erst nach dem Wahlerfolg von 11,0% in Niedersachsen eingeleitet. Und auch dies geschah nicht allein aus freien Stücken. Die alliierten Hochkommissare kündigten an, sich des Problems der SRP anzunehmen, sollte die Bundesregierung sich nicht als handlungsfähig erweisen. Gerade in dem Zeitraum, da Adenauer über das Ende des Besatzungsstatus' verhandeln wollte, war dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, um sich zögerlich zu präsentieren (vgl. Hansen



2007, S. 224 f.).

Dass, wie unter 3.1 bereits erwähnt, die FDP und DP zum damaligen Zeitpunkt ebenfalls als weitaus rechter als die CDU einzustufen waren, verstärkt den Unterbau der rechtsextremen Welle, gleichwohl beide nicht als rechtsextrem zu verstehen wären. Gleiches gilt für den BHE, der im Jahre 1953 als Koalitionspartner in die Union geführte Regierung dazu kam (vgl. 3.1, S. 58).

Die Welle der äußerst rechten Wahlerfolge nahm unter zwei Bedingungen ab. Das Verbot der SRP steckte klare Grenzen für die Parteien in der freiheitlichen Grundordnung ab. Wer diese bedrohte galt als Feind der Demokratie und verlor seine Daseinsberechtigung. Dazu kamen die Integrationsbestrebungen der etablierten Parteien. Themen wie die Vertreibung oder Rehabilitation ehemaliger Nationalsozialisten fanden Eingang in die programmatische Ausrichtung bzw. in handlungsleitende Motive (vgl. ebd.).

Der primäre Handlungsansatz hinsichtlich des Rechtsextremismus ist hier die Marginalisierung des organisierten Rechtsextremismus, direkt durch juristische Verbote von Parteiorganisationen. Damit wurden Strukturen zerstört, ein Akteur handlungsunfähig gemacht und eine aktionistische Anlaufstelle gelöscht. Gleichzeitig wurde aber auch die Handlungsfähigkeit der Regierung und des Staates, vor sich selber und den Alliierten, demonstriert.

Strategische Ansätze sind zum damaligen Zeitpunkt vor allem der Erhalt/Ausbau von (Regierungs-)Macht und die Herauskristallisierung eines eigenen Profils.

Strategisch deswegen, weil Machterhalt und -erwerb immer ein Faktor für strategische Überlegungen und Handlungen sind (vgl. 2.2, S. 37). Die Christdemokraten stellten mit Adenauer den ersten Kanzler, doch nur weil die erste Wahl gewonnen war, stellte sich damit noch nicht der Anspruch auf weitere Siege heraus, zumal das Zweitstimmenergebnis von 31,0% keine herausragende Basis war (vgl. Der Bundeswahlleiter 2013a, o.S.). Das Parteiensystem war zum damaligen Zeitpunkt noch nicht gefestigt. Die CDU konnte noch nicht als programmatische Sammlungspartei gelten. Um also die Macht auszubauen, verfolgte sie das Konzept eines großen programmatischen Pragmatismus (vgl. Zolleis 2008, S. 127). Dieses beinhaltete die Integration von rechten Themen und Personen (vgl. 3.1, S. 58). Sie erweiterte die eigene ideologische Bandbreite – und damit die Möglichkeiten des Wählerfangs – und marginalisierte mögliche politische Gegner.

Mit der Initiierung des Parteiverbotes der SRP nahm die CDU-geführte Regierung gleichsam auch die Wahrung des Schutzes der demokratischen Grundordnung vor. Allerdings kann die Einsetzung des Parteiverbotverfahrens nicht losgelöst davon betrachtet werden, dass der Antrag beim Bundesgerichtshof ein doppelter war. Denn gleichzeitig zum Verbot der SRP wurde auch

das der KPD beantragt. Dies galt manchen Befürwortern eines SRP-Verbotese als zwingende Voraussetzung für den Erfolg des Verfahrens (vgl. Hansen 2007, S. 226 ff.). Durch die fehlende Loslösung, die sich durch zwei voneinander – sachlich und zeitlich – getrennte Verfahren ergeben hätte, wurde bereits früh ein weiteres potentiell strategisches Moment deutlich. Eine Verschmelzung rechts- und linksextremer Ausgangslagen zu einem extremistischen Verhandlungsgegenstand. Die Involvierung des KPD-Verbots in das der SRP hatte hier also möglicherweise einen strategischen Hintergrund. Die Erfolgsaussichten auf das Verbot der NSDAP-Nachfolgerin sollten erhöht werden, weniger durch die Feststellung eines eindeutig rechtsextremen Hintergrundes, sondern vielmehr durch die Reduzierung auf die extremistische Position. Dies konnte leichter gelingen, wenn gleichzeitig noch eine zweite extremistische Organisation eingebunden wurde, deren oberste Ziele zwar grundlegend andere waren, die aber ebenfalls für eine Überwindung der damaligen Systemverhältnisse stand. Diese Handlungsweise war eingebettet, in die erstarkende Totalitarismusdebatte, die im Nachkriegszeitalter ihre Hochzeit erlebte. Den Vertretern dieses Ansatzes, galten sowohl das Naziregime als auch der Sowjetkommunismus als totalitäre Systeme, die in ihrer ideologisch orientierten Staatsorganisation und Aufbau, sowie ihrer antidemokratischen politischen Ausrichtung strukturelle Parallelen aufwiesen (vgl. 4, S. 77, Wippermann 2009, S. 14 ff.).

Der zweite Zeitraum des erfolgreichen Rechtsextremismus in Deutschland begann mit der Gründung der NPD im Jahre 1964. Sie erfolgte durch Bündniseinsichten im äußerst rechten, bis dato zersplitterten Lager. Nach sieben erfolgreichen Teilnahmen an Landtagswahlen zwischen 1966 und 1968 verpasste sie 1969 den Sprung in den Bundestag nur knapp (vgl. 5.2, S. 96). Kummer führt den Erfolg auch auf die fehlende Polarisierung innerhalb der drei großen Parteien, CDU, SPD, FDP zurück. Außerhalb dieses festen „Dreigestirns“ gab es so gut wie keine Opposition, sodass es zwangsläufig zu verstärkten Reaktionen rechts und links davon kommen musste. Es ist unter diesen Umständen kein Zufall, dass neben dem Erstarken einer Rechtsaußenpartei, auch eine Verstärkung des linken, äußeren Spektrums erfolgte. Ganz speziell waren das die 68er Bewegung und die Außerparlamentarische Opposition (APO). Diese verfolgte auch die Aufhebung der politischen Verkrustung innerhalb des auf Bundesebene herrschenden Drei-Parteiensystems (vgl. Kummer 2007, S. 2).

Die CDU konzentrierte sich bei der Machterhaltung diesmal aber hauptsächlich auf die SPD, die mit Brandt einen charismatischen und bewährten Spitzenkandidaten hatte. Die NPD war trotz der vorherigen Erfolge bei den Landtagswahlen nicht ausreichend Konkurrenz genug, um eine klare Abgrenzung notwendig zu machen. Zudem galt sie zum damaligen Zeitpunkt eher als national-konservativ, denn als neonazistisch-rechtsextrem. Die deutsche Frage und der Antikommunismus spielten in beiden Parteien eine Rolle, nur das sie bei den Nationalde-

mokraten noch verstärkter im Zentrum des Handelns waren (vgl. 5.2, S. 96). Über die Arbeit der NPD in den Landtagen der sechziger Jahre ist zur Zeit wenig bekannt bzw. gibt es keine detaillierten Veröffentlichungen dazu. Dass es zu keiner Wiederwahl der NPD kam, spricht dafür, dass das parlamentarische Wirken nur wenig Eindruck hinterlassen hat. Außerdem war das Wählergefüge nicht auf einer strukturellen Basis aufgebaut. Da gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse und Aufzeichnungen in Bezug auf die Wahrnehmung der NPD aus Sicht der CDU nicht vorliegen, können auch keine abschließenden Schlüsse gezogen werden. Die Frage nach den Handlungsausrichtungen bezüglich der NPD muss an dieser Stelle deshalb unbeantwortet bleiben.

Der dritte nennenswerte Zeitraum, diesmal auf Parteienbasis erfolgreichen Rechtsextremismus begab sich Mitte der 80er Jahre, mit der Gründung der Republikaner (REP). Diese erreichten im Jahr 1989 den Einzug in den Berliner Landtag und errangen auch später, Anfang der 90er, weitere Erfolge bei Landtagswahlen, hier insbesondere in Baden-Württemberg. Kummer verortet den Höhenflug der Rechtsextremen, an dem auch die Deutsche Volksunion (DVU) ihren Anteil hatte, in eine Zeit der gesellschaftlichen Umbrüche. Massenarbeitslosigkeit, die fortwährende „Gastarbeiterdiskussion“, politischer Wandel in Osteuropa usw. Die von Kohl vor seiner Wahl 1982 versprochene „geistig-moralische Wende“ setzte nicht ein und so verließen enttäuschte Rechtsaußenwähler die Partei, auf der Suche nach neuen rechten Ufern (vgl. Kummer 2007, S. 2).

Interessant wird diese Bewegung nun, wenn der Blick auf die Zeit vor der Gründung der REP und nach den internen Streitigkeiten der NPD geworfen wird – in die 70er Jahre. Die CDU rutschte mit der Abwahl von Kiesinger als Kanzler 1969 in die Opposition und verblieb dort bis 1982. In dieser Zeit kam es zu keinen nennenswerten Erfolgen rechtsextremer Parteien oder Vereine. Zwar gründete sich 1971 die DVU als Verein, aber politisch relevant wurde sie erst in den späten 80er Jahren (vgl. Kummer 2007, S. 2). In dieser Zeit erhob sich der Diskurs über die Einwanderung zu einem besonderen Thema der politischen Agenda. Insbesondere der Umgang mit den ausländischen Arbeitskräften, die in Zeiten der wirtschaftlichen Blüte ins Land geholt, nach der Rezession 1966/1967 aber nicht mehr in dem Maße gebraucht wurden. Die Zwei-Jahresregelung, nach denen die Arbeiter nach der abgelaufenen Zeit wieder ins Heimatland zurück gemusst hätten, war von vielen Unternehmen unterlaufen worden. Die aufwendigen Einarbeitungszeiten, weil langwierig und kostenintensiv, sollten nicht mehr in Kauf genommen werden. Die Folge war, dass auch viele von den ausländischen Arbeitern nicht mehr bereit waren, ihr hiesiges Leben einfach aufzugeben, zumal der Anteil der nachgereisten Familien nicht unbedeutend war (vgl. Klärner 2000, S. 22 f.). Die CDU vertrat nun diejenigen Stimmen,

die über diesen Umstand verunsichert, ängstlich und unzufrieden waren. Baden-Württembergs Ministerpräsident Filbinger wog die Vor- und Nachteile der Anwesenheit der Gastarbeiter gegeneinander auf und kam zum Schluss, dass die Nachteile klar überwiegen würden. Das Thema Einbürgerung ausländischer Mitbürger wurde als Belastung für den Staat verstanden und artikuliert (vgl. Tietze 2008, S. 198). Die CDU war in den 70er Jahren ein klarer Gegner einer aktiven Integrationspolitik, gleichwohl auch die sozialliberale Regierung ihre Arbeitsmarktpolitik gegenüber Ausländern nur um Nuancen veränderte (vgl. Klärner 2000, S. 32 f.).

Die CDU hatte also nach den Wahlerfolgen der NPD erfolgreich rechte Themen integriert. Was fehlte war der direkte Bezug auf das Wirken der NPD, z.B. Verbotsbestrebungen. Stattdessen ging es um die Herausbildung eines klaren konservativen Gegenprofils zur sozialliberalen Machtzentrale. Es handelte sich also, wenn überhaupt, dabei nicht primär um Strategien gegenüber dem Rechtsextremismus, vielmehr um welche gegen den herrschenden politischen Gegner. Zu vermuten ist, dass eine erstarkte national-konservative Partei, die kurz vor dem Sprung in den Bundestag war, zumindest indirekten Einfluss auf die Herausbildung des eigenen Profils hatte. Eine nach absoluter Macht strebende Partei kann zwangsläufig solche Entwicklungen nicht unberücksichtigt lassen. Für weitere Schlüsse jedoch reicht der Forschungsstand nicht aus.

Der CDU gelang es also in diesem Jahrzehnt mit dem Thema „ausländische Arbeiterschaft“ und dem deklarierten Belastungsfaktor die äußerst rechte Wählerschaft zu binden. Hier trug die Gegenposition zu Brandts öffnender Ostpolitik bei, welche die Antikommunisten ebenso im CDU-Lager hielt, wie z.B. die Gegner der Oder-Neiße-Grenze.

Aus dieser Anti-Integrationspolitik erwuchs mit der Übernahme der Kanzlerschaft durch Kohl eine regressive Begrenzungs politik, die noch dazu mit dem Faktor innere Sicherheit und innerer Frieden überzogen wurde. Die Zuständigkeit der Ausländerfrage wechselte vom ökonomischen Sektor Arbeitministerium ins Innenministerium. Die damit verbundene Verschärfung und der Fokuswechsel der Debatte waren laut Klärner offensichtlich (vgl. 2000, S. 33). Und trotzdem, dem konservativ-nationalistischen Spektrum in der Partei schien dies zu wenig, um die „geistig-moralische Wende“ erfüllt zu sehen. Konnte die „Ausländerfrage“ in der Opposition noch *ein* Bindeglied darstellen, so reichte diese in der Regierungsverantwortung nicht mehr. Die Gründung der Republikaner durch ehemalige CSU-Mitglieder war daraufhin ein scheinbar zwangsläufiger Schritt (vgl. Kummer 2007, S. 2).

Mit der Abspaltung der REP ergab sich für die Christdemokraten ein neues Problem, dem nach Franz-Josef Strauß so begegnet werden sollte, dass es rechts neben der CDU keine demokratisch

legitimierte Partei geben dürfe (vgl. 3.1, S. 58). Demokratische Legitimation erhalten Parteien in der Regel durch die Teilnahme an demokratischen Wahlen und dem Willen des Wählers, der als Souverän agiert. Diese Legitimation durch den Wähler fand spätestens 1989 statt, nach dem die Republikaner ins Berliner Abgeordnetenhaus einzogen (vgl. Jaschke 2001, S. 184). Das strategische Ziel war von Strauß also vorgegeben, doch die notwendige Umsetzung fand erst nach seinem Tod 1988 statt.

Hier kam es zu widersprüchlichen Entwicklungen. Die Bundes-CDU öffnete sich z.B. im Einwanderungsdiskurs und beschloss einen Rechtsanspruch auf dauerhaften Aufenthalt und Einbürgerung. Außerdem wurden Erleichterungen im Familiennachzug geschaffen (vgl. Tietze 2008, S. 219 f.). Gleichzeitig aber kämpften Landesverbände mit kopierten äußersten rechten Parolen („Scheinasylanten“-Debatte), die sie von den Urhebern, in diesem Falle die DVU, nicht mehr unterscheiden ließen (vgl. Wiegel 2002, S. 15 f.).

Der Widerspruch gipfelte Anfang der 90er Jahre. Hatte sich die Partei anfangs mit den Öffnungen im Ausländerrecht an gesellschaftliche Realitäten angepasst, so verschärfte sie die ausgrenzende Debatte gegenüber Asylbewerbern, spätestens nach den pogromartigen Übergriffen auf deren Unterkünfte und Personen. Die entbrannte Asyldebatte entstand zu einem Zeitpunkt, da deutlich wurde, dass die Versprechen der Einheit nicht von heute auf morgen umzusetzen sind. Sie bot Anfang der 90er Jahre damit ein Thema, das in seiner Inszenierung und punktgenauen Landung als Angebot gelten kann, die schwierigen ersten Nachwendejahre zu rechtfertigen. Der damalige Generalsekretär Volker Rühle bat 1991 seine Partei brieflich, das Thema offensiv anzugehen und gegen den politischen Gegner zu gebrauchen. Asylbewerber wurden pauschalisiert als Betrüger am Sozialstaat. Es fand eine Diffamierung der Betroffenen u.a. als „Wirtschaftsflüchtlingen“ und „Sozialschmarotzern“ statt. Einer aggressiven und aufgeheizten Stimmung in der Gesellschaft wurde mit dem „Asylkompromiss“ stattgegeben. Die damit verbundene „Drittstaatenregelung“ beschnitt de facto die Einwanderung erheblich (vgl. Wiegel 2002, S. 15 f.).

Politisch wurde somit den rechtsextremen Forderungen nachgegeben. Anstatt Integration, Aufklärung und Sensibilisierung zu forcieren, griff sie aus Angst vor einer Erstarkung des Rechtsextremismus zu einer „populären“ Begrenzungs politik. Der Handlungsansatz der Einbindung rechter Themen ist hier zwar eindeutig, jedoch nicht auf die CDU beschränkt. Die SPD und FDP waren ebenso am Asylkompromiss beteiligt.

Für einen Teil der CDU bot diese Debatte aber noch eine weitere Gelegenheit – die Hervorhebung des ureigensten konservativen Charakters. Folgt man Klärners Beweisführung, so hätte Schäuble bei der Argumentation pro neues Asylrecht mit der Ansicht geworben, die Nation sei

„Schutz- und Schicksalsgemeinschaft“, zu der die Deutschen wieder ein ungebrochenes Verhältnis aufbauen müssten. Er begäbe sich damit auf völkisch-nationalistische Spuren, in deren Verständnis die Nation ebenfalls ein identitätstiftendes, gemeinschaftsbildendes Konstrukt darstellt (vgl. Klärner 2000, S. 67). Faktisch ist dem jedoch nicht so. Schäuble spricht lediglich von der Nation als Schutzgemeinschaft, sowohl im Bezug auf den Zustrom von Ausländern, als auch im grundsätzlichen Verständnis der eigenen Rolle (vgl. Schäuble 1994, S. 31 f., 184 ff.). Die Idee des Verständnisses als Schutzgemeinschaft, sei eine, die es in den Zeiten nach der politischen Einheit wieder zu entdecken gilt, so Schäuble. Dabei sei die Stärkung einer nationalen Identität die zwingende Voraussetzung für einen Ausbau der europäischen Idee. Europa sei noch nicht soweit, die identitätsstiftende Wirkung einer Nation zu ersetzen. Dadurch sei die Idee Europas abhängig von der Akzeptanz seiner Bürger, die jedoch nur dann gesichert ist, wenn diese ihre ureigenste Identität darin wieder fänden (vgl. ebd., S. 197 f.). Was Schäuble hier gelingt, ist die Verknüpfung zwischen konservativem Urverständnis in Verbindung mit dem Modell der Zukunft. Er umrahmt ein konservatives Bild der Nation, welches Identität und Schutz bietet, mit der großen europäischen, aufgeklärten Idee. Dies geschieht nicht nur aus philosophischen Gedanken heraus, sondern ist eingebettet in eine politische Landschaft, in der sich das wiedervereinte Deutschland politisch, ökonomisch und sozial noch nicht gefunden hat. Schäubles Wiederentdeckung der Nation als Schutzgemeinschaft, sollte in diesen Tagen also ein Gegenentwurf zur Gegenwart sein. Dies diene auch der Idee, das eigene Profil kräftiger zu kennzeichnen. Die Forderung Strauß' aus den 80er Jahren, welche nur die Umformulierung der grundsätzlichen Machterhaltungsrichtung darstellt, wird von den christdemokratischen Akteuren dieser Zeit also hauptsächlich durch zwei Stränge umgesetzt: 1. die Einbettung rechtsextremer Themata und 2. die Hervorhebung ursprünglicher konservativer Werte.

Den vierten abgrenzbaren Zeitraum des erfolgreichen Rechtsextremismus macht Kummer an dem Wandel der NPD fest. Der Partei gelang die Umstrukturierung vom sektiererischen Häufchen zum „Sammlungsbecken“ Rechtsextremer fast aller Couleur. Insbesondere die Einbeziehung der militanten und der Kameradschaftsszene, hat die Bedeutung der Partei zur Führungsfigur unter den rechtsextremen Parteien werden lassen. Die Umstrukturierung bzw. die Änderung der Ausrichtung nahm erst mit der Person Udo Voigt Gestalt an, der ab 1996 Parteivorsitzender war. Schnelle Wahlerfolge ließen zunächst auf sich warten, wobei die Strategien darauf auch nicht ausgelegt waren. Parlamentarisch relevant wurde sie somit erst mit dem Einzug in den sächsischen Landtag 2004 (vgl. Kummer 2007, S. 3).

Der Wahlerfolg in Sachsen sowie die Einzüge der DVU in Brandenburg und der NPD 2006 in Mecklenburg-Vorpommern, sind die Höhepunkte dieser vierten Welle. Hier setzt die

empirische Untersuchung dieser Arbeit an.

## 6.2 Zwischenbefund

Die strategischen Handlungsansätze der CDU, die unter der Betrachtung der historischen Wellenbewegung des deutschen Rechtsextremismus deutlich wurden, sind folgende:

- thematische Einbindung & personelle Einbindung
- Hervorhebung konservativer Werte
- Herausbildung des eigenen Profils als Mitte-Rechts-Partei
- Verbotsinitiierung
- Demonstration von Handlungsfähigkeit
- Gleichsetzung Links- und Rechtsextremismus
- Schutz der freiheitlichen Grundordnung

Als übergeordnetes Handlungsinteresse, das alle anderen unter sich vereint, ist das des Machterwerbs und/oder -erhalts anzusehen. Spannend ist die Frage, ob es neben (!) dem scheinbar übergeordneten Machtfaktor nicht auch noch einen zweiten Handlungsansatz geben könnte. Dieser könnte dergestalt sein, dass zum Beispiel aus einem christlich-humanistischen Verständnis heraus Strategien oder Strategieansätze zum Thema Rechtsextremismus entwickelt werden. Also weniger aus dem blanken Kalkül des Machtergreifens, -erhalts und -ausbaus, sondern mehr aus dem Gefühl der moralischen Ächtung, aufgrund des Werte orientierten Hintergrundes.

Es liegt nun ein Abriss der Handlungsansätze der CDU beim Thema Rechtsextremismus vor. Hier wird angesetzt, um an einem analytischen Feld zu untersuchen, ob sich aus ihnen Strategien entwickeln. Dies soll nun anhand der Betrachtung der Sächsischen Union in der 4. Legislaturperiode in Sachsen geschehen.

## 7. Strategien der Sächsischen Union zum Thema Rechtsextremismus

### 7.1 Handlungsmotive zur Herausbildung von Marginalisierungsstrategien

In den nachfolgenden Kapiteln wird sich herausstellen, dass es Differenzierungen innerhalb der Strategien gibt. Ein Teil lässt sich einordnen in den Komplex der Marginalisierungsstrategien zum Rechtsextremismus, ein zweiter Teil hingegen in den der Profilierungsstrategien.

Die Annahme für dieses Kapitel lautet, dass die Bildung einer Marginalisierungsstrategie einem anderen Motiv entspringt, als die einer Profilierungsstrategie.

Marginalisierung meint in diesem Zusammenhang ein Vorgehen, das dazu taugt, dass der Rechtsextremismus aus seiner gestärkten Position zurückgedrängt wird. Ziel wäre die gesellschaftliche Bedeutung des Rechtsextremismus sukzessive zu verkleinern. Das beinhaltet auch den Wählerzuspruch.

Daher ist es zunächst erforderlich, den Blick auf die jeweiligen Handlungsmotive zu richten. Im Sinne der objektiv-hermeneutischen Methodik ist das Verständnis darüber, vor welchem Hintergrund eine Strategie entwickelt wurde, wichtig, da sich nur so die jeweilig heraus gefilterte Fallstruktur sinnvoll einordnen lässt. Erst hier entsteht der Blick für die soziale Wirklichkeit.

Das Verständnis für die Handlungsmotive ist ein wesentlicher Faktor für das Verstehen und Deuten der einzelnen Strategien.

Gerade zu Beginn der Legislatur wurden diese Motive deutlich. Sie unterscheiden sich von denjenigen, die erst im späteren Verlauf der fünfjährigen Legislaturperiode erkennbar werden.

In seiner Regierungserklärung zur Einführung der Legislaturperiode nahm der damalige Ministerpräsident Georg Milbradt (CDU) Stellung zum Wahlergebnis der NPD und damit dem weithin präsent gewordenen Rechtsextremismus in Sachsen (vgl. Milbradt 2004, PIPr. 4/4, S. 165 ff.). Die sächsische Problemlage wurde durch den Einzug der NPD in den Landtag über die Grenzen hinaus deutlich.

Milbradt gab sich beschämt und verwundet durch den Erfolg der Rechtsextremisten. Aus der Verwendung des Schambegriffes ließ sich mit dem methodischen Werkzeug der Lesartenbildung herausfiltern, dass Milbradt einen emotionalen Themenzugang eröffnete. Er symbolisiert Betroffenheit. Aus dieser heraus, sollte ein ehrliches Bemühen gegen den Rechtsextremismus vermittelt werden. Milbradt gab zu verstehen, das Problem zur „Chefsache“ zu machen. Das erste Handlungsmotiv ließe sich mit einem Handeln aus Scham heraus einordnen. Scham als Mittel der Einsicht zum Gegensteuern. Hier fand eine Emotionalisierung



der Problemwahrnehmung statt. Aus dieser Gefühlsebene heraus sollte wiederum politisches Handeln generiert werden, das nicht auf rein sachlicher Basis, sondern, einfach formuliert, mit „Herzblut“ durchgeführt wird. Diese Emotionalisierung der Problemlage führte Milbradt auch über die Regierungserklärung hinaus fort. Bei der Rede zur Eröffnung des Kommunalforums in Riesa 2007, folgte er diesem Ansatz ebenso. Auch hier wurde die Scham kenntlich, gleichsam wie das Eingeständnis eigener emotionaler Fehlbarkeit (vgl. Milbradt 2007).

Allerdings kollidierte die Vermittlung dieses Bemühens mit der strukturellen Einbettung eines weiteren Handlungsmotivs: die Verlustangst erworbener Privilegien.

Diese Angst war von Anbeginn der Thematisierung in der Regierungserklärung latent vorhanden, löste sich aber erst später falllogisch komplett auf und wurde vollends sichtbar.

Die artikulierte Scham und Betroffenheit, diente strukturlogisch nur einem Zweck: dem Wahren des sächsischen Ansehens. Dieses wurde in der CDU-Sichtweise durch die NPD beschmutzt. Der Schaden, den der parlamentarisch vertretene Rechtsextremismus brachte, lag also nicht in einer offensichtlich antidemokratischen Stimmung oder einem, durch den Wählerwille artikulierten, menschenverachtenden Anteil in der Bevölkerung. Vielmehr ging es um die Verlustangst erworbener Privilegien, die mit einem positiven Ansehen verbunden waren. Daraus entstand das Denken, sich um die kulturellen Chancen der Zukunft zu bringen, gäbe man dem Drängen rechter Parolen nach (vgl. Milbradt 2004, PlPr. 4/4, S. 165 ff.).

Dabei ging es nicht um banale Privilegien, wie materieller Besitz, sondern um subtilere, den eigenen Status betreffende. Diesen Status bezog Milbradt in einen übergeordneten, globalen Kontext ein: die Rolle Sachsens vor und in der globalisierten Welt. Es fand hier eine *Problemverlagerung* statt. Problem war dann nicht mehr primär der Rechtsextremismus und sein ideologischer Habitus, sondern der Ruf Sachsens (vgl. ebd.).

Später wurde dieses grundlegende Handlungsmotiv noch weiter vertieft. Der Ruf Sachsens, die Verlustangst erworbener ökonomischer Privilegien, wurde zum Hebel der eigentlichen Problemlage. Der Schaden, der durch einen schlechten Ruf entstand, ging weiter als die Rufschädigung, bliebe sie für sich stehen.

An dieser Stelle kam der ökonomische Nutzen zum Tragen. Es bestand die imaginäre Gefahr, der nun sichtbare Rechtsextremismus würde dem wirtschaftlichen Überleben Sachsens schaden. Dieses Handlungsmotiv zum Aufbau einer Marginalisierungsstrategie ließ sich vielfach nachweisen.

Der strukturelle Aufbau z.B. der Rede auf dem Kommunalforum, war hierfür ein deutlicher Beleg. Den Rechtsextremen wurde das Verkennen des Nutzens von Migranten zugerechnet. Milbradt rechnete vor, wo Sachsen von Migranten und ausländischen Unternehmen profitiert. Da-

mit wollte er die positive Seite von Einwanderung darlegen und zeigen, dass es im Grunde keinen Sinn für Ablehnung gibt.

Gleichwohl reduzierte er aber die Diskussion um Migranten in Sachsen auf ihren „Nutzenfaktor“ für das Land. Die Essenz aus seinen Ausführungen, objektiv hermeneutisch analysiert, war die, dass Migranten vor allem dann positiv sind, wenn sie dem Land ökonomisch nützen (vgl. Milbradt 2007, S. 3 f.). Durch das konstante Vorkommen dieser Nutzenrechnung, wurde die Fallstruktur davon bestimmt. Milbradt wollte die Ausländerfeindlichkeit der Rechtsextremen ad absurdum führen, reduzierte seine Pro-Ausländer-Position jedoch auf eine Kosten-Nutzen-Rechnung. Er ökonomisierte so humanitäre Sachverhalte.

Die durchaus möglichen und denkbaren Varianten eines humanitären Ansatzes waren nicht sichtbar. So hätte zum Beispiel ein Argument lauten können, dass es aus einer christlichen Pflicht heraus ganz selbstverständlich ist, alle Menschen gleich zu behandeln und einen Wert in ihnen zu erblicken, der unabhängig davon ist, was sie dem Land Gutes tun. Es handelt sich um das christliche Verständnis der Nächstenliebe. Der Einfluss dieses potentiellen Anspruches der Partei wurde in den hier offen gelegten Handlungsmotiven nicht ersichtlich.

Jedoch ließ sich ein anderer christlicher Zugang finden. Dieser jedoch nicht in den bisher erörterten Reden Milbradts, sondern primär in denen von Hähle und Biedenkopf 2005. Beide sprachen aus Anlass der Befreiung des KZ Auschwitz über die „Wehrhafte Demokratie“<sup>22</sup>.

Hähle (vgl. 2005, o.S.), CDU-Fraktionsvorsitzender, vermittelte den Schuldbegriff als Handlungsmotiv für ein Handeln gegen den Rechtsextremismus. Schuld aus der deutschen Geschichte. Ganz konkret, die Schuld der Deutschen am Holocaust. Dabei nahm er eine Schuldübertragung vor. Vom Schuldigen zum Schuldträger. Nicht der Schuldige allein sei für Wiedergutmachung verantwortlich, sondern auch andere Gruppen der Gesellschaft. Diese Gruppen seien zwar nicht schuldig, da keine Täterschaft vorlag. Dennoch tragen sie die Schuld ihrer Ahnen mit und müssten aus dieser Kollektivschuld gegenwärtiges Handeln ableiten. Die Schuld der Ahnen würde die heutigen Generationen zu einem Kampf gegen Rechtsextremismus verpflichten, so die Deutung der Schuldübertragung anhand der vorliegenden Fallstruktur (vgl. 2005, o.S.). Durch die Sequenzanalyse und das darauf folgende Einbetten in den Fallkontext wurde deutlich, dass Hähle die Schuld der Ahnen am Nationalsozialismus verband, mit einer Schuld des Unterlassens. Damit ist gemeint, dass sich schuldig macht, wer die Gefahr des gegenwärtigen Rechtsextremismus nicht verhindert.

Der Erhalt einer Schuldlast sollte somit Gewähr bieten, für einen primär demütigen Umgang mit dem Thema Holocaust. Hier wurde jedoch möglicherweise verkannt, dass daraus eine ge-

---

<sup>22</sup> Bei der Quelle handelt es sich um die Niederschrift der Rede. Diese wurde nicht in einem Dokument zur Verfügung gestellt, sondern war lediglich unter [www.cdu-sachsen.de](http://www.cdu-sachsen.de) (abgerufen am 31.05.2011) einsehbar. Eine Seitenzahlangabe ist aus diesem Grund nicht möglich.

sonderte Ablehnung entstehen kann. Junge Menschen wollen sich mitunter nicht schuldig fühlen, für etwas, das nicht in ihrer Verantwortung liegt.

Aus dem Erhalt der Schuldlast und einem daraus entwickelten Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Vergangenheit und Gegenwart, sollte neues Vertrauen in Sachsens Menschen entstehen, so Hähle in seiner Rede (vgl. 2005, o.S.).

Das Handlungsmotiv der Schuld wurde also noch erweitert um den Forderungspunkt des Vertrauens. Marginalisierungsstrategien sollten den Sinn vertrauensbildender Maßnahmen in sich tragen.

Allerdings lag darin auch eine Gefahr. Der Erhalt der Schuldlast ließ sich interpretatorisch als Zementierung der jüdischen Opferrolle feststellen. Sie wurden als die passiven Abnehmer vertrauensschaffender Maßnahmen durch Staat und Gesellschaft verstanden, nicht als aktive Partner einer gemeinsamen Vertrauensbildung. Die Gefahr, die sich daraus ergab, war die *latente Statuskonstituierung* der jüdischen Rolle innerhalb der deutschen Geschichts- und Gegenwartsdiskussion zum Nationalsozialismus und Rechtsextremismus.

Biedenkopf knüpfte daran an (vgl. 2005, o.S.). Auch für ihn war die Antriebsfeder, welche vom Redner stark gemacht wird, das Schuldbewusstsein. Dabei wurde vom Redner ebenfalls eine *Kollektivschuld* vermittelt.

Er übertrug diese jedoch weniger auf eine Gesamtheit. Stattdessen sollte aus dem Schuldbewusstsein der älteren Generationen ein Gefahrenbewusstsein für die Jüngeren geschaffen werden.

Gleichzeitig jedoch relativierte Biedenkopf unbewusst dieses Schuldbewusstsein. Er bescheinigte der tatsächlich schuldigen Kriegsgeneration ein mögliches Unwissen über die Ziele Hitlers, gerade in Bezug auf die Judenvernichtung.

Hier nahm er indirekt eine Teilentschuldung vor. Die Folgen des Hitlerregimes waren somit, zum Teil, ohne Schuld der Bevölkerung zu betrachten. Die interpretatorische Schlussfolgerung hieß, dass Krieg und Holocaust, in seiner Verantwortung auf etwas Übermächtiges übertragen wurden. Die tatsächliche persönliche Verantwortung wurde verringert.

Gleichwohl stellte sich aber auch für Biedenkopf der Schuldbegriff als handlungsleitendes Motiv für die Herausbildung von Marginalisierungsstrategien dar (vgl. 2005, o.S.).

Es muss berücksichtigt werden, dass es sich bei diesen Reden weniger um einen aktuell politischen, als vielmehr um einen repräsentativen Rahmen handelte. Das muss in die kontextuelle Einbettung der Deutungen eingebunden werden. Die Beeinflussung der tatsächlichen Politik war weniger direkt, als bei einer Stellungnahme in einem engen sachpolitischen Rahmen. Der mögliche Einfluss der Schuld als Handlungsmotiv sollte unter diesem Aspekt beim Verständnis der Strategiebildung einbezogen werden.

Die Handlungsmotive für ein politisches Handeln *gegen* Rechtsextremismus entspringen primär dem Nutzfaktor für Ansehen und ökonomisches Überleben. Der Zwang zur Handlung wurde angetrieben von der Sorge um die Außenwirkung des Landes. Ein weiteres starkes Handlungsmotiv war jenes für die Absicherung von Arbeitsplätzen in Sachsen. Die Gefahr die mit dem Rechtsextremismus verbunden wurde, war der mögliche ökonomische Statusverlust. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit zum Handeln, in Form der nachfolgend beschriebenen Marginalisierungsstrategien.

#### 7.1.1 Bildung als Marginalisierungsstrategie

Nach dem die Handlungsmotive dargelegt wurden, ist es nun wichtig zu verstehen, welches konkretes Auftreten die CDU-Akteure zeigten. Wie handelten sie und ist daraus ein strategisches Vorgehen zu erkennen? Zeichneten sich aus diesem Vorgehen tatsächlich hinterlegte Strategien zum Thema Rechtsextremismus ab?

Im hier vorliegenden Kapitel wird gezeigt, dass die CDU ein Thema fand, dass sie als wirksam ansah, im Kampf gegen Rechts erfolgreich zu sein. Die Akteure thematisierten konstant den Faktor Bildung als elementares Mittel zur Bekämpfung des Rechtsextremismus.

Die erstmalige Erwähnung des Faktors Bildung als Element einer Marginalisierungsstrategie fand im Januar 2005 statt. Auf der von der CDU initiierten Gedenkveranstaltung zur 60jährigen Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz referierten Fritz Hähle, Fraktionsvorsitzender der sächsischen Union im Landtag, Kurt Biedenkopf als Hauptredner, Ministerpräsident a.D. und auch Georg Milbradt, zum damaligen Zeitpunkt amtierender Ministerpräsident des Landes Sachsens. Thema war die „Wehrhafte Demokratie“ als Gegenentwurf zum Rechtsextremismus. Hier wurde Bildung als Marginalisierungsstrategie das erste Mal von Hähle und Biedenkopf erwähnt (vgl. 2005, o.S.).

Ein vorheriger Bezug seitens der CDU fand nicht statt. Das heißt, dass die Partei vier Monate nach Einzug der NPD in den sächsischen Landtag öffentlich mit einer potentiellen Ausformung des Themas Bildung als Marginalisierungsstrategie begann. Diese mögliche Marginalisierungsstrategie war bis dato nach außen hin nicht präsent. Auf sie wurde erst verhältnismäßig spät, nämlich im Januar 2005, zurückgegriffen. Gleichwohl ist gerade der Aufbau einer Strategie mit Zeit verbunden. Ein rationales Schaffen, das auf Analyse und Konzeption setzt, ist gerade der Gegenentwurf zur situativ-reaktiven Handlungsweise. Diese soll vor allem zügige Handlungsmacht demonstrieren (vgl. 2.2, S. 37 ff.).

### 7.1.1.1 Die präventive Wirkung von Bildung nach Hähle

Dieser 60. Jahrestag, in seiner enormen symbolischen Bedeutung, schien der passende Auslöser für die öffentlich gemachte Beschäftigung mit der Bildung als Marginalisierungsstrategie zu sein. Mit der Sequenz *„Ein Grund mehr, vor allem mit jüngeren Menschen,“* (2005, o.S.) begann die objektiv-hermeneutische Analyse.

Die Untersuchung des ersten Teils („Ein Grund mehr“) förderte zu Tage, es gäbe eine Vielzahl an Gründen für eine Handlung. Tatsächlich aufgeführt wurde aber nur ein Grund, der damit einen besonderen Stellenwert erhielt. Durch eine Vielzahl von anderen Gründen, erhielt der spezielle aber auch eine Form der Beliebigkeit. Dass er dennoch explizit genannt wird, begründet seine *exponierte* Stellung innerhalb einer imaginären Auflistung von Gründen. Dabei konnte an dieser Position der Sequenzanalyse noch nicht klar sein, ob sich hier auf etwas vorher Genanntes bezogen wurde oder auf etwas noch folgendes (Bsp.: *„Dieses Tor war sehr schön! Ein Grund mehr, es zum Tor des Monats zu wählen!“* oder *„Ein Grund mehr, dass wir endlich handeln sollten, ist die zunehmende Verschmutzung der Meere!“*).

Die Erweiterung der Sequenz wartete mit einer weiteren Exponierung auf („vor allem“). Etwas wurde an die vorderste Position gesetzt und erhielt so die Präferenz gegenüber den nachfolgenden Dingen. Die Möglichkeit, dass sich der Teil „Ein Grund mehr“ auf etwas noch folgendes bezog, war jedoch an dieser Stelle nicht mehr denkbar. Das heißt, die Sequenz bezog sich auf etwas bereits Gesagtes und die Kontexteinbindung wurde erforderlich. Vorher jedoch galt es, die gesamte Sequenz analytisch zu betrachten. Die Präferenz wurde auf die Gesellschaftsgruppe der jungen Menschen gelegt.

Bemerkenswert war das Wort „mit“, denn es zeigt, dass es um gemeinsames Wirken von sozialen Gruppen gehen sollte und nicht um eine Bewertung über sie. Hier ging es um Gemeinsamkeit.

Die Einbettung des Kontextes offenbarte, dass Hähle das Bewusstsein über den Jahrestag der Auschwitzbefreiung als den entscheidenden Grund ansah, gemeinsam mit jungen Menschen etwas zu tun. Was, war an dieser Stelle noch unklar. Erst dieser geschichtsträchtige Tag brachte ihn dazu, potentielle Handlungen darzulegen. Das Gesamtzitat legte offen, welche Handlung sich Hähle vorstellte: *„Ein Grund mehr, vor allem mit jüngeren Menschen, darüber hinaus natürlich mit Menschen aller Altersgruppen, über das grausame, unmenschliche Geschehen, über den Völkermord an den Juden, den Holocaust in seiner Einmaligkeit zu sprechen, die Erinnerung daran wach zu halten und gemeinsam zu überlegen, was zu tun ist, damit Intoleranz, Rassenhass und Fremdenfeindlichkeit nie mehr um sich greifen können.“* (Hähle 2005, o.S.). Das Ziel, dass Hähle also formulierte war die Kommunikation als Element der Vermeidung. Mit der Forderung nach Vermeidung der genannten Punkte, lehnte er diese auch gleichsam ab und besetzte sie damit negativ. In der Zielgruppe der „jüngeren Menschen“ sah er primären Handlungsbedarf, da

er ihr die Präferenz der Kommunikation zusprach.

Die potentielle Marginalisierungsstrategie „Bildung“ befand sich 2005 erst am Beginn ihrer Konstituierung. Hähle (2005, o.S.) hielt sie noch sehr allgemein, bezog sie vor allem auf die Gruppe der „Jüngeren“. Erst im weiteren Textverlauf zeigte sich, dass er damit auch tatsächlich die Jugend meinte: *„Ich bin froh, dass sich Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer und Schulleiter sächsischer Gymnasien, Mittel- und Berufsschulen im Rahmen eines Projekttages aufgemacht haben, um sich zu informieren und auch ein Stück Trauerarbeit zu leisten.“* (ebd.). Die Lesartenbildung der objektiven Hermeneutik filterte beim Bezug auf die Jugend heraus, dass es sich vor allem um Bildung im präventiven Sinne handeln sollte. Vorbeugung durch Wissen. Wissen über vergangene Taten. Der Blick auf die Fallstruktur bestätigte diese Deutung, da sich der Bezug auf die Jugend direkt oder indirekt wiederholte. Interessanterweise wurden zwar die Taten als Zentrum der Prävention eingebunden, weniger jedoch die Ursachen.

Das Allgemeine der damaligen potentiellen Strategie lässt sich dadurch belegen, dass es (noch) keinerlei konkreten Handlungsvorschläge zur Umsetzung seitens des Redners gab. Gleichwohl bezog er mehrere Akteure der Bildung mit ein, also nicht nur die Schule, sondern auch die Gesellschaft im Kollektiv, die Einzelverantwortung jedes Bürgers. Er nahm damit ein Stück der Bildungsverantwortung von der Institution Schule und verteilte sie auf mehrere gesellschaftliche Schultern (vgl. ebd.).

Hier kam es auch zur Anknüpfung in Richtung Kollektivverantwortung, die genau diesen strategischen Strang beinhaltet. Intensiver wird dazu im Kapitel zur Kollektivverantwortung eingegangen.

#### 7.1.1.2 Biedenkopfs Bestätigung des Ansatzes von Hähle

Der Bildungsansatz wurde durch Biedenkopf in der gleichen Veranstaltung bekräftigt: *„Ihr Beitrag zu unserer Freiheit und zum Frieden in Europa verpflichtet uns, ihr und unser Wissen weiter zu geben an die nächste Generation, an unsere Kinder und Enkel.“* (2005, o.S.).

Die Sequenzanalyse begann mit „Ihr Beitrag“. Dabei konnte es sich um eine Formulierung handeln, die eine weibliche Person, ebenso wie eine Gruppe meinte. Gleich welche gemeint war, ihr wurde eine hinzufügende Funktion zugeschrieben. Sie gab etwas. Jedoch ist ein Beitrag generell eine Zugabe zu etwas bereits Bestehendem, also nicht das Anlegen eines komplett neuen Sachverhaltes.

Die Erweiterung der Sequenz auf „Ihr Beitrag zu unserer“ hob die Frage nach dem Akteur noch nicht auf. Allerdings fand eine Einschränkung in der Hinsicht statt, dass das Ziel des Beitrags klarer wurde, nämlich eine soziale Gruppe, zu der sich der Redner zugehörig fühlte.

Diese These jedoch wurde widerlegt. Nicht eine soziale Gruppe war gemeint, sondern ein Attribut der Gruppe. Diese Gruppe ist im Besitz von Freiheit zu der nun ein Beitrag erbracht wurde. Zum Attribut Freiheit wurde das des Friedens in Europa hinzugefügt. Eine interpretatorische Entwicklung ist hier nicht sichtbar, obgleich die Beschränkung auf den Kontinenten deutlicher machte, wo Biedenkopf die Gruppe territorial verortet hat.

Die gesamte Sequenz zeigte auf, dass die Weitergabe von Wissen Kernaussage war. Markant war dabei die Verpflichtung, von der Biedenkopf sprach. Es ging ihm also nicht um eine denkbare Möglichkeit zu handeln, sondern darum, dass die Wissensweitergabe umgesetzt werden *müsse*. Er drückte so die Verbindlichkeit eines bildungsorientierten politischen Handelns aus.

Das heißt, für Biedenkopf war der Bildungsbegriff ein unabdingbares Element zur Marginalisierung des rechtsextremistischen Problems.

Biedenkopf rückte den Nutzwert der möglichen Strategie aber weg vom Selbstzweck, hin zu rationalen Nutzwerten. Diese stehen außerhalb des eigentlichen Bildungszieles, der Prävention gegen Rechtsextremismus.

*„Die Zukunft der europäischen Mitgliedstaaten entscheidet sich auch im Wettbewerb der Schulen und Hochschulen.“* (ebd.).

Die Lesartenbildung konzentrierte sich hier auf den Ausschnitt „auch im Wettbewerb“, da dies für den Kontext Bildung besonders markant erschien. In allen Lesarten zeigte sich, dass es um die Definierung dessen ging, was im Wettbewerb stand. Der objektiv-hermeneutische Blick belegte, dass die Rolle der Bildung als Demokratieschutz, unterlaufen wurde, indem der Redner diese in einen neuen, rationalen Kontext des Wettbewerbs versetzte. Die Bildung als Selbstzweck verlor ihren Wert und erhielt den Charakter einer Währungseinheit innerhalb der europäischen Integration. Gleichwohl enthielt die Forderung auch den Anspruch der höchstmöglichen Effektivität von Bildung. Diese müsste so rational wie möglich gestaltet werden, um im Bemühen für die eigene europäische Integration wettbewerbsfähig zu sein.

Biedenkopf benötigte also scheinbar eine zusätzliche Legitimationsbasis, um Bildung als Marginalisierungsstrategie zu vermitteln. Das Argument der wettbewerbsfähigen Bildung im internationalen Bestreben, dient vor allem der Verstärkung der Notwendigkeit auf Bildung zu setzen. Werden die zwei bisher herausgefilterten Notwendigkeiten also nun in Beziehung gesetzt, wird deutlich, dass die Dimension der Schuld als handlungsleitendes Motiv nicht genügt. Die Beachtung dessen, die die objektive Hermeneutik im Sinne der Fallstruktur verlangt, führt zu dem Ergebnis, dass Biedenkopf das alleinige Argument des Demokratieschutzes nicht reichte bzw. zu schwach war.

Das bestätigte sich an der Stelle, da Biedenkopf die Funktion hervorhob, die die Bildung für europäische Integration einnimmt. Diese bestand für ihn vor allem in der Außenwirkung. Sie

sollte dazu führen, dass Deutschland als geläutertes Land wahrgenommen wird und damit als nicht weiter verdächtig, noch einmal eine Bedrohung darzustellen (vgl. Biedenkopf 2005, o.S.). Andererseits sollte eine möglichst effektive, wettbewerbsorientierte Bildung laut Biedenkopf die Möglichkeit bieten, gegenüber anderen Ländern eine Beratungsfunktion einzunehmen. Deutschland sollte den europäischen Nachbarn zeigen, welche Lehren aus dem Problem Rechtsextremismus gezogen werden können und wie der richtige Umgang damit erfolgt (ebd.). Der ehemalige Ministerpräsident erweiterte somit die vorhandene Fallstruktur. Diese zu beachten und wahrzunehmen, ist eminent wichtig für das objektiv hermeneutische Verstehen und zwingend geboten. Die Bildung erhielt also nicht nur den Charakter Marginalisierungsstrategie gegenüber dem Rechtsextremismus, sondern auch die übergeordnete Funktion einer Einflussnahme für internationale Beziehungen und die Rolle Deutschlands innerhalb derer. Die Einsetzung dieser Strategie diente somit nicht nur der Bekämpfung des Rechtsextremismus, sondern auch der Herstellung einer bestimmten Außenwirkung.

#### 7.1.1.3 Fehlende Vertiefungen in den Folgemonaten

Auf eine weitere Vertiefung des Bildungsbegriffes als Werkzeug einer Marginalisierungsstrategie wurde in den kommenden Monaten der Legislatur vorerst verzichtet. Allerdings schien dies aus Sicht der Sächsischen Union auch nicht zwingend notwendig, da sie bereits im Koalitionsvertrag ein Programm mit Bildungsprojekten beschlossen hatte (vgl. CDU Landesverband Sachsen/SPD Landesverband Sachsen 2005, S. 8 f.). Das „Programm für Demokratie, Toleranz und Weltoffenheit“ wurde ab dem Jahr 2005 umgesetzt. Es stellte ein Förderprogramm für zivilgesellschaftliche Bildungsprojekte dar und sollte die demokratische Kultur im Land verbessern. Im Fokus standen dabei der Extremismus, der Rassismus und Antisemitismus (vgl. Sächsische Staatskanzlei 2006, S. 5). Es wurden Fördergelder in Höhe von 1.129.860 Euro im Jahr 2005 gewährt (vgl. ebd., S. 47).

In den Jahren bis 2009 wuchs die Förderung stetig an, bis auf 1.818.881,37 Euro im letzten Jahr der Legislatur. Dies geht aus den Übersichtsberichten der Projektförderungen der einzelnen Förderzeiträume hervor (vgl. Landespräventionsrat 2012, o.S.).

Es kam also, zumindest finanziell, zu einer stetig anwachsenden Unterstützung der Projekte<sup>23</sup>.

Die Auswertung und Reflexion dieses Programms trat im Rahmen der politischen Öffentlichkeitsarbeit kaum in Vorschein. Der CDU-Staatsminister des Innern Buttolo z.B. ging in seiner

---

<sup>23</sup> Einzelheiten zur inhaltlichen Ausgestaltung der einzelnen Projekte finden sich in den verschiedenen Evaluationsberichten, z.B.: „Abschlussbericht zur Evaluation des Landesprogramms Weltoffenes Sachsen für Demokratie und Toleranz“, Bielefeld 2008.



Rede zur „Bekämpfung des Rechtsextremismus“ (vgl. 2006, PIPr. 4/42, Drs. 4/4141, S. 3285 ff.) nur auflistend auf den Bildungssektor ein. Hier galt ihm die Auflistung der verschiedenen Bildungszugänge als ausreichend. Auch wenn Buttolos Ministerium des Innern (SMI) zu diesem Zeitpunkt, 2006, noch keine Verantwortlichkeit für das Programm besaß – dies änderte sich erst mit der Eingliederung in den Landespräventionsrat und damit zum SMI – so zeigte sich dennoch, dass eine inhaltliche Beschäftigung kaum vorlag.

Er legte sein Augenmerk innerhalb der Auflistung auf die Mittel einer präventiven Bildungsarbeit und folgt damit der strategischen Orientierung von Hähle und Biedenkopf, die ebenfalls den vorbeugenden Charakter als herausragend vor anderen betonten.

Damit entwickelte sich dieser Charakter mehr und mehr zu einer tatsächlich vorhandenen innerparteilichen Ausrichtung, zumal sie von drei bestimmten Positionen aus getätigt wurde. Hähle als Fraktionsvorsitzender, Biedenkopf als Eminenz, zwar nicht mehr politisch aktiv, dennoch allgegenwärtig, und Buttolo als Regierungsmitglied. Als Innenminister war er zudem für den Bereich des Rechtsextremismus bezüglich der Inneren Sicherheit verantwortlich.

#### 7.1.1.4 Inhaltliche Ausgestaltung durch Milbradt

Eine weit umfassendere Ausgestaltung der Bildung als Marginalisierungsstrategie fand durch den Ministerpräsidenten Milbradt selbst statt. Gleichwohl dieses erst im Jahre 2007 geschah und dann auch nicht innerhalb des Parlaments, sondern auf dem Kommunalforum in Riesa.

Er öffnete dabei die Herangehensweise an den Begriff und schloss nicht nur das Bildungsressort ein, sondern auch Justiz-, Innen- und Sozialministerium. Hiermit verlagerte er die Verantwortlichkeit der Bildung auf mehrere gesellschaftliche Bereiche und signalisierte den breiten Zugriff auf das Thema.

Das Thema Bildung nahm in dieser Rede einen gewichtigen Anteil ein. Mit dem Zitat: *„Besonders herausheben möchte ich den Schülerwettbewerb ‚Mit Recht gegen Rechtsextreme‘, der in diesem Jahr zum dritten Mal Schüler einlädt, sich mit dem Rechtsstaat und seiner Gefährdung durch Rechtsextreme auseinanderzusetzen.“* (Milbradt 2007, S. 5) wurde der Übergang zum Schwerpunkt „Bildung“ markiert.

Die Sequenzanalyse setzte am Beginn des Zitats an. Die Lesarten zeigten, dass zumeist von einer Betonung einer Leistung oder Tat die Rede ist (z.B.: *„Besonders herausheben sollten wir die Leistung unserer Schwimmer. Diese war einmalig.“*). In einer weiteren Lesart wird aber eine konkrete Handlung formuliert (*„Besonders herausheben fällt mir schwer mit meinem Rückenleiden.“*). Dieser Fall ist aber grenzwertig, da es sich bei Benennung der Tätigkeit „Heben“ um ein Substantiv handelt und somit groß geschrieben würde. Allenfalls ein Übertragungs- oder Rechtschreibfehler könnte diese Lesart rechtfertigen.

Gleichwohl wird sich diese Unsicherheit durch den Fall selbst lösen. Die Erweiterung der Sequenz hin zu „Besonders herausheben möchte ich“ führte die Deutung in eine entlarvende Richtung. Zuerst jedoch konnte der zweite Fall aus der ersten Lesartenbildung aufgelöst werden. Ein möglicher Übertragungsfehler lag nicht vor. Stattdessen zeigte sich anhand der objektiv-hermeneutischen Lesartenbildung, dass hier etwas zutiefst Außergewöhnliches beschrieben wurde. Das Lob, das Milbradt geben wollte, zeigte allerdings eine ganz andere Ebene auf. Wurde die gesamte Sequenz eingebunden, fiel auf, dass durch die Hervorhebung des Besonderen an diesem Wettbewerb klar wird, dass die Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus innerhalb des Bildungssystems keine strukturelle Verankerung hatte. Diese Auseinandersetzung war nichts normales, sondern außergewöhnlich. Die Überbetonung („Besonders“ plus „herausheben“) verlieh dem Lob das extrem Außergewöhnliche und entlarvte mithin, dass die Auseinandersetzung der Schüler mit dem Thema Rechtsextremismus nicht der Regelfall war. Zumindest nicht innerhalb des Kontext „Schule“ und damit der staatlich organisierten Bildung.

Die Notwendigkeit von Bildungsstrukturen wurde an der direkt folgenden Sequenz deutlich: *„Damit leistet dieser Wettbewerb einen wichtigen Beitrag zur Herausbildung eines verantwortungsbewussten Demokratieverständnisses!“* (vgl. Milbradt 2007, S. 5).

Die Sequenzanalyse stellte mit der ersten Sequenz („Damit leistet dieser“) heraus, dass sowohl eine Leistungsbeschreibung eines Aktiven (Bsp. „Damit leistet dieser Sportler außergewöhnliches!“) wie auch die Einleitung eines Vergleiches („Damit leistet dieser Staubsauger mehr als sein Vorgänger!“) möglich sind. Erst durch die Erweiterung um das Wort „Wettbewerb“ fiel auf, dass es auch eine institutionelle Struktur, laut Milbradt, in der Lage ist eine Leistung zu erbringen. Beim Betrachten des gesamten Zitats verdeutlicht sich diese These, da nicht die o.g. jungen Menschen die Akteure für ein Demokratieverständnis waren, sondern der Wettbewerb selbst. Milbradt legte damit den Schwerpunkt auf die Strukturen. Diese waren wichtig, um Demokratiebildung zu ermöglichen. Er deutete damit daraufhin, dass eine strukturelle Verankerung der Anti-Extremismusbildung nicht tief genug verankert war.

Die Bestätigung für die Rolle von Strukturen des Staates in der schulischen Bildung lieferte Milbradt selbst: *„Die Schule ist der einzige Ort, wo wir von staatlicher Seite die Möglichkeit haben, Defizite in der demokratischen Erziehung auszugleichen.“*

Darüber hinaus wurde an diesen Zitaten sichtbar, dass für Milbradt die Demokratiebildung das Gegenstück zum Extremismus darstellte. Sein Ansatz zur Negierung des Schlechten (Extremismus) war die Hervorhebung des Guten (Demokratie), dem Motto folgend: Wer Demokratie versteht, lehnt Extremismus ab.

Damit wird jedoch latent unterstellt, dass Extremisten allein deshalb ihre Weltanschauung vertreten, weil sie Demokratie nicht verstünden. Das eine Ablehnung von demokratischen

Gesellschaften auch möglich ist, obwohl oder gerade weil ein Verständnis darüber vorliegt, ist in diesem Ansatz von Milbradt nicht enthalten. Das heißt, er unterschätzte die Gefahr, die von Akteuren ausgeht, die ganz bewusst demokratische Systeme ablehnen, weil sie sich in ihnen nicht wieder finden.

Im Fortlauf des Falls versuchte Milbradt bereits vorhandene Strukturen darzulegen und ihre Wichtigkeit hervorzuheben. Sein Verständnis Bildung lag dabei in der Verknüpfung von Wissen über die eigene Herkunft und die Schaffung einer Identifikation, der Bindung der Jugend an ihre eigene Umwelt. Nur so könne auch Verantwortungsbewusstsein für die Gemeinschaft entstehen (vgl. Milbradt 2007, S. 5 ff.).

Dabei folgte er ebenfalls dem präventiven Charakter, der bisherigen Ausgestaltung des Bildungsverständnisses seitens der Union. Er ging sogar über in die frühkindliche Erziehung, in der bereits erste Demokratieerziehung erfolgen müsse. Eine konkrete Ausgestaltung des „Wie?“ fehlte allerdings.

Die Bestätigung der Hervorhebung demokratischer Vorzüge fand sich konstant innerhalb der folgenden Fallstruktur. Die o.g. Thesen konnten bestätigt werden. Der Kampf gegen Rechtsextremismus mithilfe der Bildung sollte primär nicht nur die falschen Ideale des Rechtsextremismus hervorheben, sondern vor allem die Vorzüge der Demokratie. Dies bedeutete nach Milbradt die Schaffung eines Bewusstseins, was Demokratie inhaltlich bedeutet und welche Rechte und Pflichten sich durch die Inanspruchnahme dieser als Gesellschaftsmodell ergeben.

Die Schaffung dieses Bewusstseins, samt Verständnis der Rückschlüsse auf das eigene Verhalten eines jeden Jugendlichen, stand für Milbradt an erster Stelle innerhalb der Zieldefinition von Bildung als Marginalisierungsstrategie. Den Staat sah Milbradt dabei als Unterstützer an. Das Primat der Erziehung verortete er im Privaten, das für den Staat nur mittelbar erreichbar ist. Wenn überhaupt, so könnte das vor allem durch den staatlich-zentralen Punkt der Schule gelingen. Dieser ordnete er ein immanentes Bedeutungsgewicht zu. Die Schule erhielt die Aufgabe zugeschrieben eine Defizitkorrektur vorzunehmen, nämlich dessen, was im Privaten versäumt wurde. Auch hier wurde die o.g. Interpretation bestätigt. Allerdings wurde die Wichtigkeit staatlicher Bildungsstrukturen etwas minimiert, denn Milbradt ordnete den Hauptteil demokratischer Bildung der elterlichen Erziehung zu.

Die Verantwortlichkeit für ein Funktionieren dieser Institutionen sah er aber nicht nur im Bereich des Kultus, sondern auch in den o.g. Ministerien. Dadurch wird u.a. auch eine Wertschätzung der Kinder- und Jugendhilfe ersichtlich, die er dann wiederum auch explizit hervorhob (vgl. ebd., S. 6).

Daraus ersichtlich war zwar eine Konzentration der Schule als Primat des Bildungssektors, aber nicht die Fixierung darauf als einziger Akteur einer strategischen Bildungsarbeit. Die CDU stellte sich für mögliche schulische und außerschulische Bildungsangebote offen und breit auf, gleichwohl diese sehr auf die Jugend und den präventiven Charakter ausgelegt waren. Werden die bisher untersuchten Fallstrukturen und die jeweiligen Kontexte nun miteinander vergleichen, fällt die primäre Stellung und Konstanz der Prävention auf. Sie war über die individuellen Fälle ein verbindendes, zentrales Element des christdemokratischen Bildungsbegriffes.

Hinweise auf eine intensive Auseinandersetzung mit Erwachsenenbildung zur Demokratieförderung gab es nicht. Für diesen Kreis schien es nach Ansicht der CDU a) keine Notwendigkeit für bildungstechnische Demokratieförderung zu geben oder b) andere Zugriffsmöglichkeiten. Das heißt im Einzelnen, dass für diese Zielgruppe ein Bildungsangebot als nicht erforderlich angesehen wurde und hier womöglich eher über z.B. Sanktionierung, im Falle einer nachweisbaren rechtsextremen Delinquenz, gehandelt werden sollte.

Eine Vision über den pädagogischen Zugriff auf die rechtsextreme, erwachsene Wählerschaft, war nicht ersichtlich. Zu sehr konzentrierte sich die Union hier auf den Kinder- und Jugendbereich.

Die Frage bleibt somit offen, ob die CDU eine Marginalisierungsstrategie „Bildung“ bei Erwachsenen für überflüssig hielt. Damit hätte sie diese Zielgruppe gleichsam dem Verlust preisgegeben bzw. für diese soziale Gruppe einen anderen Zugriff favorisiert. Diese Frage kann aber anhand der vorliegenden Auswertungsergebnisse weder bejaht noch verneint werden.

#### 7.1.1.5 Analyse der Strategieelemente

Die Thematisierung der Bildung als Element einer Marginalisierung des Rechtsextremismus barg viel Potential zur Herausbildung einer Strategie. Überprüft werden soll dies nachfolgend anhand der Strategieelemente. Die textanalytischen Deutungen werden hierfür mit dem Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulations-Verständnis in Beziehung gesetzt. Betrachtet werden die möglichen Erneuerungen oder Veränderungen in der Bildungslandschaft. So werden bereits vor der Legislaturperiode vorhandene Instrumente, wie z.B. die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, außen vorgelassen, es sei denn, es erfolgten wesentliche Veränderungen an ihnen. Es geht an dieser Stelle nicht darum, Bestehendes aufzunehmen, sondern die Entwicklung, die nach der Sichtbarkeit eines rechtsextremen Problems in Sachsen eintrat, zu verstehen.

## *Strategisches Ziel*

Grundsätzlich und allgemein wurde Bildung hier zuvorderst als Gestaltungsziel, denn als Machtziel zu vermitteln versucht. Es sollte nicht um die Vernichtung des Rechtsextremismus zur Absicherung der eigenen Machtposition gehen. Vielmehr wurde der Ansatz so verstanden, dass eine mündige Gesellschaft erschaffen wird, die ohne staatliche, restriktive Intervention in der Lage ist, dem Rechtsextremismus zu begegnen. Erst bei der Ausbildung einer solchen Gemeinschaft kommt das Machtziel zum Tragen. Auf dem Umweg über die Bildung und der mündigen Gesellschaft, wird dem Rechtsextremismus die Angriffsfläche entzogen und somit auch die potentielle Wählerschaft.

Die Sächsische Union formulierte als Ziel, wie oben beschrieben, die präventive Vorbereitung der Jugend, damit diese resistent und aufgeklärt wird gegenüber den Angeboten des Rechtsextremismus.

Die Empfänglichkeit der dafür am stärksten gefährdeten Gruppe sollte reduziert, sowie eine potentielle Wählerschaft oder Sympathisantenschaft minimiert werden.

Gleichzeitig, so das Ziel, kommt es zur Erschaffung einer bewusst denkenden Gruppe von Menschen, die den Wert der Demokratie zu schätzen weiß und bereit ist, diese zu verteidigen. Also geht es um eine wehrhafte heranwachsende Bevölkerung, die rechtsextremen Verlockungen nicht nur widersteht, sondern auch entgegensteht.

Demokratie sollte zum inneren Wert vermittelt werden, der wie selbstverständlich, wie die eigene Würde verteidigt wird. „Demokratie“ wurde somit idealisiert (vgl. Milbradt 2007). Milbradt ging noch einen Schritt weiter und erhob die Bildung zum Teilstück der „Demokratiebewahrung“. Das Bewahrungselement war hiermit ein Anknüpfungspunkt für die spätere Diskussion über den konservativen Ausdruck möglicher Strategien bzgl. des Rechtsextremismus.

Hier befand er sich im Widerspruch zu Biedenkopf, der Bildung nicht nur zum ideellen Wert, sondern auch zum materiellen fördern wollte. Die Bildung stellte für ihn auch Instrument eines internationalen Wettbewerbs dar (vgl. Biedenkopf 2005).

Er verstand hierunter die Möglichkeit einer verbesserten europäischen Integration Deutschlands. Einerseits in seiner Außenwirkung als belehrbarer und wandlungsfähiger historischer Täter, von dem mittlerweile keine Gefahr mehr ausgeht. Andererseits solle Deutschland mit diesen Ressourcen zum Berater anderer heranwachsen. Biedenkopf verließ hier allerdings sehr zügig das tatsächliche Handlungsfeld der eigenen Gesellschaft. Ihm erschien es in seiner Beschreibung des Handlungsfeldes weniger auf die innere Wirkung, der tatsächlichen Bekämpfung des Rechtsextremismus anzukommen, als vielmehr auf die

Außenwirkung Deutschlands (vgl. Biedenkopf 2005).

Der Unterschied war allerdings weniger die Zielausrichtung, als vielmehr die Funktion, die einer geförderten Bildung zugeschrieben wurde. Diese unterscheidet sich vor allem zu der von Milbradt. Dieser nimmt Bildung als Schutzelement für ein Gesellschaftssystem wahr. Es wird nicht der einzige markante und feststellbare Widerspruch zwischen Milbradt und Biedenkopf innerhalb der Strategiediskussion gewesen sein. Deutlicher wird dies beim Punkt des direkten Umgangs mit den Rechtsextremen.

Die Zielausrichtung der potentiellen Bildungsstrategie war eindeutig. Es ging der CDU um die Bewusstseinsförderung der Taten der Vergangenheit und deren Übertragung auf gegenwärtige Gefahren. Außerdem sollte durch das Ziehen von Parallelen eine mündige Gesellschaft geschaffen werden. Diese sollte wachsam und vorsichtig zugleich sein. Eine Gesellschaft, die in die Lage versetzt wird, aus sich heraus die Kraft zu entwickeln, dem Rechtsextremismus gegenüber zu stehen. Gleichsam sollte sie aus sich heraus die Multiplikatoren erschaffen, um eine aufgeklärte Sichtweise über die Gefahren des Rechtsextremismus zu schaffen.

Hier wurde also ganz offensichtlich ein Gestaltungsziel formuliert: Die (Um-)gestaltung der Gesellschaft zur gebildeten Formation, die wehrhaft und reflektiert zugleich ist.

Die Forderung, der Erweiterung des Bildungsbegriffes, außerhalb der allgemein hin verstandenen Schulbildung vergegenwärtigte diese Feststellung noch einmal. Bildung sollte als gesellschaftliche Aufgabe verstanden werden, in der möglichst viele Akteure ihren Beitrag leisten.

Buttolo verwies, strukturell betrachtet, ebenfalls auf diese Erweiterung, da er sehr den außerschulischen Bereich der Bildungsprojekte hervorhob und diesen als wirksam deklarierte (vgl. 2006, PlPr. 4/42, S. 3285 ff.).

Jedoch griff er hierbei auf bereits vorhandene bzw. abgelaufene Projekte zurück. Beispiel hierfür sind die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung oder das Projekt „Wölfe im Schafspelz“. Hieran wurde die fehlende visionäre Auslegung eines Bildungsansatzes deutlich, zumal diese Projektelemente allein das Erstarken und die strukturelle Verankerung des politischen Rechtsextremismus nicht verhindern konnten.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit eines außerschulischen Bildungsprogramms war dennoch verankert, weswegen auch das Programm „Weltoffenes Sachsen“ beschlossen (vgl. CDU Landesverband Sachsen/SPD Landesverband Sachsen 2005, S. 8 f.) und umgesetzt wurde (vgl. Landespräventionsrat 2012, o.S.). Somit verfestigte sich der Anteil der außerschulischen Präventionsarbeit und deklarierte damit die oben beschriebene Öffnung des Bildungsbereiches

und des Zugriffs.

Die Schaffung bzw. die Festlegung auf das Programm „Weltoffenes Sachsen“ ist hierbei jedoch als Grenzfall zu betrachten. Die rasche Implementierung dessen im Koalitionsvertrag und damit vor Beginn der parlamentarischen Arbeit, deutet mehr auf ein situativ-reaktives Handeln hin, denn auf strategisches. Hier wurde vielmehr rasche Handlungsfähigkeit demonstriert, die Strategiebildung kann zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht abgeschlossen sein. Für einen rationalen Konzeptionsprozess unter Einbeziehung des Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulation-Verständnisses ist die Zeit zwischen Wahlsonntag und Koalitionsvereinbarung als sehr kurz zu betrachten. Die tatsächliche Ausformung begann erst weitaus später, im Zeitraum von 2005 bis 2007.

Die Verbreiterung des Bildungsauftrages wurde von Milbradt selbst vertieft, indem er mehrere Ministerien einbinden wollte. Die Bildung, sächlich angesiedelt im Kultusministerium, verließ somit das Nischendasein und wurde in seiner Wertigkeit erhöht.

Gleichsam fand hier auch eine Erhöhung der Stellung der Bildung in der Betrachtung der CDU selbst statt, wengleich vier Ministerien in die Bildungsarbeit mit eingebunden werden sollten.

Die Öffnung der Akteursbreite war ein Hinweis auf die Strategie der Kollektivverantwortung (ausführlich Kapitel 7.1.3, S. 152 ff.).

Die Kollektivverantwortung beinhaltet die Verteilung der Akteurstätigkeiten im Kampf gegen Rechts auf möglichst viele gesellschaftliche Schultern. Diese Forderung fand sich konstant innerhalb der Ausformung der Bildung als Marginalisierungsstrategie, beginnend bereits im Koalitionsvertrag: „*Alle relevanten gesellschaftlichen Gruppen werden beteiligt*“ (2004, S. 8).

Das Handlungsmotiv lag dafür in zwei Strängen. Einerseits der Einbeziehung möglichst vieler gesellschaftlicher Gruppen. Dies sollte dazu dienen, eine breite, viel gefächerte Front zu erschaffen, die auch die unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen (Mikro, Meso und Makro) anspricht.

Dank der objektiv hermeneutischen Sequenzanalyse und ihrer extensiven Analyse wurde anhand dieses Zitates jedoch auch etwas offenbar. Hinter der Öffnung bzgl. aller Gruppen, stand tatsächlich eine Eingrenzung. Denn es sollte gar nicht die gesamte Gesellschaft einbezogen werden. Die Wertigkeit der Gesellschaftsmitglieder wurde nach Relevanz selektiert. Damit wurde vermittelt, dass ein Teil der Gesellschaft keine Bedeutung für die Gemeinschaft hat und somit in den Prozess nicht einbezogen werden muss. Wer diese Gruppen sind blieb offen. Gezeigt wurde jedoch, dass die scheinbare Offenheit nicht tatsächlich vorhanden ist, sondern nur für einen bestimmten Teil der Gesellschaft gilt.

Andererseits lässt sich die proklamierte Öffnung hin zur Gesellschaft auch als ein Eingeständnis

an die Begrenzbarkeit politischer Handlungsfähigkeit verstehen. Am deutlichsten wurde dies durch Milbradt selbst 2007 auf dem Kommunalforum in Riesa: *„Ich sage es Ihnen ganz ehrlich: Wir Politiker waren schockiert und hatten Schwierigkeiten, eine angemessene Form der Auseinandersetzung mit den Extremisten zu finden.“* (Milbradt 2007, S. 4).

Hier wurde nicht nur die eigene Fehlbarkeit bewusst deklariert, sondern auch das Bild des allmächtigen Politikers zerstört. Milbradt begab sich auf die Ebene der Vermenschlichung des „typus politicus“. Er gab zwar einen Teil einer künstlichen Souveränität auf, öffnet aber gleichsam die politische Handlungsfähigkeit einem Realismus und Pragmatismus.

Dies hatte weniger mit der Ausformung der Strategie zu tun, als vielmehr damit, die Kollektivverantwortung in seiner Notwendigkeit als plausibel darzustellen. Durch die öffentlich gemachte Einsicht in die Begrenzbarkeit des eigenen Handelns, wurde zudem der Faktor der eigenen Akzeptanz im Spiegel der Wählerschaft eingebracht: Menschlichkeit als Wahlgrund bzw. als Grund für Zustimmung respektive Akzeptanz.

Zurückkommend zur Frage nach einer geöffneten Bildungsgesellschaft, wurde diese dennoch nur angedeutet. Eine Vertiefung hin zur etwaigen, ausgeformten Bildungsgesellschaft fand tatsächlich nicht statt, sodass diese potentielle Vision im Unkonkreten endet. Gleichwohl Milbradt sich mit seinem Angebot dem Konkreten zuwendete, fehlt eine spätere explizite Darstellung der tatsächlichen Umsetzung. Somit blieb die zentrale Verankerung der Bildung an den schulischen Kontext.

### *Strategische Mittel*

Die strategischen Mittel, als Umsetzungsvariablen für das strategische Ziel, beruhten primär auf bereits vorhandenen Handlungsmöglichkeiten. Während der fünf Jahre andauernden Legislatur wurden kaum neue strategische Mittel in Anspruch genommen.

Die Akteure der CDU beriefen sich auf ein bestehendes Reservoir an Bildungsprojekten und – zugriffen. So griff Buttolo (vgl. 2006, PlPr 4/42, Drs. 4/4141, S. 3285 ff.) wie oben bereits erwähnt, auf ältere Bildungsprojekte zurück, um nachzuweisen, dass im Bereich der Bildung auch außerschulische Möglichkeiten vorhanden sind.

Ähnlich Milbradt 2007 auf dem Kommunalforum in Riesa. Auch er erwähnte die bereits bestehenden oder zum Teil schon ausgelaufenen Bildungsprojekte als Beispiele für bildungspolitische Handlungen. Allerdings erweiterte er den Rahmen des bildungspolitischen Zugriffes ebenfalls auf dieser Veranstaltung. Die Einbindung mehrerer staatlicher Akteure in die Bildungsaufgaben wurde hier explizit herausgestellt. Die Verknüpfung mehrerer Akteure, hier die bereits benannten Ministerien, zur Umsetzung eines Bildungsplanes, ist demnach durchaus



als strategisches Mittel anzuerkennen. Denn hiermit wurde das Projekt Bildung losgelöst von nur einer Zuständigkeit, die ursprünglich im Bereich des Kultus lag. Diese Loslösung ist zu begreifen als eine Maximierung der Einbindung von Erfahrungsträgern, um die Bildungsinhalte so reichhaltig wie möglich zu gestalten (vgl. Milbradt 2007).

Es fand allerdings kein Aufbau einer Kampagne statt. Zumindest nicht im Sinne einer weithin sichtbaren, öffentlichkeitswirksamen Kampagne gegen Rechtsextremismus, genauso wenig wie das Initiieren oder gar der Beschluss neuer, mit einem antirechtsextremen Fokus versehener, Bildungsgesetze (vgl. Parlamentsdokumentation Landtag Sachsen 2013, o.S.).

Das von der CDU/SPD-Regierung initiierte Programm „Weltoffenes Sachsen für Demokratie und Toleranz“ ist in seiner Kampagnencharakteristik grenzwertig, da es sich mehr als Förderprogramm für einzelne Projekte verstand. Gleichwohl transportierte es auch die Botschaft eines toleranten, demokratischen und antiextremistischen Umgangs miteinander. Dennoch ist die öffentliche Wahrnehmung des Programms nicht vergleichbar wie z.B. mit der Anti-Drogen-Kampagne „Keine Macht den Drogen“ oder der Anti-Rassismus-Kampagne der 90er Jahre „Mein Freund ist Ausländer“. Dies schon allein deshalb, weil es keine massenwirksame Werbung für das Projekt gab.

Eine vergleichbare Kampagne war aber nicht das Ziel des Programms, was noch einmal deutlich aus dem Abschlussbericht der Uni Bielefeld hervor geht. Das Programm galt primär der Förderung von Einzelprojekten, welche sich der Stärkung von Demokratie und Toleranz verschrieben haben (vgl. Universität Bielefeld 2008, S. 16 ff.).

Die strategischen Mittel wurden demnach mehr in einem informellen, als in einem festgeschriebenen, verankerten Rahmen eingebettet. Gemeint ist damit einerseits eine Flexibilisierung von Mitteln, andererseits ein Offenlassen von eindeutigen Zuordnungen und der Schaffung von Verantwortlichkeiten. Die Inanspruchnahme von Mitteln geschah nur schwer nachprüfbar, da es keine Vorschriften, Verordnungen o.ä. gab.

Die Mittel wirkten somit eher ideell, denn rational. Sie folgen einer Absichtserklärung, der aber nachprüfbar Aktionen (in Form einer Sichtbarkeit, z.B. durch Kampagnen, Gesetze, Verordnungen) fehlten.

### *Strategische Umwelt*

Die strategische Umwelt als akteurszentriertes Konstrukt war nur teilweise sichtbar.

Tatsächlich war es zu hinterfragen, ob Bildung als Strategie innerhalb der kompletten sächsischen CDU als notwendige und passende Strategie wahrgenommen bzw. akzeptiert wurde. Die verbalen Initiativen kamen im Untersuchungszeitraum vornehmlich aus den

oberen, repräsentativen Positionen der Partei. Lediglich Fritz Hähle, als Fraktionsvorsitzender, war als Bindeglied zwischen Basis und Parteiführung im nachweisbaren Diskurs zur Bildung inbegriffen. Parlamentarische Initiativen waren nicht nachweisbar.

Es fand auch keine Erwähnung bildungsstrategischer Ansätze innerhalb der Reden von Parlamentariern statt. Somit ließ sich dieser Ansatz auf einen parteielitären Kreis reduzieren. Dieser übernahm zwar Führungs- und Leitungsaufgaben, dies aber genauso wie auch repräsentative. Das heißt, da nach unten, in Fraktion und Parteibasis, offensichtlich keine Transformation der bildungsstrategischen Forderung ankam, ist die Führungs- und Leitungsfunktion diesbezüglich nicht ausgefüllt worden. Übrig blieb somit vornehmlich der repräsentative Zweck der bildungsstrategischen Forderungen.

Verstärkt wurde das durch die Auswahl der repräsentierenden Akteure. Das Thema Bildung als Marginalisierungsstrategie wurde innerhalb der Legislatur vor allem durch Milbradt selbst, Innenminister Buttolo, den Fraktionsvorsitzenden Hähle und Ministerpräsident a.D. Biedenkopf vertreten, also vier repräsentative Positionen. Bis auf Biedenkopf, der innerhalb des Untersuchungszeitraums auch nur einmal relevant in Erscheinung trat, waren alle anderen aber auch Politiker des täglichen Geschäfts, mit jeweiligen Führungsfunktionen innerhalb der Partei. Sie gaben also ein Leitbild vor, hier das eines Bildungsbegriffes als Marginalisierungsstrategie. Der Ausformung einer umsetzbaren Bildungsstrategie fehlt aber die Umwelt, die dieses Vorgehen konkret realisiert. Zum Beispiel durch das Erstellen von Anträgen, Konzepten, Visionen, Gesetzesvorschlägen.

Das bedeutet jedoch nicht, dass es keine strategische Umwelt gab. Diese war allerdings wenig sichtbar. Gerade der repräsentative Aspekt der Äußerungen verriet, dass dahinter ein innerer Mitarbeiterzirkel stand, der die Reden in ihrer Aussage und Wirkung genauestens abwog. Bei einer Rede zur Eröffnung eines breit gefächerten Forums oder eines Gedenktages, ist nicht mit einer reaktiv-situativen Ansprache im emotionalen Sinne zu rechnen.

Die strategische Umwelt war also zwar vorhanden, nur wurde sie nicht primär politisch aktiv bzw. nicht so aktiv, dass es sichtbar wurde.

Sie war vielmehr auf dem Feld des politischen Kalküls, der Außenwirkung des potentiellen politischen Handelns tätig.

Auch die Umwelt außerhalb der eigenen Akteurszentrierung wurde nicht als so bedrohlich wahrgenommen, dass im Sinne eines Parteiwettbewerbs Bildung als umkämpftes Feld angesehen wird. Die Initiierung z.B. eines gesonderten Bildungsprogrammes gegen rechte Einstellungsmuster seitens der PDS, wurde von der CDU nicht als Herausforderung zu einem Bildungsdiskurs angesehen, sondern zur Darlegung eigener nationaler Wertmaßstäbe genutzt (siehe Punkt 7.2.2, S. 200).

Repräsentative Äußerungen und Reden sind von einem durchdringenden Kalkül besetzt, denn sie sollen eine entsprechende Wirkung erzielen. Dubiel nennt dies die „strategische Rhetorik“ (1999, S. 14).

Bis auf Buttolos Rede (vgl. 2006, PIPr. 4/42, S. 3285 ff.) waren alle drei anderen Reden, in denen das Thema Bildung als strategisches Instrument installiert wurde, auf repräsentativen Anlässen verortet. Das heißt, aus diesen Reden entsprang keine direkte politische Folge, in Form einer Abstimmung oder programmatischer Diskussionen.

Die Platzierung des Bildungsthemas in gerade diesen Reden, deutete darauf hin, welche Position das Thema in der beabsichtigten Außenwirkung hat. Auch hier war die Sichtweise der objektiven Hermeneutik hilfreich. Die nachträgliche Verortung der Deutungen in den tatsächlichen Kontext half, die Aussagen einzuordnen. Für sich genommen erschienen die Argumentationen pro Bildung als durchweg positiv. Da sie aber primär innerhalb sog. „Sonntagsreden“ stattfanden, ohne Adaption in den faktisch-politischen Alltag, verlieren sie an tatsächlicher strategischer Gestaltungskraft.

Das Thema einer strategischen Beschäftigung mit Bildung wurde mit einem sehr starken Kalkül belegt. Ihm wird in der Außenwirkung, der Repräsentation des eigenen politischen Handelns eine hohe Wirkung beigemessen.

Gleichwohl fand auch eine Reduzierung der Position auf die Außenwirkung statt. Dagegen mangelte es an konkreten Umsetzungen der eigenen Forderung nach verstärkenden Bemühungen im Bildungsbereich.

Den Akteuren war also wohl bewusst, dass Bildung in der Außenwirkung einen sehr hohen Stellenwert für den Kampf gegen Rechts besitzt. Deshalb auch die Platzierung des Themas in repräsentativen Reden. Der Öffentlichkeit wurde eine potentielle Marginalisierungsstrategie präsentiert, gegen die kein Einspruch erhoben werden kann, denn Bildung, so die zugrunde liegende Annahme, wird grundsätzlich gesellschaftlich als gut empfunden.

Diese Öffentlichkeit ist bei diesen Anlässen weitaus präsenter, als bei Reden im Landtag, sodass hier davon ausgegangen werden kann, dass platzierte Themen dort einen ganz genau abgewogenen Reaktionsradius erreichen sollen.

Gerade durch die Tatsache, dass das Thema Bildung seitens der Union im Landtag kaum thematisiert wurde, verstärken sich einerseits der Eindruck eines besonderen strategischen Kalküls und andererseits die Feststellung des tatsächlichen Bestrebens zur bildungspolitischen Gestaltungsorientierung.

Das strategische Kalkül war also darauf nicht angelegt, sondern primär auf das Ziel der Machtlegitimation und dem Machterhalt. Demzufolge handelt es sich bei der Strategie „Bildung

als Marginalisierungsstrategie“ vornehmlich um eine Macht(-erhaltungs-)strategie und nicht, wie es den Anschein haben könnte, um eine Gestaltungsstrategie.

### 7.1.2 Demaskierung als Marginalisierung und Mittel innerparteilicher Abgrenzungen

Das Grundverständnis der Demaskierung liegt in der Annahme der Maskierung. Nur dem kann die Maske entzogen werden, der sie vorher auch auf seinem Gesicht hatte. Damit verbunden ist das Verständnis von zwei Rollen des Gegners. Einer Rolle, in der er sich ohne Maske zeigt und eine Rolle des Verschleierte.

Dabei liegt der Sinn einer Demaskierung auf mehreren Ebenen. Primär lässt sich wahrnehmen, dass der entlarvende Akteur die Wahrheit ans Licht bringen möchte. Er zeigt sich somit als wissend und mutig zugleich. Er selbst nimmt die Rolle des Aufklärers ein. Gleichzeitig jedoch lässt sich noch eine weitere Ebene feststellen. Sinn der Demaskierung ist auch die eigene Präsentation. Diese ist verknüpft mit dem Anspruch sich der Wehrhaftigkeit zu verpflichten, sich mit dem Gezeigten, also der Maskerade, nicht einverstanden zu geben. Der Akteur selbst gibt sich als aktiver Part. Kein stilles Hinnehmen oder Betrachten, sondern ein bewusstes Gegensteuern gegen etwas, dass dem Zuschauer als vermeintliche Wahrheit vorgeführt wird.

Noch eine dritte Ebene lässt sich aus dem Demaskieren herauslesen. Jemand, der bei anderen auf eine Wahrheit hinter dem Gezeigten hinweist und diese als wichtig offeriert, zeigt sich selbst der Wahrheit aufs Engste verbunden. Er suggeriert damit gleichsam selbst als glaubhafter Akteur wahrgenommen zu werden.

#### 7.1.2.1 Milbradts Regierungserklärung – Aktive Entlarvung

Die CDU begann die Demaskierung unmittelbar nach dem Einzug der NPD in den sächsischen Landtag 2004. Die Nationaldemokraten wurden in diesem Kontext der Demaskierung größtenteils mit dem Problem Rechtsextremismus gleichgesetzt.

In der grundsätzlich strategisch bedeutenden Regierungserklärung nahm Milbradt, als oberster Christdemokrat im Lande, gleich zu Beginn der Legislatur Stellung zum Thema Rechtsextremismus (vgl. 2004, PlPr. 4/4, S. 164 ff.). Als grundlegend strategisch wird sie verstanden, weil ihr die Bedeutung inne wohnt, Linien für das faktische Handeln innerhalb der Legislatur vorzugeben. Dass Milbradt, als Ministerpräsident in diesem Rahmen Bezug zum Rechtsextremismus nahm, zeigte, dass eine oder mehrere Strategien durch die Parteiführung getragen würden.

Er nahm eine direkte Gegenposition zum Rechtsextremismus ein und versuchte so eine eigene akteurszentrierte Rolle heraus zu bilden. Es fand die Selbstdarstellung des eigenen aufklärenden Handelns statt. Milbradt klärte nicht nur die eigenen Leute auf, sondern richtete sich direkt an den Gegner und konfrontierte diesen mit dessen scheinbaren Zielen und Taten. Der erhöhte Redner gab an, das wahre Gesicht des Gegners zu kennen und demaskierte es. Erhöht deshalb, weil der Prozess des Demaskierens auch die Ausübung einer Machtposition demonstriert. Dabei war vorrangig nicht entscheidend woraus die Macht resultierte. Es spielte also noch keine Rolle, ob es aus hierarchischen, moralischen oder kognitiven Voraussetzungen heraus zu einer selbst empfundenen und gezeigten Erhöhung kommt. Aus der vorherigen moralischen Erhöhung, entstanden aus persönlichem Schuldempfinden, Schamgefühl und Imagesorge (vgl. Kapitel 7.1, S. 110 ff.; 7.2, S. 178 ff.), heraus, wurde der Akteur zum aufklärenden Angreifer, der schonungslos agierte. Deutlich wurde der Aspekt der Demaskierung durch die Betonung des Hinweises auf das „wahre Gesicht“. Hier lag die Unterstellung zugrunde, dieses nicht durchgehend zu zeigen. Der konkrete Bezug kam in Milbradts Rede gleich mehrfach vor, zum Beispiel in folgendem Zitat: *„Hier im Plenum spielen die Vertreter Ihrer Fraktion den Biedermann. Aber wenn es hart auf hart geht, fallen Sie aus der Rolle und zeigen Ihr wahres Gesicht.“* (2004, PlPr. 4/4, S. 165).

Die Sequenzanalyse begann am Satzanfang. Die Sequenz „Hier im“ steht für die Einleitung in einen bestimmten Kontext, aus dem heraus gehandelt wurde (z.B.: „Hier im Zeitalter von vorgegebenem Recht und Unrecht werden wir getrieben von äußeren Vorstellungen, ohne eine Orientierung aus uns selbst heraus generieren zu können.“). Der Redner gab gleichzeitig preis, dass der Kontext sich an Ort und Stelle seines Handelns befand („Hier“). Er war also selbst in diesem Kontext!

Bei der Erweiterung der Sequenz „Hier im Plenum“ wurde zunächst der Kontext geklärt. Es handelte sich um eine örtliche Beschreibung. Der Ort parlamentarischer Auseinandersetzung und demokratischer Gesetzesbildung, wurde vom Redner als Zusammenhang erwähnt. Weiterhin zeigt sich, dass das Plenum auch der Ort war, an dem die Rede stattfand. Der Kontext rückte in den Vordergrund, allerdings war unklar, ob er selbst diskutiert wurde („Hier im Plenum tropft es von der Decke.“) oder er nur Ausgangspunkt für eine weitere Argumentation war („Hier im Plenum sehe ich Sie zum ersten Mal! Wo waren Sie bei der Abstimmung über den Haushalt?“). Beides war zu diesem Zeitpunkt möglich.

Nach der nächsten Erweiterung klärte sich diese Frage: „Hier im Plenum spielen die Vertreter“. Zwei Aspekte wurden deutlich. Das Plenum war nur indirekter Inhalt der Diskussion, tatsächlich wurde ein inhaltlicher Aspekt diskutiert. Dieser stellte sich als ein „Spiel“ dar. Innerhalb eines Spiels werden zumeist bestimmte Rollen eingenommen, damit das Spiel möglich ist. Dabei ist es zweitrangig, ob diese Einnahme von Rolle bewusst geschieht oder

nicht. An dieser Stelle der Sequenz deutete sich aber bereits an, dass der Redner auf Rollen aufmerksam machen würde.

Bei der Fortsetzung der Erweiterung der Sequenz wurde die Rolle sichtbar. Die Rolle des „Biedermanns“ wurde einer bestimmten Gruppe innerhalb des Plenums zugeschrieben („Vertreter ihrer Fraktion“).

Bei „Biedermann“ handelt es nicht um eine Benennung einer realen Person, sondern um die allgemein hin verwendete Umschreibung des spießigen Kleinbürgers, der eine veraltete Ansicht von Anstand vertritt (vgl. DWDS 2011, o.S.).

Es zeigte sich bereits an dieser Stelle, dass Milbradt aktiv entlarvt. Er betonte das Spiel des Biedermännischen. Er sagte nicht, dass die „Vertreter Ihrer Fraktion“ Biedermänner *sind*. Das heißt, er verwies auf die Differenz zwischen Schein und Sein.

Im darauf folgenden Satz wurde diese Interpretation nahtlos bestätigt: die Betonung der Rolle und das Zeigen des „wahren Gesicht(es)“. Milbradt doppelte diese Erkenntnis unmittelbar danach: *„Wenn Sie draußen im Lande tönen, dann zeigen Sie Ihr wahres Gesicht.“* (Milbradt 2004, PlPr. 4/4, S. 165).

Das Aufzeigen dieser Differenz zwischen den unterschiedlichen Rollen der NPD war der Akt des Demaskierens. Es handelte sich um ein aktives Herunterreißen der Maske, welche sich die rechtsextreme NPD im Parlament aufsetzte bzw. das, was die Christdemokraten als Maske empfanden. Aus dieser Empfindung heraus geschah die Entlarvung. Einher ging damit auch die Präsentation des eigenen Kenntnisstandes – die Darbietung des Wissenden, der über die Abläufe im Lande auf dem aktuellen Stand ist. Der Ministerpräsident nutzte die Konfrontation um sich als kompetent darzustellen, über die Realität im Land Bescheid zu wissen.

Indem Milbradt die direkte Ansprache zu den Rechtsextremen wählte, zeigte er Bereitschaft zu einem offenem Diskurs, keinem Verstecken und auch keinem Ignorieren ihrer Präsenz. Es war die Bereitschaft der sichtbaren und klar geführten Auseinandersetzung, sowie möglicherweise der transparenten Ablehnung der rechtsextremen Ideologie (vgl. ebd.).

Die Fortsetzung der Demaskierung und ihre Vertiefung, fanden durch den Aufbau einer geschichtlichen Parallele statt. Milbradt baute Äußerungen von Goebbels ein, um seiner Ansicht nach, die Gefahr des gegenwärtigen Rechtsextremismus zu verdeutlichen. Die Implementierung des geschichtlichen Vergleichs in die bis dato vorliegende Fallstruktur, machte eines deutlich: das was sich in der Historie ereignete, ist auch jetzt potentiell möglich – die Übernahme der Macht durch rechtsextreme Organisationen. Das Berufen auf Goebbels Aussage, sich der Demokratie zu bedienen, um sie zu vernichten, sollte dieses unterstreichen (vgl. Milbradt 2004, PlPr. 4/4, S. 165).

Doch nicht nur das, durch die objektiv hermeneutische Betrachtungsweise war es möglich, die

Einbeziehung in die historische Linie, als noch etwas anderes zu verstehen. Es wurde nicht nur ein historischer Vergleich eröffnet. Durch das Thematisieren des Dritten Reiches in einem Atemzug mit der NPD, benutzte Milbradt einen Hebel, um die Ziele der NPD in der Gegenwart stärker hervorzuheben. Er *erhöhte* damit die Wahrnehmung der Gefahr, welche von der NPD ausging. Die NSDAP zeigte, nach Milbradt, die gleichen Instrumente der Macht, wie sie die NPD in Anspruch nahm. Praktisch setzte Milbradt dies fortführend um, indem er Aussagen des ehemaligen Propagandaministers mit denen der NPD verglich. Hieran machte Milbradt Parallelen deutlich (vgl. 2004, PlPr. 4/4, S. 165 f.).

Gleichsam demonstrierte er Kenntnis über die NPD. Er hat sich informiert, so die Botschaft. Hier sollte mit tatsächlichen Fakten argumentiert werden. Dies diente der Präsentation als handlungsfähiger Ministerpräsident.

Der Redner agierte in seiner Rolle als Aufklärer mit zwei Zielen. Er „klärt“ den Gegner über dessen wahre Ziele auf und gibt ihm damit zu verstehen, nicht naiv zu sein. Dem Gegner wird die klare Gegenposition verdeutlicht. Gleichzeitig wurde aber auch die Logik des moralischen Erhöhens fortgesetzt. Es fand eine Bezugnahme auf einen obersten Verantwortlichen des Dritten Reiches statt, dessen Handeln zu verurteilen und nicht zu imitieren ist.

Aus dem moralisch Erhöhten wurde zusätzlich der aktiv Handelnde, der die Wiederholung der Geschichte zu unterbinden weiß. Er handelte nicht nur aus dem Wissen heraus, die richtige Moral zu besitzen, sondern auch aus dem Bestreben, bereits Vergangenes nicht noch einmal zuzulassen.

#### 7.1.2.2 Selbstentlarvung versus Fremdentlarvung – Der „Gegenentwurf“ Biedenkopfs

Möglicherweise mit dem gleichen Ziel, doch inhaltlich konterkariert kam der strategische Ansatz von Biedenkopf daher. Im Laufe dessen kam es somit zu einem Konflikt unterschiedlicher strategischer Mittel. Dieser wird weiter unten explizit deutlich gemacht.

Auch Biedenkopf stellte in seiner Rede zu den Feierlichkeiten der Auschwitzbefreiung 2005 die Demaskierung der Rechtsextremen als Ziel dar (vgl. 2005, o.S.).

Im Zuge seiner Ablehnung zu einer erneuten Diskussion um ein NPD-Verbotsverfahren, lautete seine Antwort: „*Ihre Strafe sollte lauten: schweigende Verachtung.*“ (ebd.).

Zuerst fiel die unklare Aussage auf. Die Textintention war offensichtlich eine andere, als die Textaussage. Diese vermischte zwei konträre Ansätze:

a) Ihre Strafe sollte lauten:

b) Ihre Strafe lautet:

Im ersten Ansatz handelte es sich um einen Vorschlag, wie z.B. mit Straffälligen umzugehen sei,

während im zweiten das Urteil bereits gefällt wurde. Der Unterschied war also nicht so marginal, wie zu vermuten. Die bewusste Verwendung des Wortes „sollte“ verwies auf die Intention des Textes, nämlich den Vorschlag einer möglichen Strafe. Die Textaussage jedoch beschrieb die Konnotation des unbewusst vorhandenen Urteils, indem es sich nicht mehr nur um einen Vorschlag handelte. Dieser war somit rein rhetorischer Natur. Tatsächlich stand das Urteil im Sinne der schweigenden Verachtung des Redners bereits fest.

Da es sich nicht klären lässt, ob es sich um einen Tipp- oder um einen Übertragungsfehler zwischen Rede- und Schriftprotokoll handelte, musste dieses Textprotokoll als objektive Wahrheit genommen werden. Aus diesem ergab sich die o.g. Schlussfolgerung.

Biedenkopf hatte also in Ablehnung eines Parteienverbot einen Gegenvorschlag für den Umgang mit dem Rechtsextremismus gemacht: Schweigen und Verachten – die Einnahme einer passiven Haltung. Diese steht der aktiven Handlung eines Verbotsantrages gegenüber.

Die Einnahme dieser Haltung würde nach Biedenkopf zu einer entlarvenden Reaktion der Rechtsextremisten führen (vgl. 2005, o.S.).

Diese Demaskierung war somit in ihrem Ursprung völlig anders angelegt. Akteur der Entlarvung sollte nicht der Demokrat sein, sondern der Rechtsextreme selbst.

Dieser Ansatz folgte der Logik der Provokation durch Nichtbeachtung. Diese würde hervorrufen, dass der ignorierte Akteur ob dieser Ignoranz wütender, unbeherrschter auftritt und sich wahrhaftig zu Erkennen gibt.

Biedenkopf handelte aus seinem Verständnis heraus, dass der Rechtsextremismus erst durch die politische, mediale und gesellschaftliche Aufmerksamkeit stark werden würde. Weniger durch die Wirkung, die seine Angebote in der Bevölkerung auslösen und auf welche Sorgen er eine vermeintliche Antwort gibt.

Die Reduktion der moralischen und medialen Aufmerksamkeit würde auch zu einer Marginalisierung des Rechtsextremismus führen. Plattformen, so Biedenkopf, in denen Rechtsextremismus zum Thema gemacht wird, dienen nicht der Prävention oder Verminderung des Phänomens, sondern der Attraktivität (vgl. ebd.).

Besonders beachtenswert war diese Einstellung deshalb, da Biedenkopf im Jahr 2000 auf der Position stand, dass es innerhalb Sachsens eine breite Immunität gegen den Rechtsextremismus gäbe, worauf das Centrum für angewandte Politikwissenschaft der LMU München hinweist (vgl. Schellenberg 2013, o.S.). Es ließe sich also vermuten, dass Biedenkopf die Nichtbeachtung schon im Jahr 2000 angewandt hat, obwohl die realen Fakten dagegen sprachen (vgl. Kapitel 5.2, S. 96 ff.). Erhärtet wird diese These durch das o.g. Zitat, in dem Biedenkopf ebenfalls bereits ein internalisiertes Vorgehen aufwies.



An dieser Stelle ließ sich früh in der Legislatur eine Ausdifferenzierung von Demaskierungsvorstellungen feststellen. Während Milbradt die Entlarvung durch fremde Akteure bevorzugte, plädierte Biedenkopf für die Provokation hin zur eigenen Demaskierung. Es stellten sich also die Fremdentlarvung und die Selbstentlarvung als zwei unterschiedliche Demaskierungsvarianten heraus.

Die stringente Durchführung des Ignorierens sollte zur Selbstzerstörung des Rechtsextremismus führen, den Biedenkopf vornehmlich parteipolitisch wahrnahm. Denn dieser war, nach Biedenkopf, nicht nur emotional gesteuert, sondern politisch unfähig. Der Redner entwarf hier den Versuch eines Selbstlaufes der Marginalisierung. Dabei berief er sich auf andere europäische Staaten, in denen ihm der Umgang mit dem Rechtsextremismus weniger dramatisch erschien (vgl. 2005, o.S.). Gleichwohl er in der Benennung der einzelnen Staaten unkonkret blieb, wirkte die Berufung darauf unglücklich, denn die Ursachen für eine länderspezifisch unterschiedliche Bewertung des Rechtsextremismus blieben außen vor. Er blickte weder auf dessen dortige geschichtliche Relevanz, noch zog er daraus Schlüsse für unterschiedliche Wahrnehmungen des Rechtsextremismus in den einzelnen Ländern. Gleiches galt auch für die unterschiedlichen Ausformungen des Rechtsextremismus in Europa<sup>24</sup>.

Die Widersprüchlichkeit dieser Argumentation wurde erst durch die objektiv hermeneutische Analyse vollkommen offenbar. Später ging Biedenkopf darauf ein, dass außerhalb Deutschlands der Rechtsextremismus weitaus politisch wirksamer sei, als hier. Im Vergleich zur These der Marginalisierung durch Ignoranz nahm diese Feststellung der Erfolgsbegründung jeglichen Wind aus den Segeln. Der inhaltliche Widerspruch, wurde durch sein mehrfaches Vorkommen im Fall zur Fallstruktur.

Dies verwies einerseits auf die fehlende Präzision und andererseits genau dadurch eine mangelnde thematisch-stichhaltige Unterfütterung der Argumentation. Der Verweis auf Europa sollte lediglich eine Legitimationsbasis für den eigenen Strategieansatz bilden. Da die prophezeite Selbstzerstörung des Rechtsextremismus durch eine ihm entgegengebrachte Gelassenheit also nicht in einem kausalen Zusammenhang stand, wirkte die Berufung auf Europa vielmehr als Leerformel. Der Redner wollte durch das „Gewicht Europa“ die Herleitung seiner Argumentation nachvollziehbarer gestalten, erreichte analytisch betrachtet das Gegenteil.

Die Gelassenheit, von der Biedenkopf sprach, sollte dabei einem Selbstvertrauen entspringen, das sich den Errungenschaften der deutschen Demokratie bedient. Die Elemente, die der Redner vorstellte, waren Rechtsstaatlichkeit, Institutionsfestigung sowie die politische und sozial-

<sup>24</sup> Hierzu bietet u.a. Pippa Norris in seinem Buch „Radical Right – Voters and Parties in the Electoral Market“ (Cambridge 2005) einen umfassenden Einblick.

normative Festigung. Dies waren vor allem Elemente einer Staatsgläubigkeit. Sie beriefen sich aber gleichzeitig auf eine mündige Gesellschaft, die selbstbewusst sowie system- und werterhaltend agiert (vgl. Biedenkopf 2005, o.S.).

Tatsächlich blieb zu diesem Zeitpunkt jedoch offen, welche Chancen dieser Strategieansatz der Selbstentlarvung in den Reihen der CDU hat. Auf der gleichen Veranstaltung trat neben Biedenkopf auch sein Nachfolger als Ministerpräsident, Georg Milbradt, auf.

### 7.1.2.3 Milbradts direktes Gegenwirken

Er formulierte gleich zu Beginn seiner Rede: *„Ich glaube, das waren die richtigen Worte zur richtigen Zeit.“* (Milbradt 2005, o.S.).

Der Beginn der Sequenzanalyse mit „Ich glaube“ brachte hervor, dass alle Lesarten den Fakt des „Nicht-Wissen“ hervorbrachten. Jedoch unterschieden sie sich in der Intensität des, zumindest, Fast-Wissens. Bis auf eine Lesart wirkte bei allen ein gewisser Zweifel an der Beständigkeit der eigenen Aussage mit. Die Ausnahme bildete die Lesart der religiösen Bestandsaufnahme („Ich glaube.“). Das war ein, in diesem Moment, unumstürzliches Bekenntnis und zwar zu Gott. Hier wurde nicht über die Existenz Gottes gestritten oder gezweifelt. Verstärkt wurde dies durch die knappe, präzise Satzaussage, die auch nur im religiösen Kontext Sinn macht. Ein zweifelnder Nebensatz fand nicht statt. In den anderen Lesarten offenbarte sich eine große Überzeugung, die jedoch von berechtigten, individuell empfundenen Zweifeln unterfüttert war (z.B. *„Ich glaube, wenn du damals nicht weg gerannt wärest vor deinen Problemen, wir wären heute noch zusammen.“*). Damit fehlte den Aussagen die feste Überzeugung. Es waren Bekenntnisse, die einen überzeugten Eindruck hinterließen. Allerdings blieb Zweifel erhalten.

Der „Glaube“ Milbradts, dass Biedenkopf zum Thema „Wehrhafte Demokratie“ als Schwerpunkt zu den Feierlichkeiten der Auschwitzbefreiung die richtigen Worte gefunden habe, deutet auf eine oberflächliche Übereinstimmung mit den Aussagen Milbradts hin.

Tatsächlich lässt der Glaube an der Richtigkeit auch Zweifel zu, deren offenkundige Präsentation gleichwohl für den festlichen Rahmen unpassend wäre. Milbradt agierte hier subtiler und platzierte zuvorderst die symbolische Bejahung der Worte Biedenkopfs, zur Suggestierung einer allumfassenden Einigkeit.

Der methodische Zugang gebietet es, die Zustimmung Milbradts, die lediglich in einem „Glauben“ deklariert wurde, als Beginn einer widersprechenden Fallstruktur wahrzunehmen.

Der Widerspruch manifestierte sich, als folgendes Zitat genauer untersucht wurde: *„Die NPD hat vor den Wahlen versucht, ihre Nazi-Ideologie vor den Wählern zu verheimlichen.“* (Milbradt

2005, o.S.).

Es erfolgte durch Milbradt ein direkter und höchst konkreter Bezug zum rechtsextremen Gegner („Die NPD“). Aus der Lesartbildung der erweiterten Sequenz („Die NPD hat vor den Wahlen versucht“) stellten sich zwei prägnante Lesarten heraus. Der Hervorhebung des zeitlichen Kontextes („vor“) sowie die Betonung auf den Versuch. Was versucht wurde, konnte an dieser Stelle der Sequenzanalyse noch nicht herausgearbeitet werden. Es wurde demnach deutlich, dass es dem Redner darum ging, auf einen möglichen Unterschied, der anhand zeitlicher Abstände messbar ist, hinzuweisen. Der Kontext der Wahlen war dabei der Grenzpunkt für den Redner. Es war jedoch nicht zwingend notwendig, dass der Redner auf Unterschiede hinweisen muss (z.B.: „Die NPD hat vor den Wahlen versucht, so viele Wahlhelfer wie möglich zu finden.“). Der denkbare Umstand des Vergleiches („vor“ und „nach“) musste also erst noch belegt werden.

Die Vervollständigung der Sequenz zeigte, dass der eben genannte Vergleich immer noch nicht zwingend war. Allerdings wies Milbradt auf die, aus seiner Sicht, Tatsache hin, dass die NPD etwas verbarg. Mit diesem Hinweis griff er auf seine Demaskierung aus der Regierungserklärung zurück. Dabei ist es noch gar nicht notwendig gewesen, den Vergleich zwischen der Zeit vor und nach den Wahlen zu eröffnen. Allein die Tatsache, dass er zu wissen glaubte, dass die NPD etwas verbarg, zeigte ihn als Akteur mit dem nötigen Wissen und der Macht, dieses Wissen zur Entlarvung einzusetzen.

Die Fallstruktur bestätigte diese Interpretation, wie folgendes Zitat exemplarisch nachwies: *„Jetzt ist sie im Landtag und missbraucht die parlamentarischen Rechte um ihre Ideologie ungeschminkt zu verbreiten.“* (Milbradt 2005, o.S.). Milbradt griff auf seinen von ihm vertretenen Entwurf der Strategie zurück und forderte das aktive Entgegenstellen. Gerade durch die vorherige Positionierung Biedenkopfs wirkte dieser Verweis Milbradts doppelt stark. Er sah es als notwendig an, Eigeninitiative zu zeigen. Die Rolle des Demokraten würde damit nicht zum „verachtenden Schweigenden“ reduziert. Für Milbradt wäre dessen Rolle, die eines aktiven Verteidigers der Demokratie und nicht die des schweigenden Provokateurs. Gelassenheit im Sinne einer reinen Beobachterposition war nicht Milbradts gebotenes Ziel.

In der Regierungserklärung begann Milbradt die doppelte Umsetzung des Strategieansatzes. Auch hier setzte er dies fort. Milbradt forderte nicht nur die Anderen, Kollegen und Gesellschaft auf, nach seinem Handlungsmuster zu wirken, sondern er agierte selber als Demaskierer.

Die Maske, welche die CDU der NPD zusprach, deklarierte vor allem ein bürgerliches Gesicht. Daran machte die CDU den Widerspruch fest und darüber musste die Öffentlichkeit aufgeklärt werden, so das christdemokratische Verständnis. Frei nach dem Motto: „Die NPD ist nicht so

bürgerlich wie sie tut. Bürgerlich sind vor allem wir.“

Die Frage, die sich daraus ableitete, war die Demaskierung auch Zweck zur Unterbindung einer möglichen bürgerlichen Parteienkonkurrenz?

Ja, denn die NPD zeigt sich mit einem bürgerlichen Antlitz weniger gefährlich, als mit radikalen Parolen. Sie ist somit auch für breitere Wählerschichten wählbar und damit potentiell auch für bisherige Wähler der CDU.

Anhand der unmittelbar vorher geschehenen „Bombenholocaust“-Äußerungen von den NPD-Abgeordneten Apfel und Gansel (vgl. PIPr. 4/8, S. 460 ff.) in Bezug auf die Bombardierung Dresdens, verwies Milbradt auf das Antlitz hinter dem bürgerlichen Anschein, dem sie sich bis dato im Landtag gaben. Anhand dieses Vorfalles sah Milbradt das bürgerliche Tun vor allem als Fassade an (vgl. Milbradt 2005, o.S.).

Darauf hinzuweisen und den Unterschied zwischen Fassade und Wirklichkeit dahinter zu markieren, sah er als aktive Demaskierung an.

Im Laufe der Legislatur waren verschiedene Elemente der Demaskierung erkennbar. Milbradt ging es in erster Linie darum aufzuzeigen, dass die Rechtsextremen demokratische Werkzeuge beanspruchen, um eine undemokratische Ordnung zu installieren. Außerdem war ihm wichtig, die Gefahr zu beachten und für alle sichtbar zu machen, dass hinter einer bürgerlich-demokratischen Fassade auch eine radikal undemokratische Wahrheit stecken kann.

#### 7.1.2.4 Hähles Vertiefung der Fremdentlarung

Eine Vertiefung des strategischen Ansatzes fand durch Hähle statt. Der Fraktionsvorsitzende der CDU nahm in seiner Rede (vgl. 2005, PIPr. 4/10, S. 664 ff.) Stellung zur beantragten Forderung der NPD, anlässlich der Bombardierung Dresdens eine Landesstiftung zur Erinnerung und einen offiziellen Gedenktag einzurichten (vgl. Drs. 4/0473). Hier waren die demaskierungsstrategischen Bemühungen vor allem auf die historischen Sichtweisen orientiert, gleichsam aber auch von einer moralischen Selbsterhöhung charakterisiert. Exemplarisch hierfür steht die Eingangsansprache an den Antragsteller: *„Sie müssen jetzt schon noch einmal aushalten, was wir zu Ihrem Antrag zu sagen haben.“* (ebd., S. 664).

Durch die Lesartenbildung, war es möglich diesen behelrenden Ton empirisch zu belegen. Die Ausgangssequenz („Sie müssen“) kann grundsätzlich für viele Zusammenhänge stehen. Die Zustandsbeschreibung (z.B.: „Sie müssen noch ein Tor schießen.“) war dabei ebenso möglich wie eine Aufforderung (z.B.: „Sie müssen jetzt sterben, um Schlimmeres zu verhindern!“) oder auch die Verneinung einer Aufforderung (z.B.: „Sie müssen gar nichts, außer Sterben.“). Dabei

war klar, dass Feststellung und Aufforderung auch einhergehen können. Durch den Ausdruck des Absoluten, des Müssens, gegenüber dem Anderen, erhalten Feststellung und/oder Aufforderung die Note des Behelrenden. Verstärkt wird diese Deutung durch die Erweiterung der Sequenz („schon noch einmal aushalten“). Hähle forderte den Gegenüber auf, etwas zum wiederholten Male zu ertragen. Das behelrende Element wurde nicht aufgelöst, sondern unterstrichen, in dem Hähle sagte, was der andere tun müsse.

Im weiteren Verlauf des Falles bestätigte sich vor allem das behelrende Element, als dasjenige, welches unterschwellig fortführend vorhanden war. Hähle zog u.a. historische Zahlen der Bombenangriffe Deutschlands und Englands zu Rate, um den Antragsteller „aufzuklären“. Er griff auf eine historische Demaskierung zurück und baute so einen kausalen Zusammenhang, zwischen Ursache und Reaktion auf.

Darüber hinaus erfolgte nicht nur die offene Verneinung des NPD-Anliegens, sondern gleichsam auch die Ablehnung der biederkopfschen Strategievorgabe der „schweigenden Verachtung“. Hähle sagte mit seiner Stellungnahme eindeutig „Nein!“ und will dieses auch öffentlich sichtbar wissen.

Hähle wies in seiner Demaskierung darauf hin, dass die NPD sich selbst durch Äußerungen verraten hätte: *„Ihr Antrag kommt im Gewand des Biedermannes daher, aber in der Begründung verraten Sie sich.“* (ebd., S. 665).

Er machte damit auf eine mögliche Selbstentlarvung aufmerksam. Jedoch bedarf es erst der Hinwendung eines Gegenspielers, hier Hähle, um diese Selbstentlarvung sichtbar zu machen. Da dies durch den subjektiven Blick des Gegenspielers geschah, handelte es sich also weniger um eine tatsächliche Selbstentlarvung, denn vielmehr um eine Fremdentlarvung. Es blieb ja offen, ob sich die NPD wirklich selbst entlarvt hat. Hähle nahm dies, als subjektiver Betrachter, nur so wahr.

Tatsächlich trug die Partei sehr starke geschichtsrevisionistische Züge und vertrat diese auch stets.

Im objektiv hermeneutischen Sinne der Sequenzanalyse betrachtet, wies er hier auf eine Art „Bekleidung“ hin, die einen bestimmten symbolischen Zweck erfüllt. Sie soll nach „Biedermann“ aussehen und wirken. Er griff auf die gleiche Argumentationsbasis wie Milbradt in seiner Regierungserklärung zurück. Diese stellt sich demnach als konstantes und übergreifendes Muster heraus.

Eine unmittelbare Gefahr geht von einem spießigen Kleinbürger in der Regel nicht aus, vielmehr wirkt er in seiner Lebenseinrichtung brav und harmlos. Diese Attitüde unterstellte Hähle dem Antrag der NPD. Gleichwohl enthielt diese Zuschreibung keinen negativen Duktus von Seiten Hähles. Jedoch wurde der Antrag durch die Zuschreibung des bieder männlichen herabgesetzt, da er das Bild einer veralteten Ansicht bestimmter Dinge vermittelte.

Die Herabsetzung wurde noch einmal verstärkt durch die „Entmäntelung“, die Hähle vornahm. Er wies auf den Selbstverrat des Antrags hin, genauer dem Verrat durch die Begründung zum Antrag. Auch hier ließe sich also vermuten, es handle sich um eine Selbstentlarvung der NPD. Allerdings schrieb Hähle der Partei nicht nur die Maske des Biedermanns zu, sondern riss sie ihr im gleichen Augenblick auch ab. Dies allerdings in dem er auf die „eigenen Fehler“ der NPD aufmerksam machte. Eingebettet war die Fehlerbenennung in der selektiven Schuld-wahrnehmung der NPD, in Bezug auf Ursache und Reaktion für die Luftangriffe auf Dresden. Hieraus gründete sich ebenfalls ein emotionaler Zugang des Redners, der diese Schuld-differenzierung und -auslassung als empörend empfand. Durch den emotionalen Zugang wurde die Abneigung des Redners transparent und plakativ, gleichzeitig jedoch auch vertieft (vgl. Hähle 2005, PlPr. 4/10, S. 665 f.).

Die o.g. moralische Selbsterhöhung gründete sich aus mehreren Deutungen heraus. Von Beginn an setzte Hähle einen belehrenden Ton gegenüber den Antragstellern ein. Dieser war noch nicht einmal thematisch begründet, als vielmehr von grundsätzlicher, Rahmen schaffender Natur. Dadurch gab er den Grundtenor für die Rede vor.

Die erwähnte und von Hähle verurteilte Schuld-differenzierung gründete auf einem Verständnis, dass dieser Vorgang einer von ihm gewollten Versöhnung nicht zuträglich sei, sondern alte Wunden stets aufs Neue aufreißt.

Das Motiv des Redners folgte einem Verständnis von Versöhnung, das nur durch die beidseitige Einsicht<sup>25</sup> von eigener Schuld zur Vollendung kommen kann. Den religiösen Bezug brachte Hähle sehr direkt ein, indem er davon sprach, dass vor allem „*wir als Christen*“ (ebd., S. 666) um die Bedeutung von Versöhnung wüssten. Es sei ihnen bewusst, dass die Voraussetzung dafür das Eingeständnis von eigener Schuld sei (vgl. ebd., S. 665 f.). Die Betonung auf eine mehrheitliche und gruppenbezogene religiöse Prägung und das damit verbundene Verständnis von Schuld- anerkennung als Voraussetzung von Versöhnung, haben zwei Aspekte. Durch die Lesartenbildung und Deutung ebensolcher Sequenzen, konnte herausgefiltert werden, dass einerseits ein innerer Zirkel gebildet wurde, der auch jene ausschließt, die sich vorher mehrheitlich zustimmend zur Rede gezeigt haben (respektive Grüne und PDS, die mehrheitlich nicht religiös geprägt sind<sup>26</sup>). Dieser innere Zirkel griff, laut Hähle, auf das exklusive Wissen zurück. Andererseits kam es zusätzlich zur bisherigen Selbsterhöhung, aufgrund sachlicher Überlegenheit, zu einer moralischen Erhöhung, die in der Reflektion und Inanspruchnahme ethischer Grundsätze begründet liegt.

Jedoch wurde mit der christlich motivierten Selbsterhöhung auch ein Charakteristikum kon-

---

<sup>25</sup> „Beidseitige Einsicht“ meint hier, die Erkenntnis beider an der Zerstörung Dresdens beteiligter Nationen – Deutschland als Urheber des Krieges und England als Alliierte.

<sup>26</sup> Dennoch gibt es auch hier religiöse Strömungen, wie z.B. die „AG Christinnen und Christen in der LINKEN“ (vgl. Die Linke 2012, o.S.) oder die „LAG Christinnen und Christen“ der Grünen (vgl. Bündnis 90/Die Grünen Sachsen 2012, o.S.).

servativer Politik sichtbar, nämlich der Rückzug auf die religiösen Wurzeln des Selbstverständnisses. Hier erhielt das strategische Vorgehen einen spezifischen CDU-Charakter, denn durch das explizite Berufen auf das Christentum, welches zudem eine feste programmatische Verankerung vorweist, bekannte sich Hähle zum konfessionell gebundenen Urverständnis der Partei.

Die Meinung bzgl. der Geschichtswahrnehmung und kritischen Betrachtung von Schuldaufwiegung war allgemein hin und objektiv betrachtet als moralisch richtig zu betrachten. Allein darum ging es an diesem Punkt der Analyse nicht. Durch die Implementierung von moralischen Wertmaßstäben zur Bewertung einer politischen Sachfrage, war schnell die Gefahr gegeben, sich durch die eigene Moral dem anderen gegenüber als höherwertig zu empfinden. Die eigene Moral wird natürlicherweise als die richtige empfunden.

Die Selbsterhöhung hatte noch eine zweite Ebene. Durch die Tatsache der „Erkennung“ des Gegners und seines Mäntelchens ala Biedermeier, präsentierte sich der Redner erneut als Wissender. Gleichzeitig demonstrierte er auch Macht, in dem er dem politischen Gegner den Mantel entriss und ihn bloßstellte. Auch hier ging es nicht um die Bewertung, ob dies als gut oder schlecht zu betrachten war. Es ging einzig um die Darlegung bestimmter Machtprozesse, die in die strategische Umsetzung einer Demaskierung hinein spielen.

Durch den parallel verlaufenden Kontext der moralischen Selbsterhöhung und des belehrenden Tons wurde diese Feststellung deutlicher.

#### 7.1.2.5 Weitere Fälle der Demaskierung

Rohwer bot in seiner Rede zur Auflage eines Programms gegen rechtsorientierte Einstellungen und kulturelle Verhaltensmuster bei Jugendlichen, Antrag PDS, (vgl. 2004, PlPr. 4/5, S. 275 ff.) andere Variationen an.

Er entlarvte die NPD vor allem in ihrer Absicht, bestimmte Werte zu missbrauchen. Werte, die einen allgemeingültigen Anspruch hätten, bekämen nun einen rechtsextremen Touch und würden falsch gedeutet. Dabei sei an diesen Werten generell nichts Negatives zu beanstanden. Dem Redner ging es aber nur zu Beginn um allgemeine Grundwerte, wie Meinungsfreiheit und die Würde des Anderen. Später kamen noch urkonservative Werte wie Treue, Stolz und Tugend hinzu, verbunden mit einer Emotionalisierung des Redners (vgl. ebd.). Eine Vertiefung dieser Variante wird im Kapitel um die Wertedebatte (vgl. S. 200 ff.) erfolgen. Gleichwohl bleibt ersichtlich, dass es der CDU hier nicht nur um die Fremdentlarvung zum demokratischen Nutzen ging, sondern um die Demaskierung bezüglich ihres eigenen Nutzens.

Die Fortsetzung der fremdentlarvenden Demaskierung fand auch durch den Staatsminister

Winkler in dessen Rede zu einem weltoffenen Sachsen statt (vgl. 2005, PIPr. 4/13, S. 886 ff.). Er jedoch spielte die Variante der sachlichkeitsbezogenen Fremdentlarung aus.

Er konzentrierte sich vor allem auf die wirtschaftlichen Ziele, welche von der NPD beansprucht wurden. Er versuchte sich zudem begrifflich abzusichern, in dem er seinen inhaltlichen Kernaussagen Definitionen vorausschickte. Auf diese bezog er sich im Laufe der Rede auch. Als Ziel dieses Verhaltens ließ sich deuten, dass er keine ideologisch gefärbte Auseinandersetzung üben wollte, sondern eine inhaltlich stichhaltige. Während Milbradt mit seinem aus Schamgefühl motivierten Handeln eine emotionale Komponente einbrachte und Rohwer diese fortführte, fand selbiges bei Winkler nicht statt. Er war um eine sachliche Demaskierung bemüht, die ohne jeden emotionalen Zugang auskam. Ähnlich wie Milbradt ging er dabei auf den wirtschaftlichen Nutzen von Weltoffenheit ein: *„Dass Weltoffenheit nicht nur eine Frage der Einstellung zu Fremden, sondern gerade heute auch eine Frage des wirtschaftlichen Überlebens unseres Landes ist, das wissen wir auch.“* (ebd., S. 887).

Hier fand eine Hervorhebung des wirtschaftlichen Handlungsmotivs statt. Die Hervorhebung ließ sich sequenzanalytisch durch die Verwendung der Wortgruppe „sondern gerade heute auch“ feststellen. Die Lesartenbildung konnte nachweisen, dass hiermit explizit die Wichtigkeit des Folgenden angehoben wurde. Der nachfolgende Sachverhalt wurde so stärker ins Licht gerückt, als der vor ihm genannte. Die Präferenz pro Ökonomie zieht sich, objektiv hermeneutisch analytisch betrachtet, durch die gesamte Fallstruktur und ist somit sinngebend. Der Kern des ökonomisch geprägten Handelns wurde ersichtlich.

Anhand dieser Grundprägung seiner Herangehensweise versuchte er die wirtschaftliche Programmatik der NPD zu sezieren. Die „raumorientierte Volkswirtschaft“ passe nicht ins Konzept einer ökonomisch weltoffenen Gesellschaft, gleichwohl dieses auch nie von der NPD behauptet oder in Anspruch genommen wurde (vgl. NPD 2010, o.S.).

Die Demaskierung setzte hier an einem Punkt an, wo es nichts zu demaskieren gab. Die NPD, als parteipolitische Vertretung des Rechtsextremismus, setzte sich eine welt- und wirtschaftsoffene Maske *gar nicht* auf. Eine wirtschaftspolitische Entlarvung wirkte hier künstlich. Allenfalls ließe sich das Verhalten als wirtschaftspolitische Gegenargumentation zu den rechtsextremen Ökonomievorstellungen einordnen.

Winkler fand aber noch einen anderen Zugang zur Fremdentlarung. Er spielte auf den demokratischen Charakter der NPD an, in dem er deren geplante Umwälzung des Systems kritisierte. Hier zitierte er den damaligen NPD-Vorsitzenden Voigt aus einem Interview mit der Zeitschrift „Junge Freiheit“. Die dort verlautete Absicht, das System der BRD durch revolutionäre Aktivitäten zu verändern, empfand Winkler als undemokratisch (vgl. 2005, PIPr. 4/13, S. 887).

Er begann Äußerungen von Vertretern des Rechtsextremismus in seine Gegenargumentation einzubauen. Er hielt ihnen einen Spiegel vor. Was jedoch fehlte, war das Ausreizen der Argu-



mentation. Er unterließ es, den antidemokratischen Charakter einer wie auch immer gearteten Revolution hervor zu heben. Ebenso ging er nicht darauf ein, die Bemühungen um eine Umwälzung des Systems in einen Kontext zu stellen, mit einem möglicherweise manipulierenden Demokratiebild der NPD.

Somit ließen sich die Demaskierungsansätze vor allem so deuten, dass zwar ein Bemühen vorhanden war. Dieses grenzte sich aber von anderen vor allem durch die Sachlichkeitsorientierung ab. Allerdings fand keine Darstellung einer charakteristischen Gegenüberstellung zwischen scheinbarem „Trugbild NPD“ und dem dahinter sich versteckenden „wirklichem Gesicht“ statt.

Anhand eines weiteren Beispiels wurde eine zusätzliche charakteristische Konstellation für den Unterschied zwischen Selbst- und Fremdentlarung deutlich. Der eigens zu erbringende Anteil an einer Fremdentlarung bzw. das Ausbleiben dieses bei Selbstentlarung war entscheidend für die Differenzierung der beiden Strategieansätze. Dieser Anteil lief vor allem auf das eigene Wissen hinaus. Bei allen bisherigen Beispielen konnte festgestellt werden, dass die Akteure die NPD vor allem deshalb aktiv demaskiert haben, weil sie über ein bestimmtes Rahmenwissen verfügten.

Beim Abgeordneten Schiemann (vgl. 2006, PlPr. 4/42, S. 3283 f.) wurde dies deutlich, da es hier zur Demaskierung aufgrund von eigenem Wissen nicht kam. Zwar griff auch er auf das Instrument der „Entmäntelung“ zurück, jedoch offenbarten sich vorher große Wissenslücken. Er offenbarte bei seiner Stellungnahme zur „Bekämpfung des Rechtsextremismus“ (Drs. 4/4141) Schwächen in der Kenntnis zur Gewaltaffinität des Rechtsextremismus. In seinem „*Erstaunen und Erschrecken*“ (ebd., S. 3284) über die Gewaltbejahung seitens der NPD lagen zwei Dinge. Einerseits die Zuschreibung der NPD als gewaltaffin, andererseits aber auch eine offenkundige Überraschung darüber. Er offenbarte eine fehlende Sachkenntnis, einmal über das Phänomen Rechtsextremismus an sich, zum anderen auch über die Strukturen und Vernetzungen der NPD. Der Akteur Schiemann gab also durch diese Unkenntnis über die tatsächlichen Abläufe innerhalb des rechtsextremen Spektrums zu verstehen, dass er für die Entlarung nicht verantwortlich ist. Vielmehr habe sich die NPD an dieser Stelle, durch die fehlende Distanzierung von Gewalt selbst offenbart. Allein diese Feststellung blieb Schiemann.

Zwar haben auch o.g. Redner zum Teil auf eine mögliche Selbstentlarung der NPD hingewiesen. Jedoch war dies stets mit eigenem Sachwissen unterfüttert. Damit stellte der Hinweis zur Selbstentlarung tatsächlich nur einen rhetorischen Schachzug dar.

Der markante Unterschied zwischen den o.g. Rednern und Schiemann war somit das

tatsächlich vorhandene Wissen bzw. Nicht-Wissen. Schiemann begab sich unfreiwillig auf den Folgeweg des strategischen Ansatzes von Biedenkopf. Unfreiwillig, weil ein offenes Bekenntnis dazu fehlte.

Die Demaskierung im Sinne der Fremdentlarung bleibt jedoch die konstanteste Art der direkten Auseinandersetzung und zwar fast die gesamte Legislaturperiode hindurch.

Beispiel hierfür war auch die Art der Demaskierung seitens Rohwer (vgl. 2006, PlPr. 4/63, S. 5021 f.). Er generierte diese nicht aus einer möglichen ideologischen Differenz heraus, sondern aus der Reflexion von realem Verhalten des Rechtsextremismus in persona der NPD.

Der Anlass war die Diskussion um den „Erhalt der Bundesförderung von Projekten gegen Rechtsextremismus in vollem Umfang“ (Drs. 4/6435), einem Antrag der Linksfraktion. Dem Anlass der Rede wurde nur anfänglich Platz gegeben. Die Auseinandersetzung mit dem Antragsteller erfolgte auf sehr sachlicher Ebene.

Gleichwohl wurde der Antragsteller in den Kontext des Extremismus einbezogen. Allerdings weniger auf allgemeiner Ebene, sondern differenziert durch die Vereinnahmung von linksextremistischen Straftaten. Das bedeutet, dass die Eröffnung der Extremismusdebatte weniger auf den Antragsteller ausgerichtet war, als vielmehr auf ein grundsätzliches Extremismusverständnis. Hiermit wird der Linksfraktion zuweilen die Berechtigung abgesprochen, sich gegen Rechtsextremismus zu positionieren (vgl. 7.2.1, S. 181 ff.).

Die Hauptaussage der Rede lag aber in der Positionierung gegen den Rechtsextremismus. Diese Aussage war sehr breit angelegt und nahm die Mehrheit der Redezeit ein. Somit ist offenkundig, dass Rohwer an einer tieferen Auseinandersetzung zum Thema gelegen war.

Rohwer versuchte Ambivalenzen innerhalb der NPD-Artikulation aufzuzeigen. Dabei wollte er sie als grundsätzliche Lügner darstellen. Konkret versuchte er das bei der Gegenüberstellung von Forderungen zur Verwendung von Steuergeldern und einem möglichen Fehlverhalten der NPD bzgl. der Wahlkampffinanzierung in Mecklenburg-Vorpommern mit Geldern aus sächsischer Parteienfinanzierung. Hier stellte Rohwer also das Bild der NPD als „Schutzpartei“ für Steuerzahler gegenüber mit dem realen Verhalten, der Zweckentfremdung von Steuergeldern. Er nahm ihr damit die Maske der „Schutzpartei“ ab (vgl. 2006, PlPr. 4/63, S. 5021 f.).

Die Quintessenz, die sich daraus ergab, war die Darstellung der NPD als Lügner. Die damit nicht mögliche Einschätzung über ihre tatsächliche Glaubwürdigkeit für den Wähler, machte sie zur Gefahr für Deutschland.

Die Fortsetzung der Demaskierung fand anhand eigener Aussagen der NPD statt. Rohwer versuchte so die Aussagen in einen bestimmten Kontext zu setzen. Er deckte weniger etwas Verschleierte auf, vielmehr produzierte er ein „In-Beziehung-Setzen“ des Handelns der NPD. Erst dadurch gewann die Fremdentlarung an definitorischer Schärfe.

Nicht das alleinige Aufzeigen eines bestimmten Verhaltens oder bestimmter Aussagen genügt immer. Die Konstruierung der Bedeutung dessen für einen größeren Kontext ist wichtig.

Die Demaskierung der NPD anhand ihrer eigenen Aussagen, hatte zudem noch einen weiteren Effekt. Die Demaskierung sollte nicht allein anhand *möglicher* ideologischer Gegensätze erfolgen, sondern mithilfe *tatsächlicher* Widersprüche. Vielmehr noch, Widersprüche, die als tatsächliche *präsentiert* werden. Diese werden so greifbarer für den Betrachter. Sinn der hiesigen Demaskierung bei Rohwer war die Begründung der Notwendigkeit von Gegenprogrammen gegen Extremismus. Der Antrag der Linksfraktion wurde abgelehnt, da Rohwer sie dem extremen Spektrum zuordnete. Es erfolgte allerdings keine generelle Negierung von Gegenprogrammen (vgl. 2006, PIPr. 4/63, S. 5021 f.).

Weitere Beispiele wurden von Rohwer anhand der Positionen zum Iran und der Frage juristischer Regelung zum Kindesmissbrauch aufgezeigt. Er setzte die Demaskierung anhand des gewaltbejahenden bzw. gewaltakzeptierenden Gestus der NPD fort (vgl. ebd, S. 5023). Plastisch wurde dies durch eine Nebenbemerkung am Rande des Zitates zu NPD-Vorstandsmitglied Heise. Dieser wurde von Rohwer als Schläger beschrieben. Er trug so die individuelle Zuschreibung der Gewaltaffinität in den großen Kontext der Partei, die diese offenbar akzeptierte. Akzeptanz von Gewalt führt zur eigenen Charakterstruktur von Gewalt, so die demaskierende Logik von Rohwer. Auch hier fand wieder die Konstruktion einer Deutung statt und deren Einbettung in einen übergeordneten Kontext.

Auffällig war die öfter vorkommende Verwendung des Begriffes der Selbstentlarvung seitens der CDU-Akteure. Auch durch Haas (vgl. 2007, PIPr. 4/74, S. 6177) fand dies statt. Haas handelte im Kontext des NPD-Antrages zur Abschiebung von Anna d. A. (Drs. 4/8188). Hier forderte die NPD primär die Rechtsstaatlichkeit ein, also die Inanspruchnahme bestehender Gesetzmäßigkeiten.

Haas wies auf die Selbstentlarvung der NPD als totalitären Akteur hin. Dies sei ihr eigenes Zutun gewesen. Tatsächlich jedoch ordnete erst die Abgeordnete Haas das Verhalten der NPD als totalitär ein. Dieses Verhalten widersprach dem nicht-totalitären, welches sie vorher definierte. Dieses Deuten, Einordnen und Bewerten, mit der daraus folgenden Schlussfolgerung diente dem Bild der Fremdentlarvung. Die NPD und ihr Verhalten war nicht das Objekt der Betrachtung (Selbstentlarvung), sondern Objekt der Bearbeitung (Fremdentlarvung).

Haas folgte also nicht dem Prinzip des Ignorierens und damit des Provozierens seitens der demokratischen Akteure. Vielmehr wies sie direkt auf das von ihr wahrgenommene Fehlverhalten hin. Der NPD blieb also gar kein Raum auf die Provokation aufgrund Ignoranz zu reagieren und sich daraufhin völlig zu entblößen.

Die Fortsetzung der Demaskierung war wie ein roter Faden innerhalb der Marginalisierungsargumentation. Dabei ließ sie in der zweiten Hälfte der Legislaturperiode merklich nach und tauchte nur noch in vier Fällen auf.

Milbradt (2007) folgte dabei ebenfalls den bisherigen Mustern. Er stellte in seiner Eröffnungsrede zum Kommunalforum in Riesa eine Konstanz zu seinem bisherigen Verhalten dar. Die Demaskierung der Rechtsextremen, im Speziellen der NPD, sei Teil eines offensiven Umgangs mit dem Thema.

Dabei ging er als erster Mann im Land wieder voran. Er offenbarte ebenfalls die Lügen der NPD und wies auf ein zweiseitiges Verhalten hin. Hintergrund waren die Parolen „Ausländer raus!“ auf der einen Seite und die Produktion der NPD-Werbeartikel in Polen und Litauen (vgl. Milbradt 2007, S. 3).

Milbradt erkannte hier einen Widerspruch. Diesen sah er in der Abneigung gegenüber Ausländern und der gleichzeitigen Inanspruchnahme ausländischer Produktionen, also einer ökonomischen Vorteilnahme durch kostengünstigere Herstellung außerhalb des Landes.

Daraus leitete er einen egoistischen Kern der NPD ab. Ihr ging es quasi nicht um das Volk, sondern vor allem um die ökonomische Effizienz für sich selbst.

Auch hier wurde eine vermeintliche Maskierung anhand realer Tatsachen aufgedeckt und entfernt. Damit fand erneut keine ideologische, sondern eine sachliche Auseinandersetzung statt.

Seidel (vgl. 2008, PlPr. 4/104, S. 8655 f.) hingegen folgte einem ähnlichen Ansatz wie Haas: Hinweisen auf die vermeintliche Selbstentlarvung, die jedoch keine war. Entlarvt wurde durch den CDU-Akteur. Von Selbstentlarvung kann hier nur im rhetorischen Sinne gesprochen werden.

Hintergrund war ein ähnliches Thema wie bei Haas. Es handelte sich ebenfalls um einen Antrag der NPD mit Titel „Geltendes Ausländerrecht konsequent anwenden – Artur T. Abschieben!“ (Drs. 4/11729).

Seidels Demaskierung wurde in dem Moment deutlich, als er von „wahren Absichten“ sprach, die er im Handeln der NPD erkannte. Dem Hinweis auf Wahrheit ist implizit, dass diese bis dato nicht ersichtlich war. Hieraus ergaben sich die Notwendigkeit der Offenlegung und gleichzeitig die Feststellung, dass dem Betrachter etwas anderes gezeigt wurde.

Allerdings blieb er in der Gegenüberstellung zwischen Maske und Realität sparsam. Vielmehr zeigte er sich darauf fixiert, dass der rassistische Charakter der NPD bereits in der Überschrift und der Forderung nach Abschiebung ersichtlich würde (vgl. ebd., S. 8656).

Allerdings wurde in der weiteren Fallstruktur eine Relativierung deutlich. Zwar nicht in der Verbindung zwischen Rassismus und Abschiebeforderung, aber in der eigenen Position zur Abschiebung. Aus der alleinigen Betrachtung der Abschiebungsforderung als rassistisches

Element könnte schnell der Eindruck entstehen, dass Seidel die Abschiebung generell abgelehnt hätte. Dies war jedoch nicht der Fall. Tatsächlich reduzierte sich im späteren Fallverlauf die Ablehnung der NPD-Position vor allem darauf, dass es noch keinen gültigen Rechtsspruch über diesen Sachverhalt gab. Tatsächlich galt Seidel also nicht die Forderung nach Abschiebung als rassistisch, sondern eine Abschiebung ohne rechtliche Basis (vgl. 2008, PlPr. 4/104, S. 8656). Der Umkehrschluss, der sich daraus ableitet, lautet: Ist die rechtliche Basis gelegt, spricht einer Abschiebung nichts entgegen.

Seidel ging es somit um den Unterschied zwischen rechtsstaatlicher Abschiebung und politisch-motivierter Abschiebung. Letztere sah er im Handeln der NPD.

Es zeigte sich somit die Tendenz, dass die CDU nicht grundsätzlich gegen Abschiebung war. Ihren politischen Willen wollte sie aber durch rechtliche Normen abgesichert wissen. Hier deutet sich eine Primärorientierung an Gesetzmäßigkeiten bzw. der Judikative an.

Die Demaskierung wurde in zwei weiteren Fällen fortgeführt. Im Jahr 2009 wurde im Landtag des Thema „Rechtsextremismus in Sachsen“ (Drs. 4/13281) behandelt. Dabei traten seitens der CDU der Abgeordnete Volker Bandmann und Albrecht Buttolo, Staatsminister des Innern, auf. In beiden Reden tauchte die Demaskierung jedoch nur noch rudimentär auf (vgl. 2009, PlPr. 4/130, S. 10917 ff., 10929 ff.).

Daran ließen sich zwei Dinge ablesen. Erstens die Intensität demaskierender Bemühungen ließen merklich nach. Während die rhetorische Entzauberung des politischen Gegners in den vorherigen Jahren einen absoluten Schwerpunkt innerhalb der Reden einnahm, verflachten diese Bemühungen zusehends. Daraus wiederum lässt sich Zweitens ableiten. Im Wahljahr konzentrierten sich die Christdemokraten auf mögliche andere Strategien zum Thema Rechtsextremismus. Folglich kam es zur Schwerpunktverschiebung innerhalb der strategischen Auseinandersetzung mit dem Thema Rechtsextremismus.

Dies könnte zwei Ursachen haben. Eine mögliche erste wäre, dass der Rahmen für demaskierende Bemühungen ausgeschöpft erschien. Möglicherweise war dies für die CDU zum damaligen Zeitpunkt kein zwingend geeignetes Mittel mehr, der Gefahr, die ihr von Rechtsaußen droht, zu begegnen.

Eine zweite Ursache lag möglicherweise darin verborgen, dass in Anbetracht der Wahlen anderen Strategien ein stärkeres Gewicht verliehen werden sollte.

Diese zwei Ursachenthesen müssen an der Exploration weiterer Strategien überprüft werden und können somit an dieser Stelle nicht vollends bejaht oder verneint respektive bewiesen oder widerlegt werden. Erst im Vergleich der möglicherweise verschiedenen Strategien miteinander ergibt sich ein homogen zu betrachtendes Bild.

Beide Ursachen sind jedoch unter der Tatsache zu berücksichtigen, dass die politischen Aktionen innerhalb dieser Zeit unter dem Einfluss einer anderen Sichtbarkeit stehen. Nämlich in Anbetracht der bevorstehenden Wahlen. Wird diese Tatsache, der erhöhten Wahrnehmung politischer Aktivitäten und Abgrenzungen mit einbezogen, erhält die Schwerpunktverschiebung von Strategien eine zusätzliche Note. Diese muss in der Gesamtbetrachtung der strategischen Handlungen zwingend mit beachtet werden.

#### 7.1.2.6 Analyse der Strategieelemente

Um nun festzustellen, ob es sich bei den dargelegten Handlungen, um strategische handelt, und ob eine Strategie erkennbar ist, werden die textanalytischen Ergebnisse mit den Strategieelementen in Beziehung gesetzt.

##### *Strategisches Ziel*

Der CDU ging es darum, öffentlich über die NPD aufzuklären. Sie hat in der NPD, die sie als *den* Akteur des Rechtsextremismus verstand, den „Wolf im Schafspelz“ erkannt und wollte ihr nun diese Maske herunter reißen. Artikulierter Sinn dieser Aktion war dabei einerseits die gesellschaftliche Wahrnehmung eines doppelseitigen Bildes der NPD. Andererseits aber auch die Vermittlung des Bildes der CDU. Denn jede Aktion *gegen* etwas, hat auch immer Auswirkungen auf das eigene Abbild.

Die CDU präsentierte sich dabei ebenfalls mit zwei Motiven. Die erste betraf das Selbstbild als Akteur, der voran geht. In ihrem symbolischen Handeln waren die einzelnen CDU-Repräsentanten sehr aktiv im demaskierenden Gestus. Sie forderten diese Strategie nicht nur ein, sondern sie legten aus ihrem politischen Standfeld heraus auch selbst Hand an. Hier zeigte sich die Zielmotivation der Vermittlung des zupackenden Akteurs, mit dem Zweck die Wählbarkeit in den Augen des Wählers zumindest konstant zu halten.

Das zweite Motiv bezog sich dabei auf die NPD direkt. Die CDU artikulierte in ihren Beiträgen eine von ihr wahrgenommene Gefahr, die von den Rechtsextremen ausgeht. Sie wollte sich damit vom politischen Gegner distanzieren und ihn auch gewissermaßen delegitimieren, ob seiner Fähigkeiten politisch angemessen zu agieren.

Deutlich geworden ist zudem das Motiv aufgrund der Maske, die der NPD zugeschrieben wurde: ein bürgerliches Auftreten mit radikalem Hintergrund. Das wurde von der CDU ebenfalls als Gefahr empfunden. Sowohl in der Tatsache, dass der möglicherweise bürgerliche Charakter den Radikalen mehr Stimmen bringt, als auch, ganz natürlich, in Sorge um die eigene

Wählbarkeit. Denn als bürgerlich verstand sich ebenso die CDU. Die Demaskierung hatte also auch das Ziel, die eigene Zuschreibung als exklusiv zu erhalten.

### *Strategisches Mittel*

Das strategische Mittel, welches hier verwandt wurde, war Knackpunkt der innerparteilichen Abgrenzung zwischen den Eminenzen Milbradt und Biedenkopf sowie deren strategischen Ausrichtungen. Während Biedenkopf das „schweigende Verachten“ favorisiert, forderte Milbradt gleich zu Beginn der Legislatur, klar und deutlich, den *offensiven Umgang* mit den Rechtsextremen.

Er forderte dies nicht nur, sondern er handelte auch danach und mit ihm weitere Akteure der Partei, wie oben dargestellt.

Der Umgang mit dem Rechtsextremismus war unter der Fragestellung des strategischen Mittels von grundsätzlicher Bedeutung.

Nur mit einem tatsächlich offensiven Umgang ließ sich eine Fremdentlarung, im o.g. Sinne, auch tatsächlich umsetzen. Gleichwohl war es genauso logisch für die Variante Biedenkopfs, also die provozierte Selbstentlarung, einen defensiven Umgang zu wählen.

Dabei mag es nach außen hin keinen offen ausgetragenen Disput über die Richtung der Entlarung gegeben haben. Die Entscheidung zeigten demnach die Akteure im Sinne der Parteistrategie. Hier wurde deutlich, dass es innerhalb der Landespartei keine Mehrheit für den Ansatz Biedenkopfs gab. Weit vorher jedoch lag bereits das pikante Aufeinandertreffen Milbradts und Biedenkopfs bei der Feierlichkeit zur Befreiung des KZ Auschwitz. Auch hier wurde ein öffentlicher Disput über die strategische Ausrichtung nicht geführt.

Durch das hermeneutische Nachvollziehen der Fallstruktur und der späteren Deutung im Kontext der Rede, lässt sich dieser Konflikt dennoch gut nachzeichnen, auch wenn er nicht offen ausgetragen wurde.

Dass es innerhalb der Legislatur vor allem zur Umsetzung des offensiven Umgangs kam, ist ein klarer Verweis, welches strategische Mittel die Zuwendung der Partei fand, nämlich das des offensiven Umgangs mit dem Thema Rechtsextremismus.

Ein Verweis darf nicht fehlen. Die unterschiedliche Nachweisbarkeit der beiden strategischen Mittel stellt möglicherweise einen legitimen Zweifel am hier mit Präferenz versehenen offensiven Umgang dar. Dieser lässt sich leichter feststellen, als ein „Schweigen im Walde“. Hier soll aber auf die ursprüngliche Fragestellung zurück verwiesen werden. Welche Strategien weist die CDU beim Thema Rechtsextremismus auf? Daraus ergibt sich die Schlussfolgerung, dass das Thema Rechtsextremismus im Raum stehen muss, um eine Nachweisbarkeit möglicher

Strategien und deren Elemente vornehmen zu können.

Das schließt nicht aus, dass es in anderen Sachzusammenhängen, wie zum Beispiel Umwelt-, Kunst- oder Sportpolitik, nicht doch zum Mittel der „schweigenden Verachtung“ kam, sobald es rechtsextreme Stellungnahmen dazu gab. Ganz im Gegenteil scheint dies sogar absolut möglich. Allein aus dem rationalen Gesichtspunkt heraus, der Einsparung „sinnfreier“ Diskussionen und Beschäftigung mit politischen Vorschlägen, die aufgrund der parlamentarischen Mehrheit sowieso abgelehnt werden<sup>27</sup>.

### *Strategische Umwelt*

Für die Forderungen von Milbradt gab es innerhalb der Partei offensichtlich eine klare Mehrheit, sodass es im Vergleich zur Bildungsstrategie nicht wie von oben aufgebürdet wirkt, auch wenn die Strategie von ihm eingeführt wurde.

Die Mehrheit bezog sich nicht nur auf eine äußerlich zählbare, sondern sie war ausgefüllt mit tatsächlichem Agieren. Dadurch wurde die strategische Umwelt ebenfalls zum strategischen Akteur. Es war also für die erwählte Strategie auch die notwendige personelle Umwelt zur Umsetzung vorhanden.

Dies gab dem Element der strategischen Umwelt einen stärkenden Charakter für das Gesamtkonzept der Strategie. Denn diese wird nur lebbar, wenn die strategische Umwelt erstens vorhanden ist und zweitens auch im strategischen Sinne handelt.

Hinter der sichtbaren Umwelt steht im Sinne aktiver Parlamentarier im Kontext der Regierungsfraktion, auch der entsprechende Mitarbeiterschlüssel. Dieser ist mitverantwortlich für den inhaltlichen Auftritt der Akteure. Die Annahme erübrigt sich auch hier, dass Auftritte im Parlament vor einer Fachtagung oder einer Feierstunde einem situativ-reaktiven Handeln entsprechen. Gleichwohl gibt es immer Situationen, in denen reaktiv auf etwas eingegangen wird, so ist dieses Handeln doch immer eingebettet in eine inhaltliche Absicht oder wird von dieser zumindest wieder aufgefangen.

---

<sup>27</sup> Laut edas des Sächsischen Landtags wurden insgesamt 3500 parlamentarische Aktivitäten (z.B. Anträge, Anfrage, Wahlvorschläge, Gesetzesinitiativen etc.) seitens der NPD eingebracht (vgl. Parlamentsdokumentation des Landtages Sachsen 2013, o. S.). Eine Untersuchung all dieser Dokumente würde den Rahmen der Untersuchung sprengen.



Das strategische Kalkül im Sinne der Demaskierung lässt sich nicht direkt mit einer Strategie wie der vorhergehenden vergleichen. Grund ist die Ausrichtung als auch der Charakter der jeweiligen Strategie.

Während es sich bei dem Thema Bildung als Marginalisierungsstrategie durchaus um eine politische, programmatische Handlungsweise handelte, die gestalterische Folgen für das Land haben könnte, war es bei der Demaskierung anders gelagert.

Diese wäre in Form von Gesetzesinitiativen o.ä. verbindlichen Folgen für Land und dessen Struktur nicht umsetzbar. Hier ging es eher um eine eigene Handlungs- und Handlungsstrategie.

Das schleichende Ausklingen der Demaskierung als Inhalt in parlamentarischen Auftritten deutete im Umkehrschluss ebenfalls auf ein gewisses Kalkül hin.

Den Höhepunkt der demaskierenden Haltung gab es in den Jahren 2005 bis 2007. Also kurz nach dem sich die Partei gefasst und den Schock des NPD-Einzugs überwunden hatte. Diese Phase hielt bis zur Mitte der Legislatur und dem Antritt des neuen Ministerpräsidenten Tillich im Jahr 2007 an.

Ob die nachlassende Intensität mit dem Wechsel des Ministerpräsidenten direkt zusammenhing, ließ sich nicht nachweisen. Zwar gab es von ihm keinen vergleichbaren Auftritt zu Milbradt, aber der offene Umgang mit dem Thema Rechtsextremismus wurde nicht eingestellt.

Näher liegt die bereits o.g. These, dass die Demaskierung als besonders wirksam erachtet wurde, da das Thema Rechtsextremismus noch frisch und die Aufregung groß war. Nach drei Jahren war beides nicht mehr in der anfänglichen Intensität vorhanden. Zum Ende der Legislatur und im Angesicht der gewollten Wiederwahl ist es zudem denkbar, dass sich die Aktivitäten weniger auf eine Marginalisierungsstrategie, denn vielmehr auf eine Profilierungsstrategie konzentrieren.

### 7.1.3 Konstruktion einer Kollektivverantwortung

Im Laufe der untersuchten Legislatur kam es wiederholt zu Forderungen der Akteure, die eine Einbindung möglichst vieler Akteure in den Kampf gegen Rechtsextremismus enthielt. Doch wurde die Forderung nicht nur darauf beschränkt. Die Akteure konstruierten darüber hinaus eine Verantwortung des Kollektivs für das Kollektiv, die Gesellschaft. Der nachfolgende Begriff der kollektiven Verantwortung leitete sich aus dem Verständnis des Autors ab, dass für die Veränderung eines bestimmten Zustandes nicht ein Individuum allein verantwortlich ist, sondern eine Gruppe. Dabei muss noch nicht definiert sein, ob es sich um einen gesellschaftlichen Zustand handelt, der verändert wird. Die Gruppe ist durch ein gemeinsam

ausgerichtetes Ziel miteinander verbunden. Für die Erreichung des Zieles sollten alle Mitglieder des Kollektivs ihren Beitrag leisten. In welcher Intensität der Beitrag oder die Mitarbeit ausfällt ist allerdings zweitrangig bzw. wurde sie nicht näher beschrieben.

#### 7.1.3.1 Regierungserklärung von Milbradt

Milbradt gab diesbezüglich früh in der Legislatur eine definierte Richtung vor. In seiner Regierungserklärung (vgl. 2004, PlPr. 4/4, S. 164 ff.) öffnete er gleich zu Beginn den Rahmen des Kollektivs: „*Wir stehen am Beginn einer neuen Legislaturperiode.*“ (ebd., S. 164).

Wichtig für die Analyse war diese Stelle deshalb, weil sie unmittelbar nach der Anrede erfolgte und direkt einen Gruppenkontext öffnete. Die Einbindung der ersten Sequenz „Wir stehen“ in verschiedene Lesarten beförderte die Einsicht, dass Milbradt einen sozialen Kontext zwischen ihm und der Zuhörerschaft schaffen wollte. Gerade hier war die objektiv hermeneutische Sequenzanalyse von Nutzen. Die Differenzierung innerhalb verschiedener Lesarten und der Möglichkeit kontrastierende Gedankenbeispiele zu formulieren, machten es möglich, die Einsicht des Gruppenkontextes zu belegen. Milbradt formulierte nicht „Sie und ich stehen“, sondern setzte ganz bewusst auf das „Wir“. Diese Gegenüberstellung zeigte deutlich, dass im Gedankenbeispiel („Sie und ich stehen“) ein Distanzverhältnis deutlich wurde, zwei autarke/autonome Wesenseinheiten wurden benannt. Die Formulierung des „Wir“ hingegen geht von grundsätzlich *einem* sozialen Gebilde aus. Das Milbradt dies gleich in seinem ersten inhaltlichen Satz benannte, deutete auf die Präferenz der Gruppe als Akteur hin. Er sah sich als Teil der Gruppe und nicht als Alleinherrscher. Auch bei der Erweiterung der Sequenz um „am Beginn“ blieb der kollektive Rahmen bestehen. Nur das Ziel dieses Rahmens wurde sichtbarer. Vor dem Kollektiv lag etwas. Die Lesarten beförderten die Vermutung, dass hier eine Aufgabe benannt werden könnte oder ein zu „bearbeitendes Feld“. Das Gegenbeispiel „Wir stehen am Ende“ würde das komplette Gegenteil ausdrücken, nämlich den Verweis auf eine Rückschau, ein Resümee. Die Aufgabe wurde mit „einer neuen Legislaturperiode“ klar umschrieben. Milbradt verwies demnach auf das Aufgabenfeld, dass vor dem Kollektiv lag. Diese Feststellung ließ sich in der fortlaufenden Fallstruktur immer wieder nachweisen. Auch hier war der objektiv hermeneutische Blick vorteilhaft, die Sequenz innerhalb einer festen Fallstruktur zu betrachten und zu bewerten. Nur so ließ sich dieser Fall in der Analyse einordnen.

Wichtig war, wenn Milbradt diesen kollektiven Rahmen vorgab, ob dieser auch Bestand bezüglich des Rechtsextremismus hatte. Voraussetzung dafür war, dass eine Auseinandersetzung mit diesem Thema als Aufgabe verstanden wurde oder vielleicht auch nicht.

Der Sprung innerhalb des Textes ist daher gerechtfertigt, um zu überprüfen inwieweit das Kollektiv als Akteur in der Frage des Rechtsextremismus aktuell bleibt. Da wurde sichtbar, dass Milbradt, bevor er eine Aufgabe beschrieb und damit auch etwaige Akteure, selbst bereits handelte, nämlich in Form der unter 7.1.2 beschriebenen, emotional motivierten, Demaskierung.

Erst im folgenden Zitat kam es zur Verknüpfung eines individuellen und kollektiven Handelns: *„Kampf um die Parlamente‘ lautet die Strategie der NPD, aber wir werden alle Versuche, die Geschichte zu wiederholen, nicht zulassen.“* (Milbradt 2004, PlPr. 4/4, S. 166).

Er forderte hier nicht direkt. Er verwies vielmehr auf ein noch unbestimmtes Handeln des Kollektivs, dass mit Sicherheit umgesetzt werden würde. Mit dem Ausdruck des absoluten Verhinderns drückte er jedoch indirekt eine Forderung kollektiven Handelns aus. Er gab das Versprechen das eine erfolgreiche Strategieumsetzung der NPD nicht gelingen würde und zwar durch ein dagegen agierendes Kollektiv. Damit nahm er jene in die Pflicht, die innerhalb dieses „Wir-Verständnis“ sah. Diese Gruppe jedoch blieb ebenso diffus in ihrer konkreten Ausgestaltung, wie die Lastenteilung eines tatsächlichen Handelns. Diese wurde an dieser Stelle von ihm jedoch nicht präzisiert, sondern nur in ihrer Notwendigkeit angedeutet. Der objektiv hermeneutischen Strukturlogik folgend, band sich der Redner selbst mit ein und setzte als Gegenlösung zum Rechtsextremismus die Wehrhaftigkeit einer diffus konstruierten Gruppengemeinschaft ein.

Wie in den vorangegangenen Kapiteln bereits erwähnt, fand bei Milbradt das Eingeständnis einer emotionalen Bindung zum Einzug der NPD ins Parlament statt. Er fühlte persönliche Scham über den Erfolg der Partei. Dies verband sich mit der Forderung einer gemeinsamen Handlungsverantwortung. Hier muss die objektive Hermeneutik im Speziellen ansetzen. Denn es fand nicht nur die Möglichkeit einer breiten Einbindung im „Kampf gegen Rechts“ statt, sondern auch die Entschärfung des Selbstbildes des Politikers. Die meist als allmächtig inszenierte Figur des politischen Akteurs wurde so entzerrt. Nicht mehr er allein ist für die Geschehnisse des Landes verantwortlich, sondern womöglich alle seine Mitglieder. Womöglich deshalb, weil die Gruppe, von der Milbradt immer wieder sprach, nicht in ihrer Zusammensetzung konkretisiert wurde. Es kam zur Verschiebung bzw. Aufteilung einer Verantwortung.

Damit sollte auch die positive Einbindung der Gemeinschaft bewirkt werden. Die Annahme für die Deutung ist, dass die Schaffung eines Gruppengefühls die Bindung der Menschen zur Politik und ihr eigenes Verantwortungsgefühl gegenüber den Entwicklungen in der Gesellschaft erhöht.

Das Tun der Menschen für das Land wurde so in seinem Stellenwert maßgeblich erhöht. Sie werden sprichwörtlich „mit ins Boot“ geholt. Der Anteil am Ansehen von Sachsen wird auf eine

individuelle Ebene übertragen, denn plötzlich hat jeder etwas beizutragen und dieser Beitrag wird wertgeschätzt. Dazu kommt, dass nicht nur der Anteil am Ansehen des Landes eingefordert wird, sondern auch der zum Schutz der Demokratie.

Es fand eine Übertragung der persönlichen Verantwortung Milbradts, als Ministerpräsident, auf die Gesellschaft statt. Nicht nur der oberste Dienstherr des Landes sollte möglichst persönlich haften und handeln, sondern auch jeder Einzelne. Aus der Konstruktion der vielen Verantwortlichen entsteht dann das Kollektiv.

Bei Milbradt kam die Forderung nach einer Kollektivverantwortung nicht über den Stand des einer symbolischen Handlung hinaus. Die extensive Feinanalyse belegte zwar wiederholt die eben dargelegte Einbindung einer möglichst großen Gruppe. Wurde die Sequenzanalyse jedoch erweitert, stellte sich dar, dass konkrete Vorschläge oder zumindest Ansätze für faktisches Handeln der Gruppe fehlten. Milbradt übernahm also zuerst die Verantwortung für ein Handeln, übergab diese dann aber an eine begrifflich diffuse Massenebene, in der er selbst mit aufging.

Somit verblieb die Forderung von Milbradt auch mehr in der Stellung eines Gebotes, als in der tatsächlicher Handlungsvorschläge.

#### 7.1.3.2 Rohwers Gegenrede zum Antrag der PDS

Der Antrag der PDS hieß „Auflage eines Programms gegen rechtsorientierte Einstellungen und kulturelle Verhaltensmuster bei Jugendlichen“ (Drs. 4/0083). Rohwer nahm hierzu Stellung für die CDU. Er lehnte den Antrag ab, wies aber auch auf die Verantwortung des „Wir“ hin. Allerdings waren spürbare Veränderungen sichtbar (vgl. 2004, PlPr. 4/5, S. 275 ff.).

Es entwickelte sich die Einbindung aller möglichen Gesellschaftsmitglieder in ein verantwortungsvolles Handeln gegen Rechts zur Pflichtaufgabe. Zweierlei Dinge wurden aus dem Zitat *„Zivilcourage ist erste Bürgerpflicht“* (ebd., S. 276) und dessen Sequenzanalyse ersichtlich. Der Redner vermittelte dem Adressaten die „Mussleistung“ jedes Einzelnen. Eine Pflicht ist nicht etwas, das zur individuellen Wahl steht. Ihre Erfüllung steht nicht im Verhältnis einer Kann-Leistung. Die Diskussion darüber erübrigt sich genauso, wie dem Individuum nicht die Wahl darüber gelassen wird, ob es sich an einem kollektiven Handeln beteiligen möchte oder nicht. Als zweites wurde deutlich, dass diese Forderung, die Rohwer in den Raum stellte, einen Primärcharakter darstellt. Alle anderen möglichen Pflichten des Bürgers hätten sich der Zivilcourage unterzuordnen. Rohwer verließ damit den Pfad der freiwilligen Einbindung des Volkes. Er forderte vielmehr eine zu erbringende Leistung ein.

Zivilcourage wurde damit Pflicht. Sie entwickelte sich zum Grundrepertoire eines jeden Mitgliedes der demokratischen Gesellschaft. Der Umkehrschluss, der sich daraus ableitet

lautete: Wer keine Zivilcourage, aus welchen Gründen auch immer, zeigt, macht sich schuldig. Schuldig im Sinne der Pflichtverletzung.

Innerhalb der objektiv-hermeneutischen Gedankenspiele ließ sich noch eine weitere Schlussfolgerung ziehen: Wer dieser Bürgerpflicht nicht nachkommt, verletzt damit auch das Anrecht, auf die Zugehörigkeit zum Status des „Bürgers“. Für diese These fanden sich jedoch keine weiteren Hinweise im weiteren Ablauf der Textanalyse.

Allerdings trieb Rohwer die Zivilcourage auf die Ebene einer beinahe rechtlichen Verbindlichkeit. Individuelle Hemmnisse, die dazu führen, nicht couragiert zu agieren, wurden vom Redner nicht angesprochen und so unwillkürlich negiert.

Es fand im weiteren Verlauf des Falles keine Fortsetzung bzw. Auflösung seiner Forderung statt. Er glitt in der Frage nach Realisierung dieser Pflicht ab in Schuldzuweisungen gegenüber der PDS und deren, aus seiner Sicht, ideologischen Verblendung (vgl. Rohwer 2004, PlPr. 4/5, S. 276). Das bedeutete zunächst zweierlei. Zuerst, dass er die Bürgerpflicht „Zivilcourage“ als gegenwärtig nicht ausreichend vorhanden sah. Zivilcourage hatte in der aktuellen Situation der Debatte nicht den Stand, den er sich wünschte. Weiterhin bedeutet der Verlauf des Falles, dass er die Umsetzung vor allem durch entsprechende Reaktionen auf seine Schuldzuweisungen umgesetzt sehen wollte.

Er erhob damit eine doppelte Forderung zur Umsetzung einer Strategie der Kollektivverantwortung. Einerseits sollen die Bürger ihrer Pflicht nachkommen, andererseits der politische Gegner sein bisheriges, ideologisch geprägtes Handeln aufgeben.

Die Aufmerksamkeit auf das Tun der Anderen, ließ das eigene in den Hintergrund rücken. Rohwer konzentrierte sich sehr stark auf die Anderen, band sich selbst aber weniger stark in das Motiv der Kollektivverantwortung ein. Hier entstand eine klare Differenz zu Milbradt, der sich allein schon durch die Emotionalisierung des Schuldkontextes am NPD-Einzug näher am eigenen Entwurf zeigte und sich selbst mit hinein nahm.

### 7.1.3.3 Hähles Beitrag zur Kollektivverantwortung

Generell entstand ein Strategieentwurf der ersten Stunde in der Legislaturperiode. Auch von Hähle (vgl. 2005, o.S.) wurde dieses Gebot an die Zuhörer gerichtet. Die Betonung liegt dabei bewusst auf dem Wort „Gebot“, denn er schloß sich nicht der Forderung Rohwers nach Pflichterfüllung an. Der Beginn des Analyseprozesses begann an folgender Textstelle: *„Solchem Treiben kann nur der Abscheu aller demokratisch gesinnten Bürgerinnen und Bürger entgegen gesetzt werden.“* (ebd.).

Diese Stelle fiel bei der Überprüfung der These auf, da Hähles primärer Strategieansatz der war,

als Marginalisierung des Rechtsextremismus eine verstärkte Bildung einzufordern.

Mit „Solchem Treiben“ rückte sich Hähle in eine Beobachterposition, von der aus er bestimmte Handlungen bewertete. In der Regel ist mit dieser Sequenz eine negative Bewertung verbunden, gleichwohl kann es auch positive Gegenbeispiele geben („Solchem Treiben, so bunt und vielfältig wie es hier und heute erscheint, sollte man viel öfter Unterstützung gewähren.“). So oder so ist hier eine unspezifische Zuordnung festzustellen. Dem Betrachter kann sich anhand dieser Sequenz nicht erschließen, was mit „Treiben“ gemeint wurde.

Ein erster wichtiger Aspekt für die weitere Deutung erschloss sich durch die Erweiterung der Sequenz um das Wort „kann“. Versuchte man nun diese erweiterte Sequenz einzubetten, so ist festzustellen, dass eine potentielle Kann-Leistung angesprochen wurde. Der objektiv hermeneutische Ansatz half hier, da die methodisch wichtigen Lesarten den tatsächlichen Sinn hervorbringen. Zwar ist es möglich mit dem Wort „kann“ auch etwas Zwingendes auszudrücken („Solchem Treiben kann man nur Einhalt gebieten, in dem man die Polizei ruft.“), gleichwohl fehlt der absolute Anspruch auf die Erfüllung des Eingeforderten. Hier war also keine dringende Pflicht formuliert. Die Einbeziehung des Kollektivs wurde durch die weitere Öffnung der Sequenz deutlich: „nur der Abscheu aller“. Dass eine Konkretisierung dessen erfolgte, wer mit „aller“ gemeint wurde, ist klar. Anders wäre es, wenn „aller“ großgeschrieben und damit zum Subjekt würde. So bleibt aber festzustellen, dass auch Hähle die Einbindung einer Gruppe vorantrieb.

Die Nutzung des Kollektivansatzes bekam bei Hähle den Charakter von Hilflosigkeit. Die Einbindung mehrerer Kräfte zur Behebung eines Problems hat in der Regel zwei Komponenten. Einerseits Einsicht in die Notwendigkeit der mehrschultrigen Herangehensweise, da das Problem nur gemeinsam lösbar erscheint. Andererseits ist aber genau diese Einsicht auch das Eingeständnis einer fehlenden Handlungsfähigkeit. Somit wurde eine Lösung generiert, in dem er verantwortungsvolles Handeln auf mehrere Akteure verteilte.

Verstärkt wurde diese These durch das Auftreten Hähles, der eine gewisse Hilflosigkeit suggerierte, besonders in Sorge um das Ansehen des Landes Sachsen. In folgendem Zitat wurde dies besonders deutlich: *„Als wir die Veranstaltung geplant haben, konnten wir nicht ahnen, dass es einen beschämenden aktuellen Anlass geben würde, der wie ein erneuter Schatten auf unser Land fällt.“* (Hähle 2005, o.S.).

Die Sequenzanalyse erlaubt es nach einer abgeschlossenen Interpretation zu einer weiteren Stelle des Textes fortzufahren. Diese jedoch sollte nicht beliebig gewählt werden, sondern einen Erkenntnisgewinn versprechen. Die Textstelle wurde deshalb ausgewählt, weil die Wortwahl zum Zitatende besonders markant war. Hähle sah einen „Schatten“ auf das Land fallen. Die

Aussicht auf etwas Überdimensionales das über einem ganzen Land liegt, muss als etwas Höhermächtiges gedeutet werden, dem sich der Akteur zumindest teilweise wehrlos gegenüber sah. Nach der Einbindung von Kontextwissen wurde klar, dass er als „Schatten“ den erfolgreichen, parteipolitischen Rechtsextremismus bezeichnete.

Die Suggestion der Wehrlosigkeit war ein Ausdruck fehlender Stärke dem Rechtsextremismus gegenüber. Es wurde deutlich, dass die strategische Umlenkung auf eine kollektive Verantwortung auch der Einsicht geschuldet war, mit Mitteln der politischen Machtausübung nicht allein gegen das rechtsextremistische Problem ankämpfen zu können.

Die Antriebsfeder für die Kollektivverantwortung war auch hier die Sorge um das Ansehen des Landes. Die Bürger sollten also dazu angeleitet werden, den nach außen hin beschädigten Ruf wieder aufzupolieren. Hähle ging es primär nicht darum, durch gemeinschaftliches Agieren dem Problem Rechtsextremismus zu Leibe zu rücken. Der Kampf gegen Rechts, stellte ein Mittel zum Zweck der Verbesserung des sächsischen Ansehens dar. Als alleiniger Zweck genügte er offensichtlich nicht. Hähle verlagerte so das Problem des Rechtsextremismus. Der Kampf gegen Rechtsextremismus genügte bei Hähle nicht einem Selbstzweck, sondern wurde instrumentalisiert für die Wiederherstellung des allgemeinen Rufes.

#### 7.1.3.4 Milbradts moralischer Appell

Wie bereits in anderen Kapiteln erwähnt, trat auch Milbradt bei der Veranstaltung zur Befreiung des KZ Auschwitz auf. Während Hähle der Eröffnungsredner war, war es Milbradt vorbehalten, die Schlussrede zu halten (vgl. 2005, o.S.).

Dabei fand er erneut Anknüpfungspunkte an die Worte seiner Vorredner. Milbradt griff die Kollektivverantwortung als strategisches Gegeninstrument erneut auf. Auch hier band er sich selbst mit ins Kollektiv ein. Primärer Beleg dafür war die Textstelle: *„Uns wird die Frage gestellt, ob wir ausreichend und richtig gegen die Herausforderung unserer Demokratie durch eine rechtsradikale Partei handeln.“* (Milbradt 2005, o.S.).

Deutlich wurde am Beginn der Sequenz „Uns wird“ die Öffnung des Gruppenkontextes. Die Gegenbeispiele sind „Mir wird“, „Ihnen wird“ oder „Denen wird“. Diese Distanzierungen fanden nicht statt. Vielmehr war erneut die Einbindung des Redners in eine Gruppe zu beobachten. Gleichsam fand die Äußerung einer zukünftigen Erwartung („wird“) statt.

Die Erweiterung der Sequenz um „die Frage“ öffnete den Blick dafür, dass es eine Konstellation zweier, sich gegenüber liegende Gruppen, gab: die Fragenden und die, die antworten. Welcher sich Milbradt zugehörig zeigte, bleibt anhand des vorhandenen Sequenzausschnittes offen. Was sich aber offenbarte war, dass der damalige Ministerpräsident einen Gruppenkontext öffnete, in dem nicht alle enthalten waren. Ein Unterschied zu Hähles Verständnis

Kollektivverantwortung, zumindest zum jetzigen Stand der Sequenzanalyse.

Durch das Wort „gestellt“ löst sich die Frage nach der Gruppenzugehörigkeit Milbradts auf. Er ordnete sich der Gruppe zu, die zu antworten hat, an die eine Erwartung gerichtet wurde. Eine Erwartung ist zumeist mit einem gewünschten Handeln des Gegenübers verbunden. Das heißt, hier trifft zumindest ein Kollektiv auf die Erwartung eines Einzelnen oder eines zweiten Kollektivs respektive einer zweiten Gruppe. Gleichwohl liegt die Verantwortung für die Beantwortung der gestellten Frage ebenfalls im kollektiven Rahmen der ersten Gruppe. Also auch hier besteht eine kollektive Verantwortung. Milbradt machte diese anhand seiner Wortwahl deutlich. Er sprach von der Gegenüberstellung zweier Gruppen mit unterschiedlichen Verantwortlichkeiten. Nun leitete sich daraus die Frage ab, worauf Milbradt „seine“ Gruppe, derer er sich zugehörig zeigte, beschränkte. Wer also dazu gehörte und wer nicht.

Die Beantwortung dieser Frage gab Milbradt selbst: „- *das ist kein regionales sächsisches Problem.*“ (2005, o.S.).

Die Kollektivgemeinschaft die Verantwortung tragen sollte, bestand nicht aus den Anderen, sondern primär aus der gesamten sächsischen Gesellschaft, in der auch er Mitglied war. Die Kollektivverantwortung lag jedoch nicht nur in den Händen der Sachsen, sondern der gesamtdeutschen Gesellschaft. Das zeigte sich bei der Einbeziehung des Kontextes. Somit müsse auch das ganze Land in der Verantwortung stehen. Er bemühte sich so, Sachsen aus einer Sonderstellung, als Hort „braunen Gedankengutes“, herauszunehmen und die Problembekämpfung nicht nur seinem Land zu überlassen.

Auch dies ist durchaus als Hilferuf zu verstehen. Milbradt sah die Gefahr für die sächsische Demokratie gleichsam als Gefahr für die gesamte Bundesrepublik. Demnach dürfe sich auch Deutschland nicht aus der Verantwortung stehlen und müsse die sächsische Problemkonstellation als gesamtdeutsche verstehen. Dank der objektiv-hermeneutischen Deutung, wird die besondere Note dieser Forderung sichtbar. Es war eben nicht nur die Forderung nach einem Handeln des Bundes und der Länder, sondern eine Einbeziehung in einen gemeinsamen Verantwortungsbereich. Dies ist höher zu stellen, als die bloße Handlungsaufforderung. Überdies versuchte Milbradt so die Besonderheit Sachsens aufzuheben. Nicht Sachsen hat ein „braunes Problem“, sondern Deutschland generell. Er versuchte also die Abkehr des problemzentrierten Blickes auf Sachsen zu initiieren. Dazu taugte ihm die Einbindung der Kollektivverantwortung als Hilfsmittel.

Bei Milbradt kam es zudem zur Verknüpfung der Demaskierungsstrategie und Kollektivverantwortung. Die Entlarvung ist keine alleinige Aufgabe der Oberen, der sich keiner entziehen kann und sollte.

Eines wird so klar, dass Strategien nicht für sich alleine stehen müssen, sondern auch in Kombination auftauchen können.



Milbradt stärkte zudem die Gemeinschaft von der er verantwortungsvolles Verhalten erwartete. Anhand folgender Textstelle war dies ersichtlich: *„Ich bin mir aber sicher: die Menschen in Sachsen wollen keinen Hass und keine Gewalt.“* (Milbradt 2005, o.S.).

Er war der Überzeugung, dass eine reale Gefährdung durch Hass und Gewalt im Land keine Chance hat. Gleichsam schwächte er so sein eigenes vorheriges Argument einer Gefahr für Sachsen und Gesamtdeutschland durch den Rechtsextremismus.

Zudem beruhte diese „Sicherheit“ auf einer von ihm nicht nachgewiesenen Ebene, denn die Herkunft der „Sicherheit“ wird nicht erläutert. Wie kam Milbradt zu dieser Feststellung? Was machte ihn sicher? Die objektiv-hermeneutische Sichtweise, samt des methodischen Instrumentes der Lesartenbildung zeigte auf, dass Milbradt bloß ein symbolisches Glaubensbekenntnis zur Immunität der sächsischen Bürger gegen Rechts abgeben konnte. Es fußte jedoch nicht auf realen Tatsachen, zumindest nicht auf nachweisbaren.

War Milbradt bis dato vor allem durch Appelle für ein kollektives Verantwortungsgefühl aufgefallen, übernahm er bei dieser Rede von Rohwer den Punkt der Pflicht. Dies lies sich weiter unten im Text nachweisen. Die dazugehörige Textstelle lautete: *„Das müssen wir auch den jungen Menschen immer wieder deutlich machen.“* (ebd.).

Bei der Feinanalyse zeigten sich zunächst zwei denkbare Möglichkeiten. Die Sequenz „Das müssen“ bot nach verschiedenen Lesarten sowohl den Versuch eine im Raum stehende Pflicht zu artikulieren (z.B.: „Das müssen die Müllleute wegräumen, das ist deren Job.“ oder „Das müssen Sie nicht tun, lassen Sie mal, ich mach das schon!“), wie auch die Bemühung einen möglichen kausalen Zusammenhang zwischen zwei Dingen herzustellen (z.B.: „Das müssen kleine Wichtel gewesen sein, die hier aufgeräumt haben.“).

Durch die Erweiterung der Sequenz um das Wort „wir“ lösen sich diese denkbaren, unterschiedlichen Stränge nicht auf. Lediglich der Gruppenkontext wird nachweisbar.

Erst durch die großzügigere Erweiterung („Das müssen wir auch den jungen Menschen“) wird klar, dass Milbradt hier eine Pflicht vermittelt hat und zwar eine, die für das Kollektiv galt.

Somit beschränkte er sich nicht mehr nur auf den Appell kollektiv verantwortlich zu handeln, sondern er forderte es ein.

Der Unterschied zu Rohwer war, dass es sich bei ihm um einen anderen Kontext handelte. Der Ministerpräsident sprach von der Pflicht einer allgemeinen Handlungsverantwortung. Das „Muss“, auf welches er zurückgriff, bezog sich bei ihm auf die Bildung junger Menschen. Dabei ging es um die Weitergabe von Wissen und Erfahrung. Hierin begriff Milbradt eine Pflicht, damit dieser Erfahrungsschatz von den Heranwachsenden genutzt werden kann. Auch hier kam

es also zur Verknüpfung von strategischen Ansätzen und zwar Ansätze der Bildungsstrategie und der Kollektivverantwortung.

Aus den Formulierungen Milbradt entsprang zwar ein Muss, nicht aber eine zwingende Pflicht, die einen vergleichbar rechtlich bindenden Rahmen hat. Somit hatte das Appellieren einen stark moralischen Charakter, aus dem heraus gehandelt werden sollte.

#### 7.1.3.5 Winklers Rede als Konkretisierung kollektiver Verantwortung

Ein weiteres Abrücken von einer allgemeinen Kollektivverantwortung lässt sich bei Winkler (2005, PlPr. 4/13, S. 886 ff.) nachweisen. Das Kollektiv, das bei ihm zum Tragen kam, ist das der partei- bzw. gesellschaftspolitischen Akteure. Die Sequenz, an der sich das nachweisen ließ, beschäftigte sich mit der Wiedereingliederung rechtsextremer Wählerschaften ins demokratische Gefüge.

Winkler öffnete den Rahmen des Kollektiven, als er im Zusammenhang der Rückholung von Protestwählern von „*unsere gemeinsame Aufgabe*“ (ebd., S. 887) sprach. Er band mit dem Wort „*unsere*“ mehrere Akteure zu einem Gesamthandelnden zusammen. Das Schaffen einer agierenden Gruppe ist entscheidend für das hier vorliegende Verständnis des Kollektivs. Verstärkt wurde diese Feststellung durch die Erweiterung der Sequenz. So stellte „*unsere gemeinsame*“ eine Dopplung des Gruppencharakters dar. Die Dopplung wurde hier als Verstärkung verstanden. Dem Redner genügte es nicht, auf den Gruppenbezug aufmerksam zu machen. Er versah diesen mit einer einheitlichen Ausrichtung, nämlich einem potentiell „gemeinsamen“ Handeln. Der lose Gruppencharakter wurde durch das Handeln aller aufgebrochen und zu einer festeren Akteurseinheit verbunden.

Der Staatsminister unterschied sich von seinen Kollegen in der Form, da er das Ziel eines Handelns konkret benannte. Die Ausrichtung auf den Wähler war bis dato eine Ausnahme, zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung.

In der Zielgruppenorientierung unterschied er zwischen Demokratiefeinden und -kritikern. Letztere seien es wert, dass sich der demokratische Akteur um sie bemüht.

So sehr Winkler damit die Tore für Protestwähler öffnete, so sehr schloss er sie für überzeugte Rechtsextremisten. In der Deutung fortführend hieß das, dass eine Dreifachselektion stattfand. Er teilte in drei Gruppen ein. Die erste war das Kollektiv der aktiven Akteure. Die zweite Gruppe war die der Protestwähler, welche eingebunden werden sollten. Sie bekamen damit den Rang des Passiven. Die dritte Gruppe beinhaltete die überzeugten Demokratiefeinde. Sie sollten von Einbindungsaktivitäten separiert werden. Die Einbindung Winklers beinhaltete gleichzeitig also auch den Ausschluss.

Das kollektive politische Handeln, von dem Winkler sprach, sollte auf diese Einbindung der

Protestwähler ausgerichtet sein. Der Kontext war im Vergleich zu seinen Parteikollegen weitaus kleiner gehalten, dafür aber konkreter auf ein bestimmtes Ziel fokussiert. Die Differenzierung des Handelns wurde also fortgesetzt.

Gleichzeitig benannte Winkler ein strategisches Vorgehen. Die Einbindung von Protestwählern kann grundsätzlich als eigene Strategie verstanden werden, denn dahinter müsste eine programmatische Ausrichtung formuliert werden. Allerdings ist die Bestrebung um Wählerschaften anderer Parteien zu kämpfen, ein so grundsätzliches Element des politischen Wettbewerbs, dass die Einbindung von Protestwählern keinen Sonderstatus einnimmt. Zumal Winkler es differenziert begründet hat. Darüber hinaus fand während der gesamten Legislatur keine weitere sichtbare Andeutung oder Beschreibung dessen statt. Dies schließt nicht aus, dass die CDU sich um Protestwähler der NPD bemühte, vielmehr ist das sogar sehr wahrscheinlich, weil das im Parteienwettbewerb die Regel darstellt. Allerdings ist es anhand der geringen Sichtbarkeit nicht möglich, dieses potentiell strategische Vorgehen zu erfassen und zu beschreiben.

#### 7.1.3.6 Milbradts Differenzierung auf dem Kommunalforum

Milbradt differenzierte bei seiner Rede zum Kommunalforum 2007 in Riesa den Begriff der Kollektivverantwortung weiter. Da die Rede, wie in vorherigen Kapiteln bereits erwähnt, von einer Emotionalisierung getragen wurde, ist auch die Kollektivverantwortung in dieses Verständnis einzubetten.

Milbradt forderte ebenfalls das „Wir“ als Handlungsakteur. Dieses beinhaltet von sich aus auch denjenigen, der es bestimmt, also die ICH-Person. Milbradt stellte dieses explizit heraus. Er ergänzte das „Wir“ durch das sowieso schon implizit vorhandene „Ich“, gibt ihm aber eine Extraposition. Konkret wurde das durch die Aussage *„Ich will mich dabei an die Spitze stellen“* (Milbradt 2007, S. 6). Sequenzanalytisch ist vor allem der Beginn des Zitates von hervorgehobener Relevanz. Der Ausdruck des individuellen Willens („Ich will“) kann als Bejahung zu etwas, aber auch als Anmeldung eines Bedürfnisses verstanden werden. Spannend ist diese Feststellung dadurch, dass Milbradt nicht sagte „Ich werde mich dabei an die Spitze stellen“. Diese wäre vielmehr der Ausdruck einer bereits geplanten Absicht. Seine tatsächliche Aussage trug zwar Entschlossenheit in sich, aber weniger den Plan. Der scheint erst noch zu kommen. Es liegt ein Gegensatz zwischen dem Motiv („Ich will“) und dem potentiellen Handeln („Ich werde“) vor.

Der Verweis auf das Wollen ist in der Deutung deshalb von Relevanz, da er das Emotionale der Rede weiter unterstreicht. „Wollen“ ist im Vergleich zum Werden stärker punktuell ausgerichtet, wohingegen das Werden eine klare Absicht in sich trägt. Die Entschlossenheit die Milbradt

vermitteln wollte, ist also mehr auf einer emotionalen Basis gegründet, denn auf einer rationalen Abwägung.

Gleichwohl gab er zu verstehen, aus dieser emotionalen Basis heraus, als Individuum in der Gruppe der Gemeinschaft zu agieren. Das Diffuse einer allgemein gehaltenen „Wir“-Gruppe wurde somit etwas klarer und dem Kollektivakteur zumindest ein Gesicht gegeben.

Die Emotionalisierung wurde durch die Erklärung Milbradts bestätigt, sein Engagement unabhängig von seinem Amt zu machen. Er empfand es als persönliche Pflicht, sich zu engagieren. Mit diesem extrovertierten Pflichtgefühl knüpfte er an die Forderung Rohwers an, der von einer primären Bürgerpflicht sprach. Wirkte diese bei Rohwer aber noch unklar, vermittelte Milbradt durch das Einbeziehen von sich selbst aber zumindest eine Personifizierung der Kollektivverantwortung. Er nahm sich nicht aus, sondern schloss sich erneut aktiv mit ins Kollektiv ein.

Durch das persönliche Engagement verlieh Milbradt dem Thema eine exponierte Stellung, eine gesonderte Wichtigkeit. Er brach das Kollektiv herunter auf das Individuum. So schaffte er aus der Kollektivverantwortung eine darin enthaltende Individualverantwortung. Bestätigt wird diese Deutung durch die Fallstruktur selbst. Milbradt rief dem Publikum nur wenige Zeilen später zu: *„Wer nach dem Staat ruft, der ruft nach sich selbst!“* (2007, S. 6). Er legte damit die Verantwortung nach aktivem Gegenhandeln in die Hand des Einzelnen.

Durch die dargestellte Absichtserklärung bezüglich eines Engagements über seinen Posten hinaus, begab sich Milbradt symbolisch auf Augenhöhe mit dem Bürger. Er stellte sich selbst als „gemeiner Bürger“ dar, der aber die Pflicht erkannt hat, selbst aktiv zu werden. Er zeigte auf, selbst auch nur Bürger zu sein und dennoch aktiv sein zu können. Politisch Handeln, symbolisch oder faktisch, funktioniert nicht nur aus einem Amt heraus, sondern ist jedem möglich.

Milbradt brachte überdies einen weiteren Akteur ins Kollektiv ein. Die Medienlandschaft wurde von ihm gesondert behandelt. Er rechnete ihr eine spezielle Wichtigkeit zu, nämlich in der Darstellung vom Handeln in Bezug auf den Rechtsextremismus.

Er agierte somit weitaus konkreter als andere seiner Parteikollegen. Er benannte außerdem die Akteure kollektiver Handlungsverantwortung. Diese waren für ihn Träger der Bildung, Kommunen und Familien.

### 7.1.3.7 Weitere Fälle der Kollektivverantwortung

Während des Fortgangs der Legislatur wurden immer wieder Hinweise für die Einbindung einer kollektiven Denkweise geliefert. Nicht jede Rede bot dabei einen weiteren Erkenntnisgewinn bzw. bot eine Differenzierung des Verständnisses an. Aus diesem Grund soll an dieser Stelle nur kurz auf diese Reden eingegangen werden.

Der Staatsminister des Innern Buttolo griff in seiner Rede zum Thema „Bekämpfung des Rechtsextremismus“ (vgl. 2006, PlPr. 4/42, S. 3285 ff.) ebenfalls auf den Ansatz einer Kollektivverantwortung zurück. Im Betrachten der Fallstruktur gewann der Rückgriff auf die Kollektivverantwortung dabei an besonderer Note, denn sie wurde von Buttolo als Gegenstück, als Ergänzung zum staatlichen Handeln eingesetzt. Charakteristisch wurde die Fallstruktur durch die Benennung bisheriger staatlicher Maßnahmen. Buttolo gab an, dass er die bisherigen Maßnahmen staatlicher Institutionen für ausreichend hielt. Die gesellschaftliche Kollektivverantwortung wurde an der Stelle eingefügt, wo sie die staatlichen Handlungen *ergänzen* sollte.

Im Verlauf des Falles blieb die typische Wir-Gruppe unspezifisch definiert und erhielt keine Sonderzuschreibung, in der ihr mögliches Handeln benannt wurde.

Buttolo reihte den Staat und seine Institutionen mit in den Gruppenkontext ein. Jedoch handelte für ihn der Staat bereits ausreichend.

Eine wirkliche konzeptionelle Ausgestaltung ist nicht ersichtlich. Vielmehr zählte Buttolo die staatlichen Maßnahmen Element für Element auf und bestätigte damit den Eindruck der ausreichenden staatlichen Interventionen.

Die von ihm reklamierte Kollektivverantwortung sollte die staatlichen Elemente ergänzen. Nur durch moralische Appelle sollte an das Gewissen jedes Einzelnen appelliert werden, der Gemeinschaft gegen Rechts beizutreten und die institutionell vorhandenen Werkzeuge mit zivilgesellschaftlichen Leben zu erfüllen.

An der Rede von Schiemann innerhalb des gleichen Anlasses wurde ein strukturelles Problem sichtbar (vgl. 2006, PlPr. 4/42, S. 3283). Er nutzte auch das gemeinschaftliche „Wir“ als Element gegen den Rechtsextremismus. Mit der Forderung „*alles zu tun*“ (vgl. ebd.) nahm er einen großen Handlungsspielraum auf. Die Sequenzanalyse und Lesartenbildung ergaben, dass sie Aktivitäten auf einem maximalen Handlungsterrain beinhaltete. Jedwede Möglichkeit der Gegenwehr wurde von Schiemann hier einbezogen, es erfolgte keinerlei Ausschluss.

Er machte damit einen potentiell sehr großen Handlungsspielraum auf, der entsprechende Erwartungen schürt. Die methodisch gewünschten Gedankenspiele ließen sich beliebig ausführen, von einer Auflistung konkreter Handlungen bis zur anderen. Tatsächlich verblieb es jedoch

nur bei dieser Aussage. Eine Fortführung anhand tatsächlich vorstellbarer Maßnahmen, die ein „alles zu tun“ rechtfertigten blieb aus. Der Redner ging anschließend direkt zum Abschluss seiner Rede über. Es wird klar, dass die von ihm beanspruchte Kollektivverantwortung symbolpolitisches Handeln darstellte.

Die Sequenz zeigt grundsätzlich eine große Entschlossenheit alle nur möglichen Instrumente auszuschöpfen, um dem Problem entgegen zu wirken. Symbolisch wird die Forderung vor allem dadurch, dass eine konkrete Unterfütterung fehlt. Sie bleibt quasi im luftleeren Raum stehen. Ihrem Anspruch des Allumfassenden wird sie so nicht gerecht.

Schiemann sendete somit nur ein grundsätzliches Signal einer breiten Beteiligung. Eine tatsächliche Darstellung möglicher reeller Aktivitäten fehlte aber.

Zum Abschluss der Legislaturperiode lässt sich die Kollektivverantwortung noch aus der Rede von Bandmann herauskristallisieren (vgl. 2009, PlPr. 4/130, S. 10917 ff.). In seinem Beitrag zur Großen Anfrage der Bündnis90/Die Grünen „Rechtsextremismus in Sachsen“ (vgl. Drs. 4/13281) spielte die Kollektivverantwortung ebenfalls eine konstante Rolle. Er griff hierbei jedoch auf bisher bereits bekannte Muster zurück. Neue Indikationen erfolgten nicht.

Daraus lässt sich eine vermeintlich durchgehende Linie nachziehen. Der Bildungsprozess des eigenen Verständnisses bezüglich einer kollektiven Verantwortung ist abgeschlossen. Neue Inputs wurden nicht benötigt oder konnten nicht akquiriert werden. Jedenfalls sind sie analytisch nicht sichtbar.

#### 7.1.3.8 Analyse der Strategieelemente

Ist die Forderung an eine gesellschaftliche Ordnung kollektiv politisch zu handeln Strategie oder nicht? Kann aus ihr überhaupt Strategie im Sinne von rational kalkulierte Zielhandeln erfolgen, die zudem faktisches politisches Handeln umsetzt? Um dies zu überprüfen, müssen die einzelnen Strategieelemente anhand der Deutungen überprüft werden.

##### *Strategisches Ziel*

Als Ziel einer hier beschriebenen Kollektivverantwortung galt die Marginalisierung des Rechtsextremismus durch ein möglichst breites Bündnis an Handelnden. Das gemeinsame Ziel und die möglichst gleich ausgerichteten Aktivitäten, machen aus einer Gruppe von Akteuren das Kollektiv. Die fortwährende Nutzung dieser Idee durch Abgeordnete der CDU und Amtsinhaber sorgte dafür, dass dieser Handlungsansatz nicht nur als bloße situativ abhängige Reaktion auf die Erfolge des Rechtsextremismus verstanden werden musste.

Dennoch verlor die Verwendung zum Ende der Regierungsperiode an Dynamik. Neue Konzeptionsansätze fanden keinen Eingang mehr in die öffentliche Darlegung.

Wie oben aufgezeigt wurde, ging es den Rednern um ein breites Bündnis an Handlungsaktiven. Die Idee, die sich dahinter verbarg, lautete, dass nicht nur ein paar wenige den Kampf gegen Rechts führen können. Hierfür muss ein möglichst großer Anteil der Gesellschaft dahinter stehen und aktiv sein. Der Rechtsextremismus, so der Gedanke, ist nicht nur durch faktisches Handeln der politischen Akteure zu marginalisieren, sondern auch durch persönliches.

Dies war das große strategische Ziel des Ansatzes. Dieses müsste allerdings durch kleine, konkrete Ziele unterfüttert werden. Dies fand kaum statt. Am konkretesten war die Forderung von Winkler. Sie besagte, kollektives Handeln als integrative Leistung zu initiieren. Mögliche Protestwähler von Rechtsaußen sollten wieder in den Kreis demokratischer Parteien eingebunden werden. Dieser Ansatz folgte einer wissenschaftlichen Strategievorgabe aus dem Hause der Konrad-Adenauer-Stiftung. Prof. Jesse formuliert den Ansatz, der Einbindung rechter Protestwähler, als Ziel für die sächsische CDU (vgl. 2005, S. 16).

Zwar erfolgte im Laufe des öffentlichen Bildungsprozesses eine Differenzierung des anfänglichen Ansatzes. Mit einer Konkretisierung, im Sinne tatsächlicher Zielvorgaben, ging dies jedoch nicht einher.

### *Strategische Mittel*

Da es an einer konkreten Ausdifferenzierung des oberen Zieles fehlte, wurden auch keine strategischen Mittel im Besonderen ersichtlich. Vielmehr nehmen die Redner das Mittel des Mahnens und des Gebotes in Anspruch. An die Zuhörer wurde appelliert gemeinschaftlich zu handeln. Dies erfolgte in mehr oder weniger starker Ausprägung. Am stärksten traf es bei Rohwer und später Milbradt zu, die von einer Pflicht sprachen. Der Pflicht des Handelns, wenn möglich im Kollektiv.

Die Selbsteinbindung, die in den meisten Fällen vorgenommen wurde, kann am ehesten als strategisches Mittel verstanden werden. Sie verhilft dem Politiker sich ein Stück weit in die Reihen der Bürger mit einzubringen. Es wird nicht nur von außen gefordert, sondern auch selbst mit aktiv dazu beigetragen, ein breites Bündnis zu schaffen.

## *Strategische Umwelt*

Die strategische Umwelt war auch in diesem Fall vorhanden. Die Idee der Kollektivverantwortung wurde durch mehrere Akteure getragen und öffentlich beworben. Dabei war es wiederum Milbradt selbst, der am stärksten für den Ansatz eintrat und auch entscheidende Wegmarken setzte. Die Werbung darum blieb aber nicht auf Milbradt beschränkt und so zeigte sich, dass er zwar möglicher Vorreiter war, jedoch nicht alleiniger Akteur. Der Ansatz wurde von der Partei getragen und nicht nur von vornehmlich repräsentativen Größen. Die einzelnen Akteure waren dazu bereit, selbst der Forderung nach einem kollektiven Handeln nachzukommen. Der nächste Schritt, nämlich die Darlegung der Umsetzung, erfolgte auch aus der strategischen Umwelt heraus nicht.

Jedoch zeichnete sich die strategische Umwelt vor allem durch das Tragen der Idee, aber nicht durch ein entsprechendes Weiterentwickeln aus. Das Zentrum der Strategie lag vornehmlich also auch um Milbradt herum.

Ein Hinweis für einen Rückgriff auf ein externes Zentrum lag dennoch vor. Winklers Ziel, rechtsextreme Wählerschaften einzubinden, griff auf ein wissenschaftliches Arbeitspapier der Konrad-Adenauer-Stiftung zurück, das konkret auf die Situation in Sachsen zugeschnitten wurde (vgl. Jesse 2005). Die Benennung des Zieles war in der Legislatur einmalig. Jedoch ist klar, dass die Partei auch ohne die ständige Betonung dessen, in dieser Hinsicht strategisch vorging. Dies wird an anderen Stellen zu überprüfen sein, vornehmlich im Bereich der Profilierungsstrategien.

## *Strategisches Kalkül*

Das strategische Kalkül war insofern vorhanden, dass die Gebote zum kollektiven Handeln sehr bewusst gewählt wurden, auch ohne tatsächliche Umsetzungsvorschläge dahinter. Auch hier kann von einer strategischen Rhetorik gesprochen werden, wie es bereits im Zusammenhang mit der Bildungsstrategie angesprochen wurde. Gerade durch die Tatsache, dass den Forderungen der Akteure nur symbolisches und kein faktisches Handeln folgte, wurde das Kalkül in diesem Falle ersichtlich. Zwar handelte es sich bei den Reden hauptsächlich nicht nur um repräsentative Anlässe, wie bei der Bildungsstrategie. Dennoch hatten beide Ansätze eines gemeinsam – die fehlenden Hinweise auf faktisches politisches Handeln. Es gab keine Hinweise auf danach ausgerichtetes strategisches Handeln. Vielmehr handelte es sich um symbolpolitisches Handeln. Danach war das strategische Handeln ausgerichtet. Kollektives Handeln konnte durchaus als Gestaltungsstrategie eines gesellschaftlichen Miteinanders verstanden werden. Nicht nur im Bezug auf das Problem des Rechtsextremismus, sondern auch als



grundsätzlicher Ansatz des menschlichen Zusammenlebens.

Gerade hierfür wurden aber keine Ideen der Umsetzung eingebracht. Vielmehr blieb es beim Mahnen und Gebieten.

Der Nutzen eines symbolischen Miteinanders aller gesellschaftlichen Träger, war die Einbeziehung jedes Einzelnen ins politische, faktische wie symbolische, Handeln. Dem Bürger wurde vermittelt, dass auch seine Tat wichtig und notwendig ist, um den Rechtsextremismus zu marginalisieren. Durch das „Installieren“ einer „Wir-Gruppe“ ist der Bürger gleichgestellt mit dem Politiker. Alle agieren auf gleicher Augenhöhe und werden auch so behandelt. Die Akzeptanz des individuellen Handelns wird erhöht.

Es stellte sich so heraus, dass es sich auch hier nicht um eine Gestaltungs-, sondern um eine Machterhaltungsstrategie handelt. Die Macht wurde potentiell gestärkt, durch die Zustimmung der Bürger, die vorher in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung hervorgehoben wurden.

#### 7.1.4 Der Staat als Akteur im Kampf gegen Rechtsextremismus

Im Verlauf der Legislaturperiode kam ein möglicher Akteur im Kampf gegen Rechts erst vergleichsweise spät im Argumentationsfenster der Christdemokraten vor. Die bisher vorgestellten Strategien zielten vor allem auf die Zivilgesellschaft in ihrer größtmöglichen Breite ab. Das Anliegen war es u.a. den Bürger als Aktiven mit ins Boot zu holen und seine Verantwortlichkeit zu stärken. Im Nachfolgenden soll jedoch ein Akteur explizit beleuchtet werden, den Buttolo erst 2006 in die Debatte einbrachte (vgl. 2006, PlPr. 4/42, S. 3285 ff.).

##### 7.1.4.1 Buttolo – Darstellung des handelnden Staates (2006)

Der Akteur von dem nachfolgend gesprochen wird, ist der Staat. Buttolo, als Innenminister, trug in der Plenardebatte zum Thema „Bekämpfung des Rechtsextremismus in Sachsen“ sehr ausführlich die Aktivitäten vor, die infolge staatlicher Aktivitäten *bereits* vorzuweisen waren. Die Auflistung allein weckt höchstens deskriptives Interesse, während folgendes Zitat von analytischer Bedeutung ist: „*Die staatlichen Institutionen in Sachsen kommen ihrer Verantwortung bei der Bekämpfung des Rechtsextremismus auf vielfältige Weise nach.*“ (Buttolo 2006, PlPr. 4/42, S. 3286). Für die objektiv hermeneutische Analyse bot sich dieses Zitat an. Buttolo beschrieb nun nicht mehr nur staatliches Handeln, sondern er unterzog es einer Bewertung. Zwar setzt die Deutung erst ca. zur Mitte des Falles ein. Die auf den Fall bezogene Fragestellung nach strategischen Kontinuitäten wurde an dieser Stelle jedoch konterkariert und

somit für eine Deutung unmittelbar relevant.

Die Sequenzanalyse begann mit dem Ausschnitt „Die staatlichen Institutionen“. Hieran ließ sich eine Vielzahl an möglichen Deutungen festmachen, da für das weitere Fortgehen noch keine charakteristisch bewertende Wortwahl vorlag. Durch die Erweiterung „in Sachsen kommen“ wurden die Deutungen bereits eingeschränkt. Die Lesartenbildung brachte die Möglichkeit einer Pflichterfüllung, ebenso wie die Nachzeichnung einer Traditionslinie (z.B. „Die staatlichen Institutionen in Sachsen kommen aus der Tradition der preußischen Bürokratie.“) hervor. Weiterhin ergaben sich die Möglichkeiten einer Rangfolge (z.B. „Die staatlichen Institutionen in Sachsen kommen bundesweit an zweiter Stelle, in Sachsen Effizienz!“) oder aber auch die Beschreibung einer Innovation bzw. die Formulierung eines Werbeslogans (z.B.: „Die staatlichen Institutionen kommen. Der Staat – ihr Partner.“).

Durch die fortgeführte Erweiterung um „ihrer Verantwortung“ wurde klar ersichtlich, dass die Sequenz für die Beschreibung einer Pflichterfüllung stand. Gleichwohl war an dieser Stelle der Analyse nicht klar, ob eine Pflicht erfüllt wurde oder nicht. Auch eine Negierung war hier noch möglich. Die Auflösung der Sequenz bewies den Status der beschreibenden Pflichterfüllung. Wurde diese Sequenzanalyse in den Kontext des Falles eingebettet, ergab sich aus Buttolos Rede eine positive Bewertung. Damit war die Deutung der Sequenz aber noch nicht zu Ende. Charakteristisch bedeutsam war die Untersequenz „vielfältiger Weise“.

Die Sequenz, nur für sich betrachtet, beschrieb etwas, das von großer Breite gekennzeichnet war. Vielfalt steht für das Verständnis mehrerer Zugänge innerhalb eines bestimmten Themenbereiches. Es gibt also nicht nur einen Weg, sondern mehrere, die in ihrer Zahl auch nicht näher bestimmt werden müssen, zumindest vorläufig nicht. Dabei geht das allgemeine Verständnis davon aus, dass Vielfalt nicht nur auf eine banale Mehrzahl von Dingen zurückgreift, also zum Beispiel nicht nur zwei Zugänge, sondern auf eine möglichst große Anzahl. Als zweites wurde eine „Art und Weise“ beschrieben, also die Möglichkeit und Ausgestaltung eines potentiellen Handelns. Dieses ist somit besonders reich an Variabilität.

Alternativ wäre auch die Thematisierung des poetischen Stilmittels der „Weise“ denkbar („Es handelt sich um eine vielfältige Weise, die im Lied besungen wurde.“) gewesen. Dieser Gedanke löste sich jedoch bei der Einbeziehung des Kontextes auf. Wurde die Sequenz nämlich erweitert, trat zu Tage, dass es sich um das Satzende handelt – „*vielfältige Weise nach.*“ (Buttolo 2006, PlPr. 4/42, S. 3286). Etwas vorher Benanntes wurde also auf eine seine Mannigfaltigkeit beziffert. Beim Einbeziehen des tatsächlichen Kontextes, wurde deutlich, dass es sich um einen politischen Zusammenhang handelte.

Der Redner war offensichtlich überzeugt, dass der Staat als Akteur, bereits im möglichst breiten

Bereich handelte. Der Hinweis auf eine bestehende Vielfalt sollte dem Betrachter die Augen öffnen, was bereits alles schon getan wurde. Allerdings wurde mit „Vielfalt“ kein Maximum aufgezeigt. Es gäbe theoretisch also auch Steigerungspotential, solange dieses Maximum nicht entsprechend angezeigt wird. Es wurde mit dem Hinweis auf schon Geschaffenes keine innovative Ebene eröffnet, sondern eine bewährte. Diese Feststellung trug jedoch eine gewisse Ambivalenz in sich, da sich die Maßnahmen des Staates offenkundig nicht als hundertprozentig bewährt hatten, was die Marginalisierung des Rechtsextremismus anging. Denn der Einzug der NPD, sowie eine offensichtliche strukturelle Verankerung rechtsextremer Akteure in Sachsen, sind Beleg für den fehlenden Erfolg der Marginalisierung. Die Frage, ob dies überhaupt strategisches Ziel der staatlichen Aktivitäten war oder nicht, muss an dieser Stelle erst einmal unbeantwortet bleiben, da es aus den Ausführungen Buttolos 2006 nicht hervorging.

Die angesprochene Ambivalenz beinhaltet jedoch zwei Annahmen. Die erste geht davon aus, dass dem Staat die Verantwortung obliegt vollends gegen den Rechtsextremismus vorgehen zu müssen und ihn zu marginalisieren. Die zweite beinhaltet den Kerngedanken, dass es auch sein Wille ist, ihn so klein wie möglich zu halten. Die Frage, die sich daraus ergibt: Muss oder kann das Konstrukt „Staat“ diese Aufgaben überhaupt erfüllen oder verbirgt sich dahinter nicht vielmehr eine rein politische und moralische Forderung?

Buttolo ging auf diese Annahme ein und sprach dem Staat eine entsprechende Verantwortung zu. Jedoch enthielt diese nicht den Ansatz, dass der Staat und seine entsprechenden Akteure *allein* für die Marginalisierung des Rechtsextremismus in Sachsen zuständig wären. Die Aussage, er handele bereits in „*vielfältiger Weise*“ (Buttolo 2006, PlPr. 4/42, S. 3286), griff auf das bisher staatlich Geschaffene zurück. Die Mannigfaltigkeit die durch die „Vielfalt“ angesprochen wurde, wies zudem darauf hin, dass er ein breites Angebot an Verantwortlichkeiten abdeckte. Die Erweiterung der Sequenzanalyse zeigte, dass er nicht nur auf das Handeln hinwies, sondern es auch detailliert darlegte.

Gerade durch das detaillierte Vorgehen zeigte sich, dass die Rolle des Staates im Kampf gegen Rechts als Handlungsakteur begriffen wurde. Buttolo wies dies anhand der einzelnen Akteure nach. Er nannte dabei verschiedene Bildungsprojekte (z.B. „Wölfe im Schafspelz“, Landeszentrale für politische Bildung), die Polizei als Akteur, ebenso den Verfassungsschutz, sowie die Staatsregierung und Ministerien selbst, als Oberhäupter der jeweilig darunter liegenden und ausführenden Akteure.

Buttolo verblieb jedoch in einem verallgemeinernden Ton und ging nur sehr undifferenziert auf die bis dato veranlassten und durchgeführten Maßnahmen ein. Diese erhielten so den Charakter einer Auflistung.

Aus dieser Fallstruktur der allgemeinen Auflistung stach eine Maßnahme hervor. Auf diese ging der Staatsminister zuletzt ein. Sie war in der objektiv-hermeneutischen Fallbetrachtung besonders zu berücksichtigen, nicht weil sie an letzter Stelle erwähnt wurde, sondern weil Buttolo ihr einen hervorgehoben Status verlieh. Er versah das Instrument „Aussteigerprogramm“ mit einer emotionalen Note. Diese war ihm *„persönlich besonders wichtig“* (Buttolo 2006, PIPr. 4/42, S. 3287).

Das Programm erhält vom Redner eine individuelle Relevanz und exponierte Stellung im Vergleich zu den vorher aufgelisteten Maßnahmen. Denen wurden keine persönliche Zuneigung und keine Besonderheit zugesprochen.

Er trat so aus der bisherigen Fallstruktur des reinen Auflistens heraus und vergab einer Maßnahme einen besonderen Status und zwar derjenigen, die nicht primär präventiv tätig wird, sondern sich auf bereits agitierte Rechtsextreme konzentriert. Er zeigte eine über das Ministeramt hinaus gehende Verbindung mit denjenigen, die in der rechten Szene aktiv waren, nun aber in den breiten Teil der Gesellschaft zurückkehren möchten. An diesem Punkt half die methodische Vorgehensweise der objektiven Hermeneutik. Die Überprüfung der scheinbar festen Fallstruktur führte dazu, dass Abweichungen oder Hervorhebungen nicht unbeachtet blieben. So gewann der hier vorliegende Fall seine Besonderheit. Die feste Fallstruktur wurde dadurch aufgelöst, dass einer Maßnahme gegen Rechts eine hervorgehobene Stellung durch den Redner verliehen wurde. Sie erhielt damit eine höhere Wertigkeit als das vorgestellte.

Wurde der weitere Verlauf der Sequenz untersucht, eröffnete sich ein Konflikt. Die persönliche Relevanz erforderte im Grunde eine Vertiefung oder eine Erläuterung, warum der Redner dermaßen mit ihr verbunden war. Eine Verbundenheit, die über den Aufgabenbereich seines Amtes hinausging. Diese Konkretisierung blieb allerdings aus. Stattdessen versprach er fortwährende Unterstützung. Dabei beließ er es.

Buttolo blieb damit auf allgemeinen Pfaden. Seine persönliche Beschäftigung musste so als rein symbol-politischer Akt interpretiert werden.

Insgesamt bleibt festzustellen, dass er durch die Auflistung der einzelnen staatlichen Handlungsfelder zeigte, dass der Staat im Kampf gegen Rechts bereits aktiv war und dies einen strategischen Wert besaß.

Der strategische Wert hatte seinen Grund vor allem in den bestehenden Aktionen und Projekten, weniger auf mögliche Entwicklungshorizonte oder innovative Pläne. Die Rolle des Staates wurde als ausreichend empfunden und präsentiert. Die Funktion die er erfüllte, sollte beibehalten werden.

#### 7.1.4.2 Milbradt – Konstanz erhalten (2007)

Der Ministerpräsident Milbradt ging in seiner Rede auf dem Kommunalforum 2007 ebenfalls auf den Staat als Akteur ein (vgl. 2007).

Die Sequenzanalyse begann an dem Punkt der Rede, als Milbradt auf die einzelnen Ressorts einging, welche mit der Bekämpfung von Extremismus und Gewalt betraut seien: *„Das Handeln von Polizei und Justiz, die in dieser Auseinandersetzung besonders gefordert sind, wird von einem Grundsatz bestimmt: Null Toleranz für Gewalt und konsequente Strafverfolgung!“* (2007, S. 4).

Auffällig ist noch vor der eigentlichen Interpretation die Stellung der Ressorts. Milbradt ging zuerst auf das Wirken staatlicher Restriktionsinstitutionen ein. Auch wenn der Sequenz *„Das Handeln von Polizei“* zwei Interpretationsschritte vorausgingen, soll erst ab dieser Stelle näher darauf eingegangen werden. Die ersten zwei Interpretationen erbrachten vor allem, dass das Wirken eines Subjektes beschrieben oder benannt werden sollte. Dieses Subjekt ist die Polizei. Dabei ist bereits an dieser Stelle sichtbar, dass sie nicht der einzige benannte Akteur bleiben wird. Der Textausschnitt *„von Polizei“* macht nur in einer Aufzählung Sinn. Das ergab die Lesartenbildung der bis dahin vorliegenden Sequenz. In anderen Fällen, die gleichwohl auch eine Aufzählung beinhalten könnten, müsste anstatt *„von“* *„der“* benutzt werden (Bsp. *„Der Einsatz der Polizei bei den letzten Fussballspielen war sehr gut organisiert“*). Dass diese Auflistung ergänzt wurde durch *„die Justiz“*, belegt die erste These, dass die Bereiche, die sich mit dem Schutz des Staates und der Sanktionierung von gesetzesrelevantem Fehlverhalten beschäftigen, eine primäre Stellung in der Argumentation Milbradts haben. Wohlbemerkt in der Argumentation, die sich auf den Staat als Handlungsakteur bezog.

Diesen Akteuren gab er die Losung *„Null Toleranz“* auf den Weg. Diese drückt primär die Ablehnung eines grundsätzlich akzeptierenden Verhaltens aus, denn der Wert *„o“* steht für die Begriffe *„Nichts“* oder *„Keine“*. Eine akzeptierende Haltung gegenüber einem bestimmten Sachverhalt wird also verneint. Wobei wichtig ist, dass Akzeptanz nicht zwingend einher geht mit Toleranz. Während Akzeptanz dafür steht, etwas anzuerkennen, steht *„Toleranz“* im ursprünglichen und *„naiven“* Wortsinn für Duldsamkeit (vgl. Duden 2004, S. 30, S. 463). Das heißt, in der Sequenzanalyse musste dieser Unterschied wahrgenommen werden und entsprechend in die Interpretation einfließen. Übersetzt lautete die Forderung von Milbradt demnach *„Keine Duldung“*.

Er lehnte somit etwas ab, dass demnach auch ertragen werden könne. Dies wiederum beinhaltet die Fähigkeit zu leiden und dieses auszuhalten.

Die grundsätzliche Ablehnung eines bis dahin offenen Tatbestandes, verlangte zur Erweiterung der Deutung die Öffnung der Sequenz. Die Forderung Milbradts bezog sich auf das Spektrum der Gewalt, im groben Kontext des Extremismus. Infolge dessen wurde von ihm eine *„konse-*

quente Strafverfolgung“ gefordert. Milbradt nahm den Staat bzw. die Staatsregierung somit in die Rollen des kompromisslosen Akteurs, der nichts erträgt, was er nicht ertragen will und der eine klare Linie der Sanktionierung fährt.

Genau genommen lehnte Milbradt mit der Losung „Null Toleranz für Gewalt“ auch die eigene, die staatliche Gewalt ab, denn der von ihm verwendete Gewaltbegriff blieb unkonkret und beinhaltete somit vorerst eine Vielzahl an „Gewalten“.

Zu vermuten ist, dass Milbradt körperliche Gewalttaten von extremistischen Tätern respektive Tätergruppen meinte, allein benannt hat er es an dieser Stelle nicht.

Im weiteren Verlauf erfolgte eine Annäherung an einen hier verwendeten Gewaltbegriff. Milbradt ging es um Gewalttaten, die er mit „extremistisch motivierte Straftaten“ charakterisierte. Milbradt ging im Folgenden recht konkret auf die einzelnen Maßnahmen ein und präsentierte sein Verständnis von staatlichem Handeln gegenüber Gewalt. Er beschrieb die einzelnen Strukturen und Handlungsfelder, die bisher innerhalb der genannten Organisationen geschaffen wurden. Auch er listete also auf, vergleichbar mit Buttolo.

Milbradt wählte die Methode, auf das zu verweisen, was an getaner Arbeit bereits vorliegt. Es scheint, als hätte er damit einem möglichen Vorwurf der Untätigkeit entgegenwirken wollen. Die Botschaft, die so vermittelt wurde, lautete, dass die Akteure des Staates bereits aktiv sind. Es wurde keine Suche nach einer Lösung ausgegeben, sondern darauf hingewiesen, dass die Instrumente vorliegen und längst tätig sind.

Milbradt führte im folgenden Verlauf des Falles eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Handlungsfelder staatlichen Wirkens fort. Für die objektiv-hermeneutische Analyse ist es nicht erforderlich jedes einzelne Element extensiv zu interpretieren. Stattdessen ist es wichtig, die ersten Interpretationen am folgenden inneren Kontext zu überprüfen.

Der weitere Verlauf des Falles bestätigt die Interpretation, dass Milbradt vorrangig auf das schon Geleistete hinweisen wollte, um die Stärken des staatlichen Handelns zu demonstrieren. Die Aussage die hinter der detaillierten Auflistung steht:

Bei einer solchen Maschinerie an staatlichen Instrumenten ist a, der (Rechts-)Extremismus gesamtgesellschaftlich ohne Chance und b, der Staat erfüllt seine Aufgaben zum Systemschutz.

Als Vertreter des Staates lieferte Milbradt den Nachweis eigener Arbeit: Der Staat und seine Vertreter erfüllen bereits ihre Aufgaben.

Auffällig war, dass Milbradt den Staat als Akteur vorrangig mit restriktiven Maßnahmen in Verbindung brachte. Die Arbeit von Justiz und Polizei wurden als erste Handlungsfelder genannt und speziell ausgeführt. In der bis dato betrachteten Fallstruktur ordnete er den Bereichen damit eine hervorgehobene Bedeutung zu.

Erst später erfolgt die Einbindung anderer Ressorts, so zum Beispiel das der Bildung. Hier verknüpfte er die Ressorts miteinander und verbreiterte das staatliche Handeln. Konkret geschah das durch die Darstellung der Angebote, die Polizei und Justiz den Bildungsakteuren bieten. So zum Beispiel die Möglichkeit für Schulen mit Richtern in Kontakt zu treten und sich über den „*Umgang mit Extremismus*“ (Milbradt 2007, S. 5) zu informieren.

Der bisherigen Fallstruktur folgend, zeigte Milbradt fortführend auch hier die Details auf und verwies auf einzelne Maßnahmen. Der oben aufgeführte Eindruck, den Staat und seine Akteure als maximal handlungsfähig zu präsentieren, wurde verstärkt und bestätigt.

Im späteren Verlauf des Falles, kam es zu einer wichtigen Charakterisierung des milbradtschen Staatsverständnisses. Dieses wurde auch bereits im Zusammenhang mit der Kollektivverantwortung aufgegriffen. Milbradt brach den Begriff des Staates herunter. Er ging nicht auf das webersche oder machiavellische Verständnis ein, in denen der Staat verschiedene theoretische Konstrukte darstellt (vgl. Schubert/Klein 2007, S. 285), sondern gestaltete ihn in größtmöglicher plastischer Anschauung: „*der Staat sind wir*“ (Milbradt 2005, S. 6). Er brach einen theoretischen Begriff auf eine Gruppenrelation herunter, die jedoch geschlossen ist. „Wir“ stellte erstens die Einführung einer für ihn relevanten Gruppe dar, eröffnete aber auch die Spannungsbeziehung zwischen „Wir“ und „Ihr“ also Ein- und Ausschluss. Wer zum „Wir“ gehörte, war vorerst nicht ersichtlich, bis auf den Redner selbst, also Milbradt. Er „outete“ sich als Mitglied einer Gruppe, die für ihn den Staat darstellte. Er sprach aber in Richtung derjenigen, die ebenfalls zur Gruppe gehörten und signalisierte ihnen zum Staat zu gehören. Wurde nun ein größerer Kontext einbezogen und die Rolle betrachtet, in der Milbradt die Rede hielt, so zeigte sich, dass er als Ministerpräsident in offizieller Funktion auftrat und damit als Staatsdiener. Er sprach also zu anderen Bediensteten des Staates. Das „Wir“ bezog sich somit auf Angestellte des Staates, die im Verständnis dieser Sequenz den Staat ausmachen.

Wurde die Sequenz jedoch erweitert, kippte diese Deutung: „*der Staat sind wir, die Bürger eines Landes*.“ (Milbradt 2005, S. 6). Milbradt sprach nicht nur als Diener des Staates, sondern ordnete sich selbst auch als Bürger ein und trat in dieser Rolle auf. Diese rückte er hier auch in den Vordergrund. Gleichzeitig formulierte er dabei sein Staatsverständnis, nämlich der Staat als Ansammlung von Bürgern. Der Staat ist nicht abstrakt, sondern zuerst ein Gebilde, das aus zugehörigen Bürgern besteht. In einem zweiten Schritt ist der Staat das, was der Einzelne daraus gestaltet. Somit nahm er das theoretische Staatskonstrukt ein Stück weit aus der Verantwortung und übertrug diese auf jeden Einzelnen. Hier fand auch die Rückkopplung zur Kollektivverantwortung statt: Der Staat als Akteur, aber nur durch das kollektive Handeln seiner Gruppenmitglieder.

In der Folge wurde diese Deutung bestätigt. Milbradt begab sich aus der Rolle des Ministerpräsidenten heraus, auf die Stufe des Bürgers, bildete eine Wir-Gruppe und versuchte so, die

Zivilgesellschaft in die Verantwortung zu nehmen.

#### 7.1.4.3 Buttolo – nochmaliger Rückgriff auf den Staat (2009)

Bei Buttolo (vgl. 2009, PlPr. 4/130, S. 10929 ff.) kam es ebenfalls noch einmal zur Thematisierung des Staates als möglichen Akteur. Er sprach anlässlich der Großen Anfrage der Bündnis90/Die Grünen „Rechtsextremismus in Sachsen“ (Drs. 4/13281). Die Sequenzanalyse stieg vergleichsweise früh im Fall ein: *„Insbesondere die Tatsache, dass es immer noch rechtsextremistisch motivierte Gewalt im Freistaat Sachsen gibt, macht mich persönlich betroffen und wütend.“* (Buttolo 2009, PlPr. 4/130, S. 10929).

Durch die extensive Feinanalyse der Sequenz *„Insbesondere die Tatsache“* konnte objektiv nachgewiesen werden, dass es für den Redner ein spezielles Feld gab, auf dem er primär agieren wollte. Buttolo doppelte die Hervorhebung dessen, was er später noch sagen würde. Das Wort „insbesondere“ hebt schon nachfolgendes hervor; ähnliches geschieht durch die Reduktion „die Tatsache“ auf einen bestimmten Bestandteil der Diskussion. Eine Reduktion konzentriert etwas auf das Wesentliche und hebt es somit hervor. Buttolo verlieh dem Thema „rechtsextreme Gewalt“ diesen Sonderstatus seiner Argumentation.

Er emotionalisierte das Thema durch eine dargelegte persönliche Betroffenheit. Emotionalisierung gibt Themen immer eine über Sachlichkeit hinausgehende Relevanz, die gleichermaßen auch die Verbundenheit des Redners zeigen soll.

Der Sonderstatus wurde durch die Emotionalisierung noch weiter verstärkt. Das Thema erhielt somit eine dreifache Hervorhebung und stellte den Fokus seiner Rede dar.

Die scheinbare Emotionalisierung wurde jedoch von Buttolo unterlaufen. Er bemerkte zwar die eigene Verbundenheit, stattete sie aber nicht mit Inhalten oder Beispielen aus. Im weiteren Verlauf des Falles gab es keine Anknüpfungspunkte an die gezeigten Emotionen. Damit blieb festzustellen, dass er den emotionalen Zugang vielmehr als Instrument einer stärkeren Glaubwürdigkeit nutzte. Es handelte sich um eine symbolisierte persönliche Betroffenheit, denn um eine reale. Der Symbolcharakter setzte somit früh im Fall ein. Bei Betrachten der Fallstruktur ließ sich aufzeigen, dass dieser Charakter fortgesetzt wird.

Das weitere Vorgehen des Redners ist unter diesem Eindruck zu verstehen. Das Instrument der Emotionalisierung trat im Fall allerdings wiederholt auf und muss somit auch als strukturell angelegt verstanden werden. Da dieses Instrument aber, ebenfalls strukturell, nicht mit Beispielen respektive Inhalten gefüllt wurde, handelte es sich um eine Struktur der symbolischen Emotionalisierung.

Auffällig war außerdem, dass Buttolo zum Thema „Rechtsextremismus in Sachsen“ primär den Gewaltaspekt in Augenschein nahm.



Anschließend legte er die Notwendigkeit dar, dass der Staat mit seinen Mitteln aktiv werden müsse. Auch hier kam es, wie bereits in seiner ersten Rede, drei Jahre zuvor, vor allem zur symbolischen Nennung von Aktivitäten staatlicher Institutionen. Die Einordnung „symbolisch“ muss deshalb vorgenommen werden, weil der Nennung keine inhaltliche Auseinandersetzung folgte. Buttolo beschrieb den Ist-Zustand staatlicher Aktivitäten.

Die Fixierung Buttolos lag in diesem Fall aber verstärkt auf der Sanktionierungsfunktion und – macht des Staatsapparates gegenüber gewalttätigen Rechtsextremen. Die von ihm bevorzugte Rolle des Staates lag hier in einer autoritären Regulierungsfunktion. Durch das Fehlen der Thematisierung möglicher Ursachen oder der Auseinandersetzung mit den ideologischen Merkmalen, wurden auch darauf abzustimmende (Präventiv-)Elemente nicht thematisiert. So wurde die anfängliche Deutung der Fixierung auf Sanktionsinstrumente bestätigt.

#### 7.1.4.5 Analyse der Strategieelemente

Auch an dieser Stelle ist es erforderlich, die textanalytischen Ergebnisse mit den Strategieelementen in Beziehung zu setzen. Nur so wird klar, ob eine Strategie im vordefinierten Sinn vorliegt oder nicht.

##### *Strategisches Ziel*

Aus den Ausführungen dürften zwei Dinge deutlich geworden sein. Erstens das Bestreben der Verantwortlichen, den Staat als Akteur im Kampf gegen Rechtsextremismus zu präsentieren. Gleichzeitig sollte jedoch die Grenze eines faktisch-politischen Handelns aufgezeigt und als erreicht markiert werden. Es wurde als erfolgreich, ausreichend und ausgereizt deklariert. Zuerst konnte dargestellt werden, dass die Präsentation des staatlichen Handelns eben diesem Ziel gelten sollte.

Die objektiv-hermeneutisch analysierte Aussage ist jedoch eine andere und lässt sich teils mit anderen bis dato dargelegten Marginalisierungsstrategien verknüpfen. Das bereits erschöpfende Handeln des Staates zwingt dazu, den Einzelnen, den Bürger verstärkt in die Verantwortung zu nehmen. Dies korreliert mit der in 7.1.3 dargelegten Kollektivverantwortung.

Dem Betrachter sollte vermittelt werden, dass der Staat in maximaler Breite handelt und somit seiner Handlungsverantwortung nachkommt. Dieses Verhalten wurde von den verantwortlichen Akteuren selbst als gut empfunden und präsentiert. Der Staat als Akteur blieb also nichts schuldig. Dennoch, so die Botschaft, genügte dieses Handeln eines Akteurs nicht aus, um mit dem Problem des Rechtsextremismus fertig zu werden. Aus diesem Grunde muss der Bürger selber aktiv werden.

Das Werben um den Bürger wurde am plastischsten durch Milbradt dargestellt, der die Konstruktion des Staates auf den Einzelnen herunter brach. Nach seinem Verständnis war der Staat eben kein theoretisches Gebilde oder Verwaltungskonstrukt, sondern ein aus Individuen bestehendes und funktionierendes Handlungswesen. Über diesen Ansatz soll an dieser Stelle nicht philosophiert werden, denn das würde den Rahmen sprengen. Vielmehr soll er dazu dienen, aufzuzeigen, wie Milbradt strategisch die Verantwortung auf die Bürger übertrug.

### *Strategische Mittel*

Die strategischen Mittel müssen hier getrennt berücksichtigt werden, da die strategischen Ziele vielschichtig waren. Das als oberflächlich gekennzeichnete Ziel der Präsentation staatlicher Aktivitäten hatte als Mittel primär die Auflistung des eigenen Wirkens. Die Darstellung des eigenen Tuns trat in den oben aufgeführten Fällen konstant auf. Wurde der Staat als Akteur genannt, dann immer in Verbindung mit seinem bisherigen faktischen Handeln. Die mögliche Forderung von außen (politische Konkurrenz, Verbände etc.) an ein zusätzliches faktisches Handeln, wurde so erschwert.

Das Mittel der Präsentation war auch hilfreich, um die eigene Stärke zu demonstrieren. Die Vielfalt der Projekte sollte aufzeigen, wie gut die Verantwortlichen in der Lage sind, auf ein Problem zu reagieren. Außerdem sollte die Darstellung erreichen, dass über entsprechende Mittel verfügt wird, um der Situation Herr zu werden. Die Botschaft lautete: Der Staat und seine Akteure sind nicht tatenlos.

Wie oben festgestellt wurde, handelte es sich jedoch vor allem um ein plakatives Ziel, welches gleichwohl von hoher Relevanz war. Denn es war auch eine Rechtfertigung der eigenen Arbeit. Das darunter liegende Ziel, die Verstärkung der Bürgerverantwortung, wurde versucht über andere Mittel anzugehen. Das nur begrenzt mögliche staatliche Handeln und die Darlegung dessen, waren primär. Konstant kam in den o.g. Fällen heraus, dass der Staat alles in seiner Macht liegende tut, aber dies nicht genügt.

Als weiteres Mittel war auch das „Auflösen“ des Staates als Herrsch- und Verwaltungskonstrukt zu verstehen. Milbradt löste dies bewusst auf, um die Bindung der Bürger zu einem kollektiven Handeln zu erhöhen. Die allgemeine Annahme, dass der Staat die Hauptverantwortung trägt, wurde bewusst zerstört, um das aktive politische Handeln des Individuums zu provozieren.

Milbradt nutzte dabei auch gewollt das Mittel des Eingeständnisses, dass die Politik nicht allmächtig sein kann. Dies mündete in der Forderung und der eigenen Einbeziehung in das „Wir“. Hier löste er rhetorisch Grenzen zwischen Politik und Zivilgesellschaft auf, um eine große Gruppe Aktiver zu schaffen, für die der Staat nur die Basis bieten kann.

### *Strategische Umwelt*

Die strategische Umwelt war hier nur gering zu erfassen. Das Thema des Staates als Akteur wurde nur von den aufgeführten Personen in den politischen Kontext eingebracht. Milbradt als Regierungschef und Buttolo als Innenminister, mussten sich von Amtswegen her mit dem Thema beschäftigen. Darüber hinaus fanden keine zu untersuchenden Äußerungen anderer Parteifunktionäre statt.

Es handelte sich aufgrund der deutbaren Ergebnisse somit nur um eine kleine sichtbare Umwelt, die die oberen strategischen Ziele teilte und mit umsetzte. Da hinter dem oberflächlich ersichtlichen Ziel aber das tiefschichtigere, die Bürgereinbindung, lag, war die geringe strategische Umwelt nicht mangelhaft. Vielmehr erschien dieser Umstand logisch. Da es sich bei der Darlegung des Staates als Akteur offensichtlich um einen Hebel zur Verstärkung der Kollektivverantwortung handelte, brauchte es dafür auch keine eigene strategische Umwelt.

### *Strategisches Kalkül*

Es wurde mit Kalkül eine scheinbare Strategie aufgezeigt, die jedoch nur Hilfsmittel dafür war, um andere Strategien zu forcieren. Auch die bewusst gewählte rhetorische Auflösung politischer und staatlicher Allmacht, muss unter dem Aspekt eines kalkulierten Handelns verstanden werden. Der strategische Ansatz lief darauf hinaus, die Begrenzung des eigenen Handelns darzulegen und die Notwendigkeit des externen zu betonen. Das eigene, staatliche Wirken sollte dabei vornehmlich auf dem bisherigen Niveau erhalten, jedoch nicht erweitert werden.

Die dargelegte Vielfalt an Handlungsaktivitäten diente damit primär der Aussage, dass damit genug getan sei. Die Auflistung der Stärke, war gleichsam das indirekte Eingeständnis der geringen Bereitschaft, die staatlichen Aktivitäten auszubauen. Aus diesem Grund heraus, sollte das politische Handeln des Einzelnen mehr ins Zentrum gerückt werden. Das darauf aufbauende Kalkül war dem der Kollektivverantwortung gleich.

## 7.2 Handlungsmotive zur Herausbildung von Strategien zur Profilierung

Die Motive zur Bildung von Marginalisierungsstrategien wurden bereits aufgezeigt. Sie lagen ursächlich in der Emotionalisierung und Personalisierung des Themas, wie auch in der Angst erfolgreich Aufgebautes durch Rufschädigung zu verlieren. Dazu kam noch der christliche Ansatz, aus einer umfassend empfundenen Schuld heraus Gutes zu tun und sich dem Rechtsextremismus zu erwehren.

Offen war jedoch die Frage, ob diese Motive für alle Formen eines potentiell strategischen Handelns galten. In den nachfolgenden Kapiteln sollen mögliche Strategien untersucht werden, in denen nicht der Rechtsextremismus das primäre Ziel war, sondern die Rolle der CDU selbst. Die Annahme war dabei, dass das Zielobjekt des Kampfes, hier der Rechtsextremismus, den Akteur auch in seiner eigenen Rolle und Wahrnehmung beeinflusst. Es kommt demnach zu einer Stärkung der eigenen Position.

Aus dieser Sichtweise heraus war klar, dass Motive für eine Profilierung anhand eines Themas wie dem Rechtsextremismus nicht so offen deklariert wurden, wie die für Marginalisierungsstrategien. Hier handelte es sich weniger um offensiv vertretbare und zwingend positiv besetzte strategische Handlungen.

Die Dokumente aus denen heraus die Profilierung sichtbar wurde, fanden ihren Weg in die Öffentlichkeit über die Legislaturperiode verstreut. Eine eindeutige Zuordnung der Motive nur anhand der Veröffentlichung ließ sich also nicht zwingend ableiten. Gleichwohl markierten zwei Dokumente sehr wohl strategische Motive. Die Positionspapiere zum deutschen Patriotismus (2005) und zur inneren Sicherheit (2008), waren an entscheidenden Zeitpunkten der Untersuchungszeit platziert. Einerseits mittelbar nach dem Einzug der rechtsextremen NPD in den Landtag und andererseits in Voraussicht auf die anstehende Wiederwahl.

Grundsätzlich galt, die Sicherung der Macht bzw. ihr Ausbau, brachte die Akteure dazu sich selbst stärker in den Vordergrund zu rücken. Ein latentes Handlungsmotiv wurde dabei schon ersichtlich, das des Machterhaltes. Dieses Handlungsmotiv ist ein grundsätzliches einer jeden Strategie, wie die Ausführungen zum hier genutzten Strategiebegriff ausführlich aufzeigen (vgl. Kapitel 2.2, S. 37 ff.).

Exemplarisch war zum Beispiel das Auftreten Rohwers (vgl. 2004, PIPr. 4/5, S. 275 ff.). Er fühlte sich durch die offensive parlamentarische Präsenz der Rechtsextremen angegriffen. Doch nicht persönlich, sondern vielmehr stellvertretend für bestimmte Werte. Diese wurden, seiner Meinung nach, von den Rechtsextremen benutzt und somit ihrem legitimen Anspruch beraubt.

Er benutzte hier, ähnlich wie Milbradt in seiner Regierungserklärung, den Tonfall der Emotionalisierung, um dem Themenzugang Gewicht zu verleihen. Das dahinter stehende Handlungsmotiv wurde dadurch verstärkt, da so eine tiefe Auseinandersetzung mit dem Thema offenbar wurde. Die Emotionalisierung griff in dem Moment besonders frappierend ein, da sich Rohwer mit urkonservativen Werten wie Tugend, Treue und Stolz beschäftigte (vgl. 2004, PlPr. 4/5, S. 277). Hier kam das Gefühl der Bedrohung zum Tragen – der Bedrohung um die Deutungsmacht für die angesprochenen Werte. Der Besitzanspruch lag, nach Ansicht Rohwers, zumindest nicht in den Händen der Rechtsextremen sondern im Kollektiv, das Rohwer mit „wir“ (ebd.) bezeichnete. Das Motiv aus dem Rohwer hier handelte war die *Angst um den Verlust der Deutungsmacht über konservativ-essenzielle Werte*.

Verfestigt wurde der Kampf um die Deutungsmacht durch das Positionspapier der CDU aus dem Jahre 2005 mit dem Namen „Deutscher Patriotismus in Europa“ (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 1).

Auch hier kam der Versuch zum Tragen bestimmte Werte, die noch dazu in einem nationalen Kontext stehen, positiv zu besetzen. Die dem Rechtsextremismus implizite Nutzung von konservativ empfundenen Werten wurde abgelehnt. Daher die selbstbewusste Gegenreaktion der Hervorhebung einer positiven Deutung. In Anbetracht der Tatsache, dass das o.g. Papier ein ausgehandelter Parteitagsbeschluss war, wurde deutlich, dass die Mehrheit der Partei dahinter stand und es sich somit auch um ein kollektives Handlungsmotiv handelte.

Bei Milbradts Rede anlässlich der 60jährigen Befreiung des KZ Auschwitz wurde der Kampf um die Deutungsmacht ebenfalls ersichtlich. Er stritt um die richtige Auslegung geschichtlicher Daten und sprach dies den Rechtsextremen ab. Die eigene, als wahr empfundene Position sollte hervorgehoben werden, gerade auch in Abgrenzung und Ablehnung der Rechtsextremen. Deren Agieren wurde als Angriff auf die eigene Wahrnehmung, Deutung und den daraus resultierenden Taten gewertet. Um die, als allgemeingültig verstandene Wahrheit aber nicht diskreditieren zu lassen, musste die eigene Position verstärkt nach außen getragen werden. Es ging dabei um Milbradts Anspruch über die richtige Geschichtsperspektive zu verfügen (vgl. 2005, o.S.).

Milbradt folgte auch in den kommenden Jahren dem Motto, die Deutungshoheit nicht an den Rechtsextremismus zu verlieren. Bei der bereits oft angesprochenen Rede auf dem Kommunalforum 2007, ging es ihm ebenfalls darum bestimmte Werte vorm Zugriff von Rechtsaußen zu schützen. Hierbei handelte es sich jedoch nicht um primär als konservativ zu verstehende Werte im o.g. Verständnis, sondern vor allem um Werte der Demokratie und Verfassung (vgl. 2007).

Hähle (vgl. 2005, PlPr. 4/10, S. 664 ff.) kombinierte in seinem Kampf um die Deutungsmacht sowohl das Thema Patriotismus als auch die historische Wahrheit. Obgleich er letzteres zwei Jahre vor Milbradt in den Themenkatalog aufnahm, zeigte sich die Konstanz, die das Handlungsmotiv aufwies. Es ging auch hier um die Stärkung der eigenen Rolle bzw. zumindest um die Darstellung derer.

Die Stärkung beruhte dabei nicht nur auf die Hervorhebung der eigenen Fähigkeiten, sondern auch auf der Darlegung der scheinbaren Schwächen des Gegners. Die Abwertung der „anderen Wahrnehmung“ bzgl. patriotischer Werte und der Geschichtswahrnehmung bildete sich bei Hähle zu einem Muster heraus, dass seinen Anfang bei Rohwer nahm.

Im Strategiepapier zur Inneren Sicherheit, aus dem Jahr 2008 (vgl. CDU Landesverband Sachsen 2008) eröffnete sich ein weiteres Handlungsmotiv. Dieses tauchte gleichsam in den Handlungsmotiven für die Bildung von Marginalisierungsstrategie auf. Die Partei suchte eine Legitimationsbasis über die Kopplung zwischen individuellem Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit, sowie der Gefährdung des Wirtschaftsstandortes Sachsen. Das persönliche Glück war nicht nur abhängig von der Unversehrtheit des Lebens, sondern auch von der materiellen Absicherung (durch Arbeit etc.). Die CDU versuchte die Legitimation für eine Hervorhebung der Maßnahmen für die Innere Sicherheit an die Notwendigkeit zu knüpfen, dass die ökonomische Leistungsfähigkeit und Attraktivität des Landes gewahrt bleiben muss. Somit stellte sich als Handlungsmotiv auch hier, wie bei den Handlungsmotiven zur Bildung von Marginalisierungsstrategie, die Absicherung des ökonomischen Lebensstandards bzw. die Verlustangst wirtschaftlicher Privilegien heraus.

Auch Milbradt, ebenfalls wieder 2007 auf dem Kommunalforum, hatte das Thema der Inneren Sicherheit als eines für die CDU reklamiert. Die Motive auf dieser Veranstaltung überhaupt strategische Maßnahmen zu erwähnen oder zu erläutern, wurden bereits im Kapitel zu den Handlungsmotiven für Marginalisierungsstrategien (7.1, S. 110 ff.) erläutert. Prinzipiell zeigte sich an dieser Stelle, dass die Motive für die Bildung einer Marginalisierungsstrategie nicht von denen zur Schaffung einer Profilierungsstrategie zu trennen sind. Ein gleicher Ursprung kann zu unterschiedlichen Wegen führen (vgl. 2007).

Ein weiteres Handlungsmotiv verbarg sich dahinter, Profilierung durch die Delegitimierung des politischen Gegners zu erlangen. Dabei handelte es sich nicht um die Abwertung des Gegners von rechts, sondern von links. In den Kontext der Ablehnung von rechts, wurde das linke Spektrum mit einbezogen, verglichen, gleichgesetzt. Beispiele hierfür waren die Reden von

Rohwer (vgl. 2004, PIPr 4/5, S. 275 ff.), Hähle (vgl. 2005, PIPr. 4/10, S. 664 ff.), Winkler (vgl. 2005, PIPr. 4/13, S. 886 ff.) u.a. Wie sich zeigen wird, kam gerade zu Beginn der Legislatur dieses Agieren häufig vor. Das war wahrlich kein exklusives Verhalten der Sächsischen Union. Es knüpfte vielmehr an verschiedene historische Bezüge und wissenschaftliche Abhandlungen (u.a. Backes/Jesse) an. In der Realpolitik nützt dies dem Akteur in der Hinsicht, dass er den politischen Gegner von links in seiner Argumentationsbasis schwächte. Ihm wurde das grundlegende Recht abgesprochen antiextremistisch zu sein, da er selbst dem Extremen zugerechnet wurde. Somit vereinte der Akteur eine höhere Deutungs- und Handlungsmacht auf sich selbst.

Auch hier spielte der Kampf um die Deutungshoheit also wieder eine entscheidende Rolle. Der jeweilige Entstehungscharakter war dabei allerdings unterschiedlich. Entscheidend war, aus welcher politischen oder thematischen Richtung die „Provokation“ erfolgte, die es für die CDU notwendig machte, ihr eigenes Profil hervorzuheben.

Der Kreis zur einleitenden Annahme schließt sich an dieser Stelle. Profilierung entsteht in dem Moment wo sie notwendig erscheint. Auf den Untersuchungsgegenstand bezogen heißt das, dass die CDU in dem Augenblick agieren musste, wo ihre Deutungshoheit oder -macht gefährdet ist, in welchem Bezug auch immer. Erst diese Gefährdung führte sie dahin, so handeln zu müssen, wie nachfolgende Profilierungsstrategien es aufweisen.

Obleich es sich hier auch um eine allgemeine, dass heißt auf sämtliche Parteien bezogene, Feststellung handelt; die Ergebnisse in Form der potentiellen Profilierungsstrategien erweisen sich dann wiederum als CDU-spezifisch. Gründe sind, dass sie einerseits an traditionell-programmatischen Linien entlang führten oder zugesprochene Kernkompetenzen betrafen.

#### 7.2.1 Der Extremismusbegriff als Hebel zur eigenen Deutungsmacht

Zu Beginn soll darauf hingewiesen werden, dass es sich bei nachfolgender Strategiebeschreibung nicht darum gehen soll, eine vollkommen neue Vorgehensweise darzulegen. Die Verwendung des Extremismusbegriffes wurde bereits im vorderen, grundlegenden Kapitel zum Rechtsextremismus (vgl. S. 77 ff.) dargelegt. Er folgt den Ansätzen der Totalitarismusforschung aus den 50er Jahren. Prominent wird er heute vor allem von den Politikwissenschaftlern Jesse und Backes vertreten. Beide sind im Umkreis der CDU zu finden. So publizierte Jesse für die Konrad-Adenauer-Stiftung und trat auch auf deren Veranstaltungen auf (vgl. Jesse 2012). Gleiches gilt auch für Backes (vgl. Backes 2012).

Das heißt, die CDU bediente sich bereits seit den 50er Jahren des Extremismusverständnisses. Dieses Kapitel soll damit der Überprüfung dienen, ob dies auch in dem Fall der untersuchten

Legislaturperiode zutraf und wenn ja, in welcher Ausgestaltung bzw. zu welchem Nutzen.

Infolge der Analyse traten Merkmale auf, die eine Überprüfung auf ein strategisches Denken und Handeln bzgl. eines Extremismusverständnisses notwendig machten. Des Weiteren wurde die Rede des damaligen Ministerpräsidenten Milbradt in die Analyse mit einbezogen, da auch sie Elemente eines verwendeten Extremismusbegriffes enthielt.

Geklärt werden soll weiterhin die Frage, ob es sich bei den festgestellten Merkmalen und Elementen um strategisches Tun handelte oder nicht. Und wenn ja, zu welchem Zweck diese mögliche Strategie eingesetzt wurde.

#### 7.2.1.1 Die Widerrede Lars Rohwers auf einen Antrag der PDS

Zu Beginn der Legislaturperiode trat die Verwendung des Extremismusbegriffs reflexartig oft auf. Auffällig hierbei war eine der ersten Parlamentssitzungen. Die damalige PDS brachte einen Antrag zur „Auflage eines Programms gegen rechtsorientierte Einstellungen und kulturelle Verhaltensmuster bei Jugendlichen“ (vgl. Drs. 4/0083) ein.

Im Parlamentsprotokoll 4/5 antwortete der CDU-Abgeordnete Lars Rohwer auf den Antrag der späteren Linksfraktion. Markant für dessen Rede war die Einleitung, in der er auf den eigentlichen Antrag nicht einging, sondern einen historischen Bezug benutzte. Die Sprachführung war emotional und autoritär. Er beschrieb eine Massenversammlung der NSDAP in der Hitler als Redner auftrat. Anhand der Ausformung der nachfolgenden Darstellung wurde der Rahmen deutlich, in dem die Rede verstanden werden musste.

Die Sequenzanalyse setzte bei folgender Textstelle ein: *„Darunter warteten knapp 400 Sozialisten nur auf die Gelegenheit, die Versammlung zu sprengen.“* (Rohwer 2004, PlPr. 4/5, S. 275).

Die Analyse begann nicht direkt am Satzanfang. Die ersten Worte behandelten vor allem eine Kontextbeschreibung. Der größere Erkenntnisgewinn war ab der Stelle „nur auf“ zu erwarten. Hier zeigte die Lesartenbildung der objektiven Hermeneutik, dass es sich theoretisch um zwei logische Kontexte handeln konnte, in denen die Textstelle vorkam. Einerseits in der Beschreibung eines räumlich-sächlichen Zustandes (z.B.: „Der Laden hier hat nur auf, wenn man vorher eine Vorbestellung macht.“). Andererseits in der Beschreibung einer Ausschließlichkeit (z.B.: „Kamerad, wir schießen nur auf den Feind, verstanden?“). Erst diese Gegenüberstellung von Möglichkeiten (Lesartenbildung), in denen die Sequenz sinnvoll ist, hob den tatsächlichen Sinn innerhalb des realen Kontextes hervor. Mehr noch, die objektive Hermeneutik half hier, diesen Sinn zu belegen.

Mit der Textstelle „die Versammlung zu sprengen“ wurde die Sequenz fortgeführt. Das Sprengen einer Versammlung hat vor allem den Charakter von Gewalt und/oder etwas Überraschendem.



Tatsächlich ist die Auflösung einer 2000 Mann starken Versammlung eben nur durch einen Kraftakt oder äußeren, höher mächtigen Einfluss zu erreichen. „Sprengen“ als Verb für Explosion und Zerstörung, etwas „in die Luft jagen“, steht gleichsam für einen möglicherweise militärischen, gewaltsamen Akt, als auch für eine übermäßige Kraftaufwendung.

Weiterhin zeigte die Sequenz die überraschende Störung einer Ordnung. Die Ausschließlichkeit, mit derer die Sozialisten laut Rohwer auf diese Tat der Zerstörung warteten, zeichnete ein eindimensionales Bild. Rohwer markierte die Linken als Gewalttätige.

Die Bestätigung des gewaltsamen Charakters, den der Redner einbrachte, fand sich im übernächsten Satz, da er davon sprach: „*So sehr sie auch versuchten, Hitler niederzuschreien – den Linken gelang es nicht.*“ (Rohwer 2004, PIPr. 4/5, S. 275). An dieser Sequenz allein ließ sich vieles herausarbeiten.

Zu Beginn der Sequenz wurde mit „So sehr“ vermittelt, dass ein großer Einsatz gebracht wurde, gleich ob von einer Gruppe oder einer Einzelperson. Allgemein hin wurde dieser Textausschnitt in Zusammenhängen verwendet, in denen von einem großen Aufwand gesprochen wurde. Sie bot bereits mit diesen wenigen Worten die mögliche Tendenz Verzweiflung auszudrücken (z.B.: „So sehr die Deutschen in den letzten Minuten auch Druck machten, ihnen gelang kein weiteres Tor mehr.“ oder „So sehr du auch versuchst mich zu halten, meine Entscheidung steht – ich gehe.“). Dies war aber keine zwingende Interpretationsfolge, zumindest nicht an diesem Punkt der Sequenzanalyse.

Bestätigt wurden die o.g. Gedankenexperimente durch den Fall selbst. Die Erweiterung der Sequenz um „sie auch versuchten“ drückte genau den maximalen Kraftaufwand aus, der jedoch vergeblich endete.

Generell stand diese Sequenz, wie es die Sequenzanalyse der objektiven Hermeneutik verlangte, im Bezug zu vorherigen Erkenntnissen, hier der eingebrachte Charakter der Gewalt. Die Wortwahl „niederzuschreien“ beinhaltet sowohl Aggression, Lautstärke, als auch den Willen etwas oder jemanden zu unterwerfen, zu besiegen und vor allem, zu übertönen. Hier geht es um Macht und den Kampf darum. Zu diesem Kampf gehört die Aufwendung von Kraft und diese größtmöglich, um den Gegner „klein zu kriegen“.

Die Interpretation der Einbindung des Gewaltbegriffes ins Themenspektrum, anhand der vorherigen Sequenz, konnte hier bestätigt werden.

Beim vollständigen Betrachten der oben zitierten Sequenz wurde deutlich, dass der Einsatz „der Linken“, so groß er auch war, gegenüber Hitler vergeblich war. Wurde die Sequenz nun übersetzt, so ließe sie sich folgendermaßen verstehen: Obwohl die Linken alle Gewalt einsetzten, um Hitler zu besiegen, hatten sie keine Chance.

Rohwer transportierte mit dieser Aussage erstens die Linken als Gegenspieler von Hitler, zweitens die Gewaltorientierung der Linken im Kampf gegen Hitler, drittens die

Unbesiegbarkeit Hitlers, selbst durch einen gewaltsamen Kampf der Linken. Für das weitere Kapitel entscheidend stellte sich heraus, dass Rohwer gleich zu Beginn seines Falles und der Legislatur beim Thema Rechtsextremismus die Einbindung des linken politischen Lagers vollzog. Obwohl es laut Antrag um den Rechtsextremismus ging bzw. eine Maßnahme dagegen, konzentrierte sich Rohwer auf die Linken. Er stellte sie ins Zentrum seiner anfänglichen Argumentation. Und zwar im Sinne einer gewaltsamen Charakteristika. Er verknüpfte somit die thematische Vorgabe (Kampf gegen rechtsorientierte Einstellungen) mit der Kritik am gegenüberliegenden politischen (linken) Lager.

Die zeitliche Position – zu Beginn seiner Ausführungen –, ist dabei von entscheidender Rolle. Rohwer markierte so den Rahmen, in dem seine nachfolgende Argumentation zu verstehen ist. Das Sprengen der Ordnung der Versammlung markierte die Linken als „gewaltsame Störenfriede“.

Ohne auf den sachpolitischen Anlass einzugehen, fuhr Rohwer somit einen Angriff auf das hier noch diffus angedeutete linke Lager. Rohwer begab sich so nicht auf eine Inhalts-, sondern auf eine Absenderdiskussion.

Er nutzte den historischen Ausflug mithin als Gelegenheit, um die Diskussion über den Extremismus zu eröffnen. Durch die Delegitimierung des linken Widerstands (Gewalt orientiert, Vergeblichkeit) gegen Hitler und dessen Charakterisierung in den aggressiv-gewalttätigen Kontext, erfolgte primär die Herabsetzung des linken politischen Lagers bzw. des linken Widerstands.

Im weiteren Verlauf des Falles nutzte Rohwer diese Ansätze zur konstanten Gegenüberstellung und Parallelisierung von Rechts- und Linksextremismus: *„Wie schon in der Weimarer Republik, in der die NSDAP bei den Linken in die Lehre gegangen ist, lernt heute die NPD von der Antifa...“* (Rohwer 2004, PlPr. 4/5, S. 275).

Damit folgte er in wesentlichen Zügen der Idee des Extremismusbegriffes. Auch dort werden grundsätzliche Charakteristika herangezogen, wie zum Beispiel Gewalt gegen politische Gegner, Systemablehnung, autoritäre Ausrichtung, um politische Programme in einem Verständnis zu sammeln. So soll die Vergleichbarkeit unterschiedlicher politischer Systeme unter dem Duktus der Art und Weise von Herrschaftsbestreben und -ausübung erreicht werden. Das Ziel ist, hervorzuheben, welche Ideologien aus dem Blickwinkel einer demokratischen Gesellschaft an deren politischen Rändern die Grenzen überschreiten. Bei solchen politischen Ideen kann dann nicht mehr davon gesprochen werden, dass sie zum Erhalt einer pluralistischen Demokratie beitragen, sondern sie gewillt sind, diese abzuschaffen. Auf Kosten einer autoritär ausgerichteten Herrschaftsform (vgl. Backes/Jesse 1992).

Mit der Einordnung der politischen Linken in dieses Extremismusverständnis, warf er ihr unterschwellig die Bestrebungen vor, für eine Ablösung der demokratischen Gesellschaft zu

agieren.

Der Redner vollzog im weiteren Verlauf seiner Rede eine Vertiefung des Vorherigen. Der Kernpunkt war, den Antragsteller die Berechtigung, einen Antrag gegen Rechtsextremismus zu stellen, abzusprechen. Hilfsmittel dafür war der Begriff des Extremismus. Durch die historische Linie, die der Redner zog, ordnete er auch Teile des Antragstellers in den Extremismus ein und sprach somit der Gesamtfraktion das natürliche Recht ab, gegen einen Teil des Oberbegriffes, dem Rechtsextremismus vorzugehen. Die Problemwahrnehmung des Rechtsextremismus über den Begriff des Extremismus wurde hier als Hebel benutzt, um den politischen Gegner von Links zu attackieren und in seiner politischen Handlungsweise zu delegitimieren.

Der Ausgangspunkt der Diskussion, der Kampf gegen den Rechtsextremismus, wurde somit vernachlässigt. Stattdessen erfolgte eine Problemverlagerung, von Rechts- auf Linksextremismus bzw. der Frage, wer das Recht besitzt, gezielt gegen Rechtsextremismus vorzugehen. Da er dem Antragsteller mit seiner bisherigen Argumentation eben dieses Recht abgesprochen hatte, sah er sich auch nicht in der primären Pflicht, zum eigentlichen Antrag Stellung zu beziehen.

Erst nach dem der Gegner negiert wurde, kam es im weiteren Fallverlauf zu einer Diskussion. Gleichwohl auch nicht zum Antrag, sondern zum Thema „Zivilcourage als erste Bürgerpflicht“.

Diese Diskussion war jedoch eingebettet im vorher aufgebauten Rahmen, fußte also auf dem Extremismusansatz. Hier wird die Absenderdiskussion vertieft durch eine abschottende Begriffsdefinition. Abschottend deshalb, weil nur über ein gemeinsames Extremismusverständnis auch gemeinsame Handlungen möglich waren. Mit dem Festhalten an dem Verständnis der Totalitarismusthese wandelte der Redner selbst auf ideologischen Wegen, zog Gräben und entzog sich der Sachdiskussion.

#### 7.2.1.2 Gegensätzliches Auftreten von Hähle

Ein gegensätzliches Verhalten fand durch Hähle (vgl. 2005, PIPr. 4/10, S. 664 ff.) statt. Anlässlich eines NPD-Antrages zur „Errichtung einer Sächsischen Landesstiftung für die ‚Opfer des Luftkrieges‘ sowie der Einrichtung eines regulären Gedenktages zur Erinnerung an alliierten Luftangriffe vom 13./14. Februar 1945“ (Drs. 4/0473) sprach der Fraktionsvorsitzende der CDU im sächsischen Parlament.

Die Sequenzanalyse bzgl. der Untersuchung eines vorhandenen und genutzten Extremismusverständnisses, setzte erst spät im Fall ein. Vorher gab es dazu keinen Anlass, da Hähle keinerlei Andeutungen in diese Richtung machte. Die Sammlung rechts- und linksextremer Strömungen unter einem Begriff fand hier nicht statt. Hähle konzentrierte sich nur am Rande auf tagespolitische Vorfälle seitens Linksextremer und zwar an folgender Textstelle: „*Dass dieses von Linksautonomen und anderen Chaoten infrage gestellt wird, dürfen wir ebenso wenig zu-*

lassen wie das provokante Gedröhne der Unversöhnlichkeit und Ignoranz rechtsextremer Gruppierungen.“ (Hähle 2005, PlPr. 4/10, S. 666).

Die Analyse begann hier zu Beginn des Satzes mit „Dass dieses“. Hier wurde ein Bezug formuliert, der im vorherigen Satzgebilde lag. Der Satz, in dem diese Sequenz eingebettet war, kann also nie für sich allein stehen. Sonst ist er jedem Sinnzusammenhang entrissen. Die Erweiterung um das Wort „von“ ermöglichte noch kein vertiefendes Verständnis. Allerdings wurde das Blickfeld geöffnet. Denn nun schien nicht mehr nur die Variante des Bezug zu etwas Vorherigem sinnvoll, sondern auch der im Satz liegende Bezug (z.B.: „Dass dieses von hinten rein Grätschen nicht härter geahndet wird, bleibt mir ein Rätsel.“).

Wird jedoch ein Adressat benannt (z.B.: „Dass dieses von Dir kommt, überrascht mich!“) liegt der Bezug zumindest im Satz zuvor. Im vorliegenden Fall wurde ein Adressat formuliert, nämlich die „Linksautonomen“. Hähle brachte somit einen politischen Akteur in die Diskussion mit ein, der dort vorher nicht platziert war, denn es ging um die Auseinandersetzung mit der rechtsextremen „Erinnerungskultur“.

Er verknüpfte also ebenfalls die Thematik des Rechtsextremismus mit dem Einstieg in eine potentielle Diskussion über Linksextremismus. Allerdings nutzte er diese Diskussion nicht als Steigbügel, um eine Diskussion explizit über den „Extremismus“ zu eröffnen.

Die Fallstruktur in der Rede von Hähle, war die der Versöhnung. Unter diesem Anspruch handelte er auch gegenüber dem Gegner von links und umging ein zusätzliches Diskussionsthema. Die Ablehnung des Ansinnens der NPD war Hauptaugenmerk.

Obwohl Hähle an dieser Stelle praktische Beispiele gehabt hätte, an denen sich möglicherweise einzelne Parallelen zwischen Rechts- und Linksextremismus hätten konstruieren lassen, nutzte er diesen Ansatz nicht. Hieraus lässt sich der Hinweis ablesen, dass die Denkstruktur des Extremismus nicht einheitlich innerhalb der Fraktion war.

#### 7.2.1.3 Staatsminister Winkler – Extremismusbegriff als Delegetimierung

Bei Winkler (vgl. 2005, PlPr. 4/13, S. 886 ff.) erhielt die Einbindung des Extremismusbegriffes eine bis dato nicht verwendete Nuance. Sein Beitrag zur Debatte „Sachsen – ein demokratisches, tolerantes und weltoffenes Land“ war geprägt von den Feststellungen, dass Sachsen unverrückbar demokratisch und durch eine rechtsextreme Partei nicht zu gefährden sei. Wie weiter vorn bereits dargelegt, griff der Staatsminister und Chef der Staatskanzlei auf die Strategie der Demaskierung zurück, um die NPD zu delegetimieren.

Allerdings beließ er es nicht dabei, sondern weitete dieses strategische Instrument auch auf die damalige PDS aus. Konkret nachweisbar wurde das durch die Betrachtung des Fallverlaufes. Unmittelbar und ohne entscheidende Überleitung, ging er nach der Demaskierung der NPD,

zur Einbeziehung der PDS über. Er begann, indem er die damalige Fraktionsvorsitzende, Cornelia Ernst, nicht direkt ansprach. Stattdessen sprach er über sie: „*Frau Ernst hat gesagt:*“ (2005, PlPr. 4/13, S. 887).

Die Lesartenbildung belegte, dass er hier an eine fremde Argumentation anknüpfte, um sie in Beziehung zu etwas zu setzen. Er nahm sich also vor, ein PDS-Zitat zu verwenden, um es im vorherigen Kontext einzubetten. Das deshalb, weil es keine thematische Überleitung gab, sondern einen „radikalen“ Bruch von der NPD zur PDS. Aus der Betrachtungsweise der objektiven Hermeneutik sind gerade solche Brüche innerhalb der Fallstruktur von eminenter Bedeutung und weisen auf die Besonderheit des Nachfolgenden hin.

Belegt wird das durch die tatsächliche Nutzung des Ernst-Zitates, das Winkler verwendete und darauf seine weitere Argumentation aufbaute: „*Man darf nicht nur ganz banal nach ganz rechts schauen.*“<sup>28</sup>(ebd.). Die Frage, die sich nun ergibt: Wie ging Winkler mit dem Zitat um und wie ordnete er es ein?

Mit „*Die Argumente sind durchaus austauschbar.*“ (ebd.), antwortete er auf das Ernst-Zitat. Offensichtlich war also, dass bei Winkler ein Verständnis darüber herrschte, was die PDS-Fraktionsvorsitzende mit „ganz rechts“ meinte, denn seine Antwort war nicht auf die Klärung eines möglicherweise vorhandenen Missverständnisses ausgelegt. So hätte die Aussage von Cornelia Ernst, aus dem Kontext heraus und „ganz naiv betrachtet“<sup>29</sup>, z.B. auch als Warnung bezüglich des Verhaltens im Straßenverkehr taugen können. Es herrschte also bei Winkler eine definitonische Einigkeit mit Ernst, was mit dem Blick nach ganz rechts gemeint war: das rechtsextreme, politische Lager. Diese Feststellung war wichtig. Sie schloss aus, dass zwischen den Akteuren Uneinigkeit über den Diskussionsinhalt besteht und gab dem Fall somit eine erste Struktur. Da Winkler das Zitat von Ernst benutzte, um seine Argumentation aufzubauen, ist es notwendig zu klären, von welchem inhaltlichen Startpunkt er das tat.

Spannend war die Beobachtung des „Die Argumente“. Winkler sah in dem Ernst-Zitat somit mehrere Argumentationen. Dies ist aus der ersten distanzierten Betrachtung nicht nachvollziehbar, da es sich scheinbar nur um ein Argument handelte. Nämlich nicht allein den Blick auf das extreme rechte Lager zu lenken. Es hätte also stattdessen „Das Argument ist durchaus austauschbar.“ lauten müssen. Da Winkler aber bewusst von „Die“ sprach, lag dahinter ein Sinn, der aus der Distanz nicht ersichtlich war. Er griff also Argumente auf, die über den Blick nach rechts hinausgingen. Erst durch die Einbeziehung des tatsächlichen Ernst-Zitats wurde

---

<sup>28</sup> Das tatsächliche Zitat der PDS-Abgeordneten Dr. Cornelia Ernst lautete: „Es ist einfach banal, nur auf die ganz rechte Front zu schauen und sich daran abzuarbeiten, wie sich die zwölf braunen Führerlinge hier wieder einmal in einer Aktuellen Debatte verhalten. Intoleranz, Udemokratie und Weltfremdheit haben wir in unserem eigenen Haus. Jeder sollte vor seiner Tür kehren.“ (2005, PlPr. 4/13, S. 884).

<sup>29</sup> Naiv betrachten meint hier, die objektiv hermeneutische, kontextfreie Ansicht von Textsequenzen.

kenntlich, dass noch andere Argumentationen folgten. Im Kern klagte sie undemokratisches Verhalten im Landtag auch außerhalb des ganz rechten Spektrums an.

Für Winkler waren diese Argumentationen jedoch verrückbar und nicht fest, deswegen sprach er von Austausch. Im weiteren Textverlauf belegte er diese Austauschbarkeit und manifestierte es anhand des Themenkomplexes „Hartz IV“. Deutlich wurde da allerdings, dass er keine allgemeine Austauschbarkeit meinte, sondern eine zwischen links und rechts. Er verdeutlichte seine Beweisführung durch die Gegenüberstellung zweier Zitate<sup>30</sup>, einmal NPD- und einmal PDS-Akteure in Bezug auf Adolf Hitler. Bestätigt wurde auch diese Beobachtung wieder durch den Fall selbst, in dem Winkler konkret die Abgeordneten der PDS ansprach und sie fragte: „*Wo liegt denn da der Unterschied?*“ (Winkler 2005, PlPr. 4/13, S. 887).

Winkler wandte sich also, „naiv betrachtet“, Hilfe suchend an einen der Akteure, mit der Bitte ihm den Unterschied bzw. die Abgrenzung vom Anderen klar zu machen. Für Winkler war dies, ebenfalls „naiv betrachtet“, also nicht offensichtlich.

Die Einbindung zweier PDS-Zitate und die Einordnung derer in einen vorherigen demaskierenden Kontext bzgl. der NPD belegt, dass Winkler auch in Hinblick auf die PDS entlarvend argumentiert hat. Er wählte somit die gleiche Vorgehensweise gegenüber dem Gegner von links, wie dem von rechts.

Gleichwohl er die PDS in diesem Zusammenhang nicht des Linksextremismus beschuldigte, bescheinigte er ihr bzw. eines Akteurs von ihr, den Hang zu diktatorischen Strukturen. Die Neigung zu eben diesen diktatorischen Systemen gilt als Begriffselement des Totalitarismus.

Die Zustimmung im Saal für die Argumentationsführung zeigte, dass es sich bei Winklers Vorgehen um ein typisches CDU-Element und von ihr präferiertes handelte. Von den anderen Fraktionen gab es hierfür keinen bestätigenden Applaus, lediglich vom Koalitionspartner SPD vereinzelt (vgl. ebd.).

#### 7.2.1.4 Die Rede Schiemanns als Gegenbeleg zu Winkler

Beim CDU-Abgeordneten Schiemann (vgl. 2006, PlPr. 4/42, S. 3274 ff.) waren allerdings wieder Differenzierungen zum bisherigen Vorgehen zu beobachten. Das Thema der Debatte lautete: „Bekämpfung des Rechtsextremismus in Sachsen“ und folgte einem gleichnamigen, gemeinsamen Antrag der Koalitionsfraktionen CDU und SPD (vgl. Drs. 4/4141). Die Festlegung auf den Rechtsextremismus, bereits im Titel, war dabei bemerkenswert. Hier fand früh und deklarierend die Hervorhebung nur eines Elements, des bisher favorisierten Extremismusbegriffes statt.

---

<sup>30</sup> Udo Voigt: „Zweifellos handelt es sich bei Hitler um einen großen deutschen Staatsmann.“ Adolf „Täve“ Schur: „Hitler hat die Probleme ja noch in den Griff gekriegt, heute sind die Probleme zu groß dafür.“ Beide: (Winkler 2005, PlPr. 4/13, S. 887).

Gleichsam wurde eine Kampfposition („Bekämpfung“) dagegen eingenommen und damit die Ablehnung des Rechtsextremismus signalisiert.

In der Rede selbst folgte jedoch erst einmal die Widerrede, denn Schiemann bezieht sich zuerst doch auf den Extremismus: *„Die Koalitionsfraktionen widmen sich mit ihrem Antrag, Bestrebungen von Radikalismus und Extremismus entsprechend einzudämmen,“* (2006, PlPr. 4/42, S. 3274). Er griff auf die allgemeine Formel zurück, in der es um Extremismus als Gefahrgut ging. Gleichzeitig markierte er dieses Bestreben als Handeln der Koalition, also nicht nur seiner Partei, sondern auch der SPD.

Weiterhin sprach er von „eindämmen“. Die objektiv hermeneutische Bildung von Lesarten war an dieser Stelle unersetzlich. Sie machte klar, dass Schiemann vom Zügeln einer Kraft sprach. Nicht aber, und das ist wichtig um die Beziehung zur im Titel vorhandenen Kampfansage zu setzen, die Negierung oder Marginalisierung des Extremismus und Radikalismus. Die Koalitionsfraktionen wollten laut dieser Äußerung von Schiemann ein weiteres Ausschwärmen der Problematik verhindern und sie kontrollierbarer machen. Ein vollkommenes Auslöschen des Rechtsextremismus bzw. Extremismus lag dagegen nicht in ihrem Ansinnen.

Dazu kommt der Widerspruch zum Titel, in dem es explizit nur um den Rechtsextremismus ging, wohingegen der Extremismusbegriff viel mehr beinhaltet, so z.B. politischen, religiösen oder auch künstlerischen<sup>31</sup>. Der Redner verwischte so die Begrifflichkeiten an dieser Stelle und zeigte damit eine gewisse Unentschlossenheit den Rechtsextremismus als Hauptbekämpfungsziel zu definieren.

Der weitere Fallverlauf sorgte jedoch für etwas Klärung. Der Redner fuhr fort, in dem er den Rechtsextremismus besonders hervorhob: *„insbesondere den Rechtsextremismus.“* (ebd.). Damit zog er die Linie zum Antragstitel. Dadurch dass er seine Einleitung über die Begrifflichkeiten „Radikalismus und Extremismus“ gestaltete, musste die nachfolgende Differenzierung im Rahmen des Extremismusbegriffes eingeordnet werden. Der Extremismusbegriff gab also die Orientierung vor. Formen des Extremismus, hier der Rechtsextremismus waren Teil dessen, wurden aber erst zweitrangig bewertet.

Der Redner betonte dies auch noch einmal explizit, da er darauf hinwies, dass alle Formen des Extremismus von den Koalitionären abgelehnt würden. Damit meinte er den Rechts-, Links- und radikal-islamistischen Extremismus (vgl. ebd.). Er grenzte andere Formen allerdings aus und widersprach so seinem eigenen Anspruch, jeglichen Extremismus abzulehnen.

Zwar zeigte er auf der politischen Ebene die zwei Hauptpole, links und rechts, auf, vermied es jedoch, die religiös-politische Ebene mehrpolig darzustellen. Hier gibt es für ihn nur den radikal-islamistischen Bereich. Andere Bereiche, z.B. den christlichen oder jüdischen Fundamentalismus sparte er aus.

---

<sup>31</sup> So gibt es Künstler, die in ihrem Wirken als Extreme oder gar als Extremisten benannt wurden. Beispiel hierfür die Schauspieler Susanne Lothar und Ulrich Mühe (vgl. Kulturschwärmer 11/2012, S. 13).

Hier kam es zu einem inneren Widerspruch in der strategischen Zielsetzung, der gleichzeitig auch Kontinuitäten enthielt. Die bisherige Argumentation lief stets auf einen totalitaristisch geprägten Blickwinkel und der Zusammenfassung mehrerer Phänomene unter „*Extremismus*“ hinaus. Der eigentliche Widerspruch war somit nicht die hier praktizierte Vermischung von Begrifflichkeiten, sondern der explizit auf den Rechtsextremismus ausgerichtete Antrag. Dadurch, dass Schiemann den Begriff „*Extremismus*“ aber wieder primär benutzte und erst danach den Rechtsextremismus als Teil dessen verstand, wurde eines deutlich. Der Antragstitel wirkte hölzern, dass dazugehörige Selbstverständnis innerhalb der CDU fehlte, denn es sprach dem eigenen Antrag zuwider. Möglicherweise lag dies auch an der gemeinsamen Antragstellung mit einer zweiten Fraktion, die womöglich „mäßigung“ einwirkte. Ein Beleg für diese These kann allerdings nicht geliefert werden, da dafür eine Untersuchung der Arbeitsabläufe der Koalition notwendig wäre.

Im weiteren Verlauf des Falles kam es konstant zur undifferenzierten Vermischung des Extremismus- und Rechtsextremismusbegriffes. Somit wies sich dies für die Fallstruktur als stützend aus.

Jedoch, und hier grenzte sich Schiemann vom vorher dargelegten Fall von Winkler ab, fand die Einbeziehung des Extremismusverständnisses keine Anwendung zur Instrumentalisierung gegen den linken politischen Gegner. Das Thema Rechtsextremismus wurde nicht dafür genutzt, um gleichsam auch die Linksfraktion.PDS als extremistisch einzuordnen und somit angreifbar zu machen. Im Vergleich zu Winkler ein signifikanter Unterschied. Das bedeutet, dass die Delegitimierung der Linksfraktion.PDS mithilfe des „Extremismusverständnisses“ nicht als konstantes strategisches Handeln verstanden werden kann. Hierfür wäre ein einigermaßen lineares Verhalten notwendig.

#### 7.2.1.5 Milbradt vor dem Kommunalforum in Riesa

Auch bei Milbradt spielte der Extremismusbegriff eine tragende Rolle. In dem bereits schon öfter erwähnten Auftritt auf dem Kommunalforum 2007 in Riesa, hielt der damalige Ministerpräsident eine Eröffnungsrede mit dem Titel „Sachsen – kein Platz für Extremismus und Gewalt“ (vgl. Milbradt 2007).

Hier gab bereits der Titel den Rahmen vor, an dem entlang der folgende Textablauf überprüft werden muss. Der Titel suggerierte ein prall gefülltes Land Sachsen: „*Sachsen – kein Platz*“. Die Botschaft, die in diesem möglichen Kontext vermittelt wurde, läuft auf einen ablehnenden und sogar ausgrenzenden Ton hinaus. Denkbare wäre an dieser Stelle aber auch, dass „Platz“ im Sinne eines örtlichen Zusammenhangs verwandt wurde: Sachsen – kein Platz mit Namen Johann-Sebastian-Bach-Platz vorhanden.



Auch wenn dies eine ungewöhnliche Formulierung sein mag, muss sie im Sinne der objektiven Hermeneutik denkbar sein, denn nur so, lassen sich andere Varianten besser abgrenzen und die tatsächliche Textaussage objektiv bestimmen.

Im Zuge der Sequenzerweiterung wurden mögliche Gedankenspiele, wofür der erste Teil der Sequenz stehen könnte, jedoch eingeschränkt. „*Sachsen – kein Platz für*“ stellte offensichtlichen einen klaren Bezug zu etwas her. Die Platzsuche eines Gegenstandes oder einer noch nicht näher definierbaren Einheit wurde negiert. Die Negierung fand nicht in dehnbaren Zwischenbereichen statt, sondern war absolut. Es gab keine Lücken, keine etwaigen Möglichkeiten, sondern schlicht und ergreifend keine Räume, keinen Platz.

Es wurde an dieser Stelle bereits sichtbar, dass der Titel etwas Ablehnendes und Abwehrendes vermittelte. Er bezog sich, nüchtern betrachtet, auf eine sächliche Feststellung einer räumlichen Abmessung. Das heißt, in der bisherigen Sequenzanalyse ist noch keine Wertung möglich, sondern lediglich eine Bestandsaufnahme.

Konkreter zeigte sich diese, als die Sequenzanalyse erweitert wurde. Dann war der Bezug sichtbar, der vorher mit dem Wort „für“ bereits eingeleitet wurde. Somit erhielt die bis dato wertfreie Feststellung des fehlenden Platzangebotes, eine Bewertung, denn der Bezug war selektiver Natur. Er wählte eine bestimmte Gruppe aus und verwehrte ihr einen Platz innerhalb Sachsens.

An dieser Stelle war interpretatorisch noch nicht geklärt, welche Einheiten ausgeschlossen wurden. Fakt war nur der Ausschluss an sich.

Von diesem betroffen waren Extremismus und Gewalt, so Milbradt. Ist der Extremismusbegriff schon vergleichsweise unspezifisch, da er ja mehrere Formen beinhaltet, ist dies beim Thema Gewalt noch stärker. Objektiv hermeneutisch ist hier von einer möglichen Vielzahl an Gewaltbegriffen auszugehen, so zum Beispiel: strukturelle Gewalt, häusliche Gewalt, staatliche Gewalt, körperliche Gewalt, seelische Gewalt usw. All diese „Einzelgewaltformen“ wurden von Milbradts Redeüberschrift, als nicht integrierbar bestimmt. Die Erwartung eines, auf scheinbar allen Ebenen, gewaltfreien Landes war damit eine sehr hohe und sich auch auf den eigenen Handlungsbereich beziehende.

Der Ausgrenzungscharakter der Rede bezog sich demnach auf sämtliche Formen extremistischer Erscheinungen und Gewalt. Milbradt öffnete also ein enormes Spektrum an Themen, Zusammenhängen und möglichen Maßnahmen. Der allgemein gehaltene Titel beinhaltete eine Vielzahl an Bereichen.

Die Fallstruktur erhielt durch den Titel den frühen Charakter der Ausgrenzung. Gegen was und wen konkret – davon war auszugehen – würde der weitere Fallverlauf klärende Auskunft geben.

Die Überprüfung dessen setzte an dem Punkt ein, an dem eine Konkretisierung zu erwarten ist. Milbradt hob aus dem Spektrum von Gewalt und Extremismus den Rechtsextremismus besonders hervor „*vor allem der Rechtsextremismus.*“ (2007, S. 2). Er stellte diesen in eine primäre Rolle gegenüber anderen Erscheinungen. Auf eine auf eine führende und alleinige Position wies „vor allem“ hin.

Für Milbradt war der Rechtsextremismus Hauptthema der Ausgrenzung. Damit spezifizierte er seinen hier verwendeten Extremismusbegriff hin zum Rechtsextremismus. Wird auch die Position dieser Ausrichtung im Satzgefüge, nämlich am Abschluss des Satzes, beachtet, so wird klar, dass es sich an dieser Stelle ausschließlich um den Rechtsextremismus handelte. Eine Ergänzung in Form einer anderen Extremismusform trat nicht auf. Somit erfuhr die Hervorhebung des Rechtsextremismus einen absoluten Charakter.

Gleichwohl bleibt festzustellen, dass dieser Charakter nicht zum plakativen Zweck für Milbradt taugte, anders als bei Schiemann. Sonst hätte er den Rechtsextremismus bereits im Titel als Kernelement seiner Ausgrenzung benannt.

Vielmehr ließ sich spannender Weise resümieren, dass „der Extremismus“ bei Milbradt, nur ein Schaltelement darstellte, nicht aber den tatsächlichen Inhalt der Auseinandersetzung. Es handelte sich, wie bereits mehrfach erwähnt, beim Rechtsextremismus im Verständnis der CDU um einen Teil des Extremismus. Somit hatte die Überschrift auch ihre Berechtigung. Die einseitige Hervorhebung des Rechtsextremismus war jedoch bemerkenswert.

Die CDU verblieb, auch wenn es ihr primär um die Auseinandersetzung mit dem Thema Rechtsextremismus ging, im Begriffsdenken des „Extremismus“ und konnte sich nicht davon lösen. Jedoch zeigte dieses Beispiel auch auf, dass die Begrifflichkeit des Extremismus nicht zwingend dafür stehen muss, dass die CDU thematisch stets auf die Sicht des Totalitarismusbegriffes zurückgriff. Stattdessen sind die Einzelfälle zu prüfen und genau zu differenzieren. Im Laufe der Legislaturperiode ließen sich, wie gezeigt, bereits unterschiedliche Verläufe aufzeigen. Die Tendenz bewegte sich von einer Eingliederung linker Themata in rechte Kontexte, hin zu einer stärkeren Fokussierung auf das Thema Rechtsextremismus.

Die Fallstruktur belegte diese erste Hypothese in Milbradts Rede. Sowohl die Ausgrenzungsrhetorik, als auch die Fixierung auf den Rechtsextremismus tauchten innerhalb der Rede wiederholt auf.

Wie stark der Extremismusbegriff innerhalb dieser Rede vom Rechtsextremismus geprägt war, zeigte sich daran, dass Milbradt klare Spezifikationen der extremen Rechten, auf den extremistischen Gesamtbegriff übernahm. Milbradts Zitat: „*die NPD und andere extremistische Gruppierungen*“ (2007, S. 2) leitete diese Feststellung ein. Die Eingliederung der NPD in den extremistischen Kontext verwunderte nicht weiter, gleichwohl jedoch der weitere Verlauf: „*wollen mit einer langfristigen Strategie die Mitte der Gesellschaft erreichen. Erst die Straßen,*

*dann die Köpfe, dann die Parlamente.“* (ebd.).

Der damalige Ministerpräsident griff hier auf die Strategie der NPD zurück und übertrug sie auf andere Gruppierungen. Diese ordnete er zudem in den Kontext des Extremismus ein und beließ sie nicht differenzierend im Spektrum des Rechtsextremismus. Ein Beleg für die Rechtfertigung dieser Übertragung wurde nicht aufgeführt. Er bezeugte hiermit eine inhaltliche Schwäche und gleichsam die Denkweise in (undifferenzierten) extremistischen Strukturen. Bis zum Zeitpunkt der Rede handelte es sich, wie im Kapitel zur NPD dargelegt (vgl. 5.2, S. 96 ff.), tatsächlich um die Strategie der NPD, die damit beträchtliche Erfolge in Vernetzung, Verfestigung und Wahlakzeptanz erarbeiten konnte. Eine Transformation dieser expliziten Strategie innerhalb der rechtsextremen Erscheinungsformen war zu diesem Zeitpunkt nicht sicht- und auch nicht nachvollziehbar. Die einzigen relevanten Konkurrenzparteien, DVU und Die Republikaner, übernahmen diese Vorgehensweise nicht. Andere Gruppierungen, von denen Milbradt sprach, könnten somit lediglich Vereine oder Kameradschaften sein, die jedoch bereits beim Ziel „der Parlamente“ nicht mehr relevant sind.

Milbradts Argumentation gründete in einer unscharfen Herleitung, wenn er die NPD-Strategie auf andere extremistische Akteure übertrug. Er setzte Extremismus mit der NPD gleich. Das deutete darauf hin, dass er zwar primär, den Rechtsextremismus thematisieren wollte (und auch hat), diesen aber in verfestigten Denkstrukturen des Extremismus wahrnahm und behandelte. Hier zeigte sich also ein klarer Beleg für die Stellung des Extremismusverständnisses innerhalb der CDU.

Obwohl Milbradt mit seinem Fall Anlass gab, die strategische Nutzung des Extremismusbegriffes zu differenzieren und seine Entwicklung als moderater anzusehen, gab es in darauf folgenden Fällen Abweichungen davon. Die waren dabei mehr dem klassischen Verständnis zuzuordnen.

#### 7.2.1.6 Lehmann und Buttolo – Extremismusbegriff als Delegetimierung

Hierunter fiel auch die Rede des Abgeordneten Lehmann zum Thema „Unverzögliche Zusammenstellung und Übersendung der bereits für den 31. März 2008 erbetenen Materialsammlung zur Prüfung eines Verbotsantrages gegen die NPD an das Bundesinnenministerium.“ (vgl. Drs. 4/11886). Lehmann begründete in seiner Rede für die CDU-Fraktion die Ablehnung der Dringlichkeit des Antrags der Linksfraktion (vgl. 2008, PlPr. 4/104, S. 8573).

Der Redner stieg in die Rede mit einer Metapher ein: *„Käme ein Wanderer des Wegs, würde er sagen:“* (ebd.). Grundsätzlich beinhaltet eine Metapher stets eine zu vermittelnde Botschaft, die in einem verschleierte Kleid verpackt wird. Dies kann zur besseren Vermittlung oder Darstellung, wie auch zur künstlerischen Vernebelung eines bestimmten Sachverhaltes dienen.

Klar ist also, dass Lehmann mit seinem Einstieg in die Rede früh eine Botschaft vermitteln wollte. Dies jedoch nicht direkt, sondern auf einem künstlichen Umweg. Ihren Fortgang fand die Rede, in dem er auf eine Richtungsdiskussion einging, die im ersten Augenblick mit der Metapher nicht in einem sinnlogischem Zusammenhang stand: „*Wenn sich die links außen und die rechts außen*“ (Lehmann 2008, PlPr. 4/104, S. 8573). Die Einbettung der Wandermetapher, welche offenbar eine Bezugnahme auf Richtungen im Allgemeinen nahm, hatte keine logische Herleitung. Wenn Lehmann zweimal von „die“ sprach, mag er zwar konkrete Bilder vor Augen gehabt haben, wer „die“ sind. Allein offenkundig waren sie nicht.

Was sich jedoch als offenkundig zeigte, war die Gleichbehandlung der bis hier unspezifischen Gruppen. Beide stehen am äußersten Punkt in ihren Richtungszuschreibungen und werden vom Betrachter, hier dem Redner Lehmann, als einheitlich bewertet, sich nur unterscheidend in ihrer Himmelsrichtung.

Eine spezifische Zuschreibung derer die links oder derer die rechts außen stehen, fand mithilfe eines möglichen Adjektivs nicht statt. Stattdessen wurde die Differenz lediglich auf die unterschiedliche örtliche Position herunter gebrochen.

Wurde die Sequenz erweitert, schloß sich der Kreis der Metapher sehr schnell: „*über das Verbot extremistischer Parteien streiten*“ (ebd.).

Der Redner bezog seine Metapher auf einen parteipolitischen Sachverhalt bzw. band diesen darin ein. Eine Spezifizierung der Gruppen findet jedoch immer noch nicht statt. Das Bild, das der Redner aufwarf, zeigte einen Wanderer der einen Weg entlang geht. Dieser Weg vermittelte ihm den Eindruck etwas über zwei Gruppen auszusagen, rechts und links von ihm entfernt, die über ein Verbot von Parteien diskutieren. Dieses Bild wirkte nicht besonders stimmig und stattdessen stark konstruiert. Die Metapher war also nicht an einer tatsächlich realen Situation orientiert, sondern an einem Konstrukt des Redners.

Deutlicher wird diese Annahme, wenn die Sequenz noch weiter geöffnet wird: „*ändert sich das Wetter.*“ (Lehmann 2008, PlPr. 4/104, S. 8573). Dies erschien objektiv betrachtet als vordergründig irrational, da dass Wetter unabhängig von solchen Streitigkeiten ist. Vielmehr ändert sich das Wetter entweder durch natürliche Vorgänge, die von Menschenhand nicht beeinflussbar sind oder nur durch solche Vorgänge, die in ihrer Dimension so allumfassend und immens sind, dass sie mittel- und langfristige Veränderungen in der Atmosphäre erreichen, siehe Klimawandel.

Angesichts dessen lautete die Botschaft, die der Redner vermittelte, dass aus dem Streit der o.g. Akteure eine solche Urgewalt entstehen müsste, dass auf natürliche Abläufe Einfluss genommen wird. Auch das erschien keinen logischen Sinn zu ergeben, weil auch diese Konstellation kaum denkbar ist. Ob das „Obskure“ der Metapher Absicht war oder nicht, ließ sich zu diesem

Zeitpunkt der Fallanalyse noch nicht feststellen.

Gleichwohl schrieb er dem vermeintlichen Streit solche Kraft zu, dass es ein Kernelement der Metapher war. So schien sich heraus zu kristallisieren, dass das Augenmerk des Redners weniger auf Kapriolen des Wetters lag, sondern auf den Streitakteuren.

Wurde der Handlungskontext (politische Diskussion, Ort: Landtag) einbezogen, erschien es sinnlogisch, dass mit den o.g. Gruppen politische Richtungen gemeint sind. Es ist zu vermuten, dass der Redner den Antragsteller, sowie das Objekt eines potentiellen Parteienverbotes, die NPD, meinte. Dass er beide nach „außen“ verortete, eröffnet den Kontext des Extremismus. Bestätigt wurde das, als er von „extremistischen Parteien“ sprach.

Tatsächlich jedoch gab es eine breite öffentliche Diskussion *nur* über das Verbot der NPD und sonst keiner anderen Partei. Hier agierte der Redner also unpräzise.

Im Fortlauf des Falles wird der Extremismuskontext beibehalten. Der Redner diskutiert weniger den Antrag, als vielmehr den Antragsteller. Seine Meinung über diesen sah er bestätigt. Allerdings erfolgt zum Anfang des Falles noch keine direkte Einordnung in den extremistischen Kontext, dieser bleibt verschleiert. Erst durch die Sequenzanalyse wurde die Absicht des Redners nachweisbar.

Der Redner begann erst eine Antragstellerdiskussion, um in den so vorgegebenen Rahmen seine Antragsablehnung zu formulieren. Dabei bestätigte sich die Hypothese, dass eine vorherige Negierung des Antragstellers eine negative Beurteilung des Antrags zur Folge hatte.

Die oberflächlich betrachtete Ablehnung des Antrages erfolgte explizit nicht unter Zuhilfenahme des Extremismusverständnisses, sondern anhand äußerer normativer Regelungen, denen sich der Redner beugte. Gleichwohl setzte er den Rahmen ins extremistische Verständnis. Die Metapher war nicht bloß eine einleitende Randbemerkung, sondern der Grundstein für die folgende Ablehnung. Der Grundstein war der des Extremismusverständnisses und die daraus nicht machbare Zusammenarbeit mit einer Partei, die in diesem Verständnis einen Platz hatte. Das Bild war also das gleiche, wie auch zur Beginn der Legislatur. Allein es wurde nicht weiter offensiv zur Rechtfertigung eines Abstimmungsverhaltens gegen Links verwendet. Die frühe, einleitende Metapher des Redners zeigte aber, dass zum damaligen Zeitpunkt die bekannten Denkstrukturen weiter konstant waren.

Eine Bestätigung dieser Denkstrukturen fand sich auch bei Buttolo, dem damaligen Innenminister, in seiner Stellungnahme zur großen Anfrage von Bündnis 90/Die Grünen „Rechtsextremismus in Sachsen“ (Drs. 4/13281) im Jahr 2009 (vgl. PIPr. 4/130, S. 10929 ff.).

Zwar nahm er anfänglich primär den Rechtsextremismus in den Fokus, doch wechselte er innerhalb des Falles immer wieder zum Extremismusbegriff zurück.

Im Sinne der CDU ist das auch nicht weiter bemerkenswert, da der Rechtsextremismus einen

Teil des Extremismus darstellt und so Rechtsextremisten auch Extremisten sind. Eingebunden in die bisherige strategische Verwendung der Begrifflichkeiten, bedeutete dieses Wechselspiel jedoch, die automatische Einbindung auch anderer Extremismusformen. Vornehmlich, wie die bisherige Darlegung zeigte, die des Linksextremismus. Gleichwohl hatte Buttolo diesen Verweis in seiner Rede nicht explizit geöffnet. Somit stellte dies einen Entwicklungsschritt dar. Der Extremismusbegriff blieb weit weniger klar definiert, als in Stellungnahmen der CDU vorher, wenngleich er eine stabile Position in der Argumentationsfolge einnahm.

#### 7.2.1.7 Analyse der Strategieelemente

Aus den textanalytischen Deutungen ist an dieser Stelle klar abzuleiten, ob es sich beim Einsetzen des Extremismusbegriffes in die Diskussion zum Rechtsextremismus um ein Vorgehen anhand einer Strategie handelt oder nicht. Dazu ist es erforderlich, die einzelnen Strategieelemente mit den Ergebnissen der Analyse in Verbindung zu setzen.

##### *Strategisches Ziel*

Die unterschiedlichen Fallanalysen haben zwei Dinge deutlich hervorgehoben. Zuvorderst war der Extremismusbegriff für die Union ein Hilfsmittel zur thematischen Einordnung des Phänomens des Rechtsextremismus. Die klaren Denkstrukturen, die der Begriff mit sich bringt, machte es der Partei möglich, mit dem Thema Rechtsextremismus angemessen umzugehen. Ein definitorischer Grundstock war notwendig, um an ihm orientiert handeln zu können. Es hat sich gezeigt, dass die Denkweise im Schema des Extremismus auch als Basis für Strategien der Marginalisierung des Rechtsextremismus sein kann bzw. mit ihnen verbunden ist. Gerade bei Schiemann und Milbradt zeigten sich diese Muster. Die Verwendung des Extremismusbegriffes folgte dort zwar einem klaren roten Faden, nach dem vor allem eine Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus erfolgte. Dabei wurde es dann aber auch belassen.

Die zweite Erkenntnis, die sich herausarbeiten ließ, ist die, dass der Extremismusbegriff dazu benutzt wurde, den politischen Gegner über die NPD hinaus anzugreifen. In dem Fall der vierten Legislaturperiode die PDS bzw. Die Linke.

Das Verständnis in extremistischen Strukturen zu denken, war für die Akteure ein Hilfsmittel, um die Legitimation der linken Partei für den Kampf gegen Rechts in Frage zu stellen. Das bedeutet, dass die CDU argumentierte, dass eine Partei, die nach ihrem Verständnis voll oder in Anteilen extremistisch ist, nicht das Recht haben dürfe, über andere Formen des Extremismus zu urteilen bzw. sie bekämpfen zu wollen. Sie selbst sei schließlich unter dem gleichen

Sammelbegriff zu finden, wie die Partei oder das Phänomen allgemein, die bekämpft werden sollen.

Hier kämpfte die CDU um die Deutungshoheit. Die CDU versetzte sich selbst in die Position beurteilen zu dürfen, wer für die Demokratie gefährlich ist. Dabei half das Verständnis des Extremismus, diesen Blick in viele Richtungen auszuführen. Dem Wähler wurde vermittelt, dass nur derjenige, der grundsätzlich alle Formen des Extremismus ablehnt, auch wirksam dagegen vorgehen kann, da sein Kampf allumfassend und nicht selektiv ist. Der Kampf um die Deutungshoheit ist auch immer ein Kampf um reale politische Handlungsmacht. Wird diese nun von einem Akteur in Zweifel gezogen, weil dieser selbst eine Deutungshoheit in Anspruch nimmt, so ist es notwendig seitens des Machtinhabers seine Ansprüche zu verteidigen.

Die Zuhilfenahme des Extremismusbegriffes zur Negierung des linken Gegners spielte in der untersuchten Legislatur eine markante, allerdings keine konstante Rolle. Stattdessen zeigte sich, dass die Akteure zwar in festen Denkstrukturen der Begrifflichkeiten agierten, nicht immer aber, um damit gleichzeitig einen Zwei-Fronten-Kampf zu führen. Denn es wurde nicht deutlich, dass die Einbettung der untersuchten Themata in den Extremismusbegriffes, nur dazu taugten, den Gegner von links zu attackieren.

### *Strategische Mittel*

In den Mitteln des strategischen Wirkens muss unterschieden werden, da sich auch die Ziele zweigestaltig darstellten.

Im Kampf um die Deutungshoheit war ersichtlich, dass als Mittel das der Konfrontation und die Entlarvung gewählt wurden. Um die eigene „Hoheit“ hervorzuheben, wurde die Berechtigung der Anderen zu deuten, marginalisiert bzw. sollte marginalisiert werden. Die Marginalisierung fand statt, in dem den gegnerischen Akteuren aufgezeigt wurde, dass sie dem Objekt des Kampfes selbst zu sehr ähneln und damit die nötige Distanz fehle, um überzeugend gegen den Extremismus zu agieren. Die Grundthese der CDU war, aus dem eigenen extremistischen Charakter heraus, lässt sich nicht gegen den Extremismus vorgehen.

Im Kampf um die Deutungshoheit wurde also das Mittel der Delegitimierung als Instrument verwendet. Es fand keine Argumentation auf Sachebene statt, sondern eine vorgelagerte, grundsätzliche.

Beim Ziel einen eigenen Definitionshorizont aufzuzeigen, gab es das strategische Mittel nicht in dem Maße, wie bei anderen. Hier handelt es sich um die Darstellung eines Selbstverständnisses, aus dem heraus gehandelt werden soll. Dieses Selbstverständnis wirkt zwar strategisch

eingesetzt, gleichwohl offenbart es bei der Aufgliederung der einzelnen Strategiemerkmale, dass die Mittel lediglich auf die bewusste Darstellung dieses Selbstverständnisses hinausliefen. Es gab also kein weiteres, verstärkendes Element, das eingesetzt wurde, um es deutlicher in den Vordergrund zu heben. Stattdessen ließ es sich aus den Stellungnahmen herausarbeiten, ohne einen extra dafür erschaffenen Transporteur zu brauchen.

### *Strategische Umwelt*

Die Verwendung und Ausgestaltung des Extremismusbegriffes war ein klares Indiz für einen konservativen Charakter und wurde von der Breite der Fraktion getragen. Unterstützt wurde das durch die Begleitung wissenschaftlicher Positionierungen, die sich im Umfeld der Partei und politischen Richtung bewegten. Das bedeutet, dass ein breites, sachlich fundiertes, auf einem natürlichen Konsens basierendes Fundament existierte, aus dem heraus die Denkstrukturen gebildet und erhalten wurden.

Es zeigte sich, dass unabhängig von innerparteilicher oder -fraktionärer Position, das Denken in extremistischen Schemata vorhanden war. Das ließ sich auf eben genanntes zurückführen.

Ebenso schien für die Zielsetzung der Delegitimierung der PDS/Die Linke. die notwendige Umwelt vorhanden. Auch dieses Vorgehen wurde von allen Positionen der Fraktion durchgeführt. Ebenso gab es die Unterstützung durch wissenschaftlichen Berater. Die anfängliche Abneigung, zusammen mit den Linken eine demokratische Erklärung gegen Rechts durchzuführen, ist in diesem Kontext zu verstehen. Diese kam nach langer Weigerung erst im Jahr 2005, anstatt unmittelbar nach der Wahl 2004, zustande (vgl. CDU-Fraktion des Sächsischen Landtags 2005).

### *Strategisches Kalkül*

Die bewusste Einordnung und die wohl überlegte Verwendung des Extremismusbegriffes, innerhalb eindeutiger Themenzusammenhänge, sprachen für ein vorhandenes strategisches Kalkül.

Auch die Delegitimierung der PDS/Die Linke. beruhte auf dem Kalkül des Kampfes um die Deutungsmacht und damit als Element eines grundsätzlichen Machtkalküls. Denn es ging, innerhalb dieser Debatte, nicht nur um die ideologische Einordnung und Auseinandersetzung, sondern auch um die Vorherrschaft des politischen Kampfes gegen Rechts. Gleichwohl war das wechselhafte Verhalten diesbezüglich auch ein Anzeichen für einen möglichen Lernprozess der Fraktion. Dieser mögliche Lernprozess bezieht sich auf die Erkenntnis, dass der Kampf gegen Links für die Marginalisierung des Rechtsextremismus nicht zwingend förderlich sein muss.



Sonst wäre die plakative Einordnung der Linken in den extremistischen Kontext wohl noch konstanter und offensiver geführt worden.

Es zeigte sich, dass das anfänglich bereits bekannte Extremismusverständnis auch hier auftauchte. Gleichwohl sehr differenziert. Dabei ließ sich vor allem der Kampf um die Deutungshoheit als Strategieziel erkennen. Dieser Kampf war in erster Linie notwendig, um sich vom politischen Gegner abzuheben und das eigene Profil klar zu markieren. Gleichzeitig wurde der Gegner in seiner Handlungsberechtigung negiert. Hinter der Profilierung lag also auch ein klares Machterhaltungsbestreben.

Die grundsätzlichen Denkstrukturen im Raster des Extremismus taugten dabei weniger als eigenes strategisches Ziel, denn vielmehr als äußeres Erkennungszeichen für das definitive Schema aus welchem heraus die Partei agierte.

## 7.2.2 Kampf um die Deutungsmacht konservativer Werte

Für die nachfolgende Darstellung genügten vergleichsweise wenige Dokumente. Dennoch ließ sich aus diesen ein Handeln der CDU-Akteure herausarbeiten, dass sich auf strategisches Handeln hin überprüfen lässt. Rückblickend ist es möglich anhand dieser Verhaltensweisen eine Entwicklung im strategischen Agieren der Sächsischen Union hinsichtlich einer potentiellen Wertedebatte zu deuten.

### 7.2.2.1 Rohwers emotionale Wertebeanspruchung

Die erste Auffälligkeit gab es bei Rohwer gleich zu Beginn der Legislatur. In der gleichen Rede, als er auch einen scharfen Ton gegenüber der PDS anzog, kam es zur Markierung der Werte, um deren politische Zugehörigkeit es sich seiner Meinung nach lohnte gestritten zu werden. In der Diskussion um die „Auflage eines Programms gegen rechtsorientierte Einstellungen und kulturelle Verhaltensmuster bei Jugendlichen“ (vgl. Drs. 4/0083), bezog er Stellung gegenüber der NPD und deren vermeintliche Inbesitznahme von Werten (vgl. Rohwer 2004, PIPr. 4/5, S. 275 ff.).

Die bereits im vorhergehenden Kapitel angedeutete Emotionalität innerhalb dieses Falles spielte auch hier eine wesentliche Rolle. Sie durchzog die gesamte Fallstruktur. Die Sequenzanalyse erbrachte zu Beginn des Falles, dass der Redner mit einer unterschwelligem Emotionalität an den Fall und die Rede heranging. Der Fall selbst bestätigte diese Emotionalität spätestens in dem Moment, da der Redner sie zum Thema machte.

Dies setzte ca. in der Mitte des Falles an: „*Wieviel Emotionen vertragen wir?*“ (ebd., S. 276). Die Formulierung der Frage kolportierte, dass Emotionen nach dem Maß des Ertragens gemessen werden können. Das Gedankenexperiment, das sich an diese Sequenz anschloss, offenbarte, dass die Frage nach Auflösung verlangte, in Form einer „mengenmäßigen Zuschreibung“ von Emotionalität.

Stattdessen ging der Fall einen anderen Weg und zeigte damit einen Bruch zum logischen, sinnvollen Fortgehen. Die Frage wurde nicht beantwortet und blieb somit als rhetorisches Instrument im Textverlauf zurück. Der Redner baute stattdessen eine weitere Frage auf, die sich mit dem Maß an persönlicher Eitelkeit beschäftigte: „*Muss man Eitelkeit wirklich so weit treiben, dass einem kesse T-Shirts, eine Fotostrecke bei 'Bild' und die Einladung zu 'Kerner' mehr wert sind als die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus?*“ (ebd.).

Dieses Verhalten zeigte, dass es dem Redner weniger um die tatsächliche Auflösung der in der Frage erhobenen Problematik ging, sondern darum, diese innerhalb eines rhetorischen Vorgehens zu instrumentalisieren. Auch die Frage nach der Eitelkeit erfuhr keine Auflösung. Für

Rohwer waren diese zwei Signalworte lediglich Hinweise für eine fehlende Sachlichkeit mit dem Thema Rechtsextremismus.

Der Fall ging darin über, dass Rohwer von rhetorischen Fragen überleitete in die Handlungsspielräume der tatsächlichen Politik. Der rhetorische Charakter der vorhergehenden Passagen wurde dadurch noch verstärkt: *„Stattdessen müssen wir in diesem Landtag unserer Verantwortung gerecht werden und die selbstbewusste Deutungsmacht der NPD erschüttern.“* (Rohwer 2004, PlPr. 4/5, S. 276).

„Stattdessen“ signalisiert ein anderes Verhalten an den Tag zu legen, wie bisher beschrieben. Anstatt Emotionalität und Eitelkeit zu zeigen, müsse anders gehandelt werden. Das vorher Beschriebene wurde dadurch von ihm abgelehnt. Sein Blick richtete sich auf etwas im ursprünglichen Sinne uneitles und unemotionales, nämlich die eigene Verantwortung. Diese müsse der Deutung nach vor den Emotionen und der Eitelkeit kommen.

Im Folgenden kam es zu einem weiteren Bruch des potentiell logischen Fortgehens. Es folgte keine Beschreibung eines verantwortungsvollen Handelns, sondern vielmehr die Entlarvung Rohwers und des Grundes für die unterschwellige Emotionalität im Fall, die er bei anderen, sofern sie aus seiner Sicht offensiv gelebt wurde, ablehnte. Bei Rohwer führte die fehlende Sachlichkeit der politischen Gegenspieler mit dem Thema Rechtsextremismus zu einer verstärkten Emotionalisierung. Der fehlende rationale Umgang mündete bei ihm selbst in einer Emotionalisierung des Themas. Der Grund für die Verankerung konnte jedoch nicht von Anfang an gedeutet werden. Die in 7.2.1 nachgewiesene Absenderdiskussion gen PDS bot hierfür keine Erklärung. Sie war lediglich ein Symptom der eigenen Emotion.

Rohwer benannte in der Folge eine Situation, in der er seine Gefühlsbindung eingestand. Gleichwohl betonte er, dass er *erst dort* wirklich Gefühle zulasse: *„In diesem Moment bin ich dann doch emotional.“* (ebd.).

Die Sequenz vermittelte vor allem zwei Dinge. Zuvorderst das Eingeständnis, dass eine bestimmte Situation beim Redner eine gefühlsbetonte Seite öffnete. Der zweite, dahinter liegende Aspekt war der, dass die Sequenz vermittelte, dass Emotionalität vorher abgestritten und nicht wahrgenommen wurde. Erst durch ein ganz bestimmtes Ereignis wurde sie hervorgerufen und bewusst ins Zentrum der Betrachtung gestellt.

Dieses Ereignis lag für den Redner vor, da er es erstens thematisierte und zweitens in der Gegenwartsform sprach und nicht etwa im Konjunktiv.

Allerdings ergab sich hier ein Widerspruch. Die bisherige Fallanalyse erbrachte bereits, dass der Redner einen emotionalen Zugang zum Thema besaß, allerdings war der Ursprung offen. Das heißt, er war nicht erst in diesem von ihm benannten Moment gefühlsgeleitet, sondern schon eine gewisse Zeit vorher. Die Tatsache, dass die unterschwellige Emotionalität bereits in einem Großteil des Falles schon vorhanden war, zeugte davon, dass es für den Redner um einen sehr

gewichtigen Grund ging.

Durch die Einbindung des Kontextes stellte sich heraus, dass die Inanspruchnahme der Deutungsmacht durch die NPD dafür ursächlich war (vgl. Rohwer 2004, PlPr. 4/5, S. 276).

Das heißt, der Redner nahm seine Emotionen erst dann wahr, als ein anderer Akteur etwas beanspruchte. Die Folge dadurch emotional zu werden, lässt darauf schließen, dass der Redner ein Empfinden von Ungerechtigkeit, Diebstahl, Verletzung o.ä. dabei in sich trug.

Um welche Deutungsmacht es sich hierbei handelte, wurde an dieser Stelle noch nicht offenbar. Gleichwohl war diese Stelle die objektiv-hermeneutische Bestätigung für den emotionalen Zugang des Redners zum Thema Rechtsextremismus. Die objektiv-hermeneutische Analyse, die Fallstruktur fortlaufend zu betrachten, hilft dabei, diese emotionale Verbundenheit aufzuzeigen und ihr Gewicht zu belegen. Der gefühlsbetonte Zugang ist in der Regel nur dann möglich, wenn ein bestimmter Fakt den Akteur so berührt, dass etwas Ursächliches in ihm, ein Kern seiner Persönlichkeit in Anspruch genommen wird. Dies scheint durch die Inanspruchnahme der, hier noch diffusen, Deutungsmacht durch die NPD geschehen zu sein.

Der Redner fühlte sich also in etwas tief Verwurzeltem von der NPD bedroht. Rohwer nahm für sich in Anspruch, dass nur seine Emotionalität die vertretbare sei, denn vorher hatte er ja einen emotionalen Zugang Anderer in Frage gestellt.

Die objektive Hermeneutik verlangte nun, nach weiteren Hinweisen zu suchen, die diese These begründen oder widerlegen und mithin die Ursache für das Bedrohungsgefühl zu finden.

In der direkten Folge des Falles tauchten vor allem die strategischen Muster, der schon erläuterten Demaskierung und der delegitimierenden Verwendung des Extremismusbegriffes auf.

Am sinnvollsten erschien es daher den Blick darauf zu richten, wo möglicherweise eine Fortsetzung und Bestätigung der These erfolgte.

Das war der Fall, als Rohwer explizit auf das Themenfeld der „Werte“ einging. Hier sprach er davon, dass nur „*wer seine Werte kennt*“ (ebd.) auch dafür eintreten könne.

Rohwer sprach von „seine Werte“, also personalisierten Werten, die jeden individuell betreffen. Dabei ist an diesem Ausschnitt einer größeren Sequenz noch nicht ablesbar, um welche Werte es sich überhaupt handelt. Denkbar sind dabei Werte der Gesundheit (z.B. Blutwerte), Moral (z.B. Anstand), Ideologie (z.B. „Kampf den Palästen“), Finanzen (z.B. Börsen-, Zinswerte) etc.

Mit „*und davon überzeugt ist,*“ (ebd.) setzte sich die Sequenz fort. Bestätigt wurde hier der innere Bezug zu den Werten. Mit diesen musste sich bewusst auseinander gesetzt werden, soll eine Überzeugung oder Ablehnung möglich sein. Weiter ließen sich bestimmte o.g. Werte an dieser Stelle bereits ausschließen. Werte der Gesundheit bedürfen keiner Überzeugung. Stattdessen werden sie festgestellt und danach entweder hingenommen oder nicht. Die Überzeugung kann sich maximal auf die Richtigkeit der Messergebnisse beziehen, nicht aber

auf die Werte an sich. Ähnliches gilt für die Werte z.B. einer Bewertung eines Finanzmarktinstrumentes. Es ist also bereits an dieser Stelle zu vermuten, dass es sich bei den Werten, um solche mit einem irrationalen, also gefühlsbetonten Zugang handelt.

Im Fortgang ging es Rohwer ums Werben und Verteidigen dieser Werte, dass heißt um den persönlichen Einsatz (vgl. 2004, PlPr. 4/5, S. 276). Auch hier wurde der Eindruck der individuellen Beziehung verstärkt.

Die Werte, um die es ging, kamen jedoch erst im weiteren Verlauf zur Sprache. Konkret wurde Rohwer als er von „*Tugend und Treue*“ (ebd.) sprach. Er bringt die Werte zur Sprache in Kombination mit dem Vorwurf an den politischen Gegner von rechts, sie nur zu benutzen: „*Über Werte wie Tugend und Treue wollen sie, ihrem großen Vorbild folgend, einen Staat errichten, in dem diese Werte für ein menschenverachtendes System benutzt werden.*“ (ebd.).

Dieser Feststellung liegt der Vorwurf inne, mit den Werten nicht richtig umzugehen, sie für ein falsches Ziel zu missbrauchen. Er kritisierte also die Inanspruchnahme der Werte „Tugend und Treue“ für das von ihm beschriebene Ziel des „menschenverachtenden Systems“ und damit die Deutungsmacht.

Das heißt aber im Umkehrschluss auch, dass er die Deutungsmacht für sich beanspruchte. Die Kritik an einer Nutzung ist nur dann sinnvoll, wenn über die richtige Nutzung Kenntnis vorhanden ist. Somit entstand an dieser Stelle ein Kampf um die Deutungsmacht über Werte.

Es handelte sich um Werte, die vornehmlich dem konservativen Wertekanon zugerechnet werden können.

Der Fortgang der Sequenz bestätigte dies konkret. Der Redner sprach selbst vom Signalwort „Deutungsmacht“ (vgl. ebd.).

Die abschließende Bestätigung fand sich in dem Moment, da der Redner nicht die Inanspruchnahme der Anderen kritisierte, sondern selbst für sich etwas in Anspruch genommen hat. Diese Feststellung bezog sich auf die Aussage: „*Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!*“ (ebd.).

Objektiv hermeneutisch betrachtet handelte es sich hier um eine Sequenz die innerhalb des Falles eine Kernposition einnimmt, da sie in der Lage ist, die Fallstruktur sowohl zu bestätigen als auch zu widerlegen.

Die weiter oben aufgeführte Emotionalisierung bzgl. der Deutungsmacht fand seine Verknüpfung zu Werten wie Tugend und Treue. Hier spiegeln sich die Verlustängste um die eigene Deutungsmacht und Besitznahme von Werten durch Andere – in seinen Augen dafür nicht Berechtigte.

Die Wortwahl war sehr bewusst gewählt, weil es sich hier um einen verbreiteten Spruch des rechtsextremen Genres handelt. Außerdem wurde er vom Redner angekündigt („*Deshalb muss in unserem Land endlich wieder von uns demokratischen Politikern ein Satz offen ausgesprochen werden:*“ [Rohwer 2004, PlPr. 4/5, S. 276]) und war die letzte Aussage der Rede. Vielmehr noch,

es lag eine besondere Betonung vor. Das unkommentierte Stehen-Lassen am Satz- und Redeende verlieh dem Ausruf eine weitere Gewichtung.

Dazu kam, dass Rohwer eine Pflicht damit verband („Deshalb muss“). Er überließ es den demokratischen Politikern nicht selbst, darüber zu entscheiden, den Satz auszusprechen, er forderte dazu auf, er erwartete es zu tun. Somit verband sich mit dem Stolz der Zwang und damit eine zumindest latent autoritäre Aufforderung.

Der Redner eröffnete mit seinem Auftritt eine Debatte um die rechtmäßige Verwendung (konservativer) Werte. Diese Debatte trug dabei den Charakter des Besonderen, denn es handelte sich ganz offensichtlich um ein Themenspektrum, das dem konservativen Charakter der Partei entsprang und auf einer emotionalen Basis geführt wurde.

#### 7.2.2.2 Hähles Schutzbedürfnis des Patriotismus

Auch bei Hähle (vgl. 2005, PlPr. 4/10, S. 664 ff.) ließ sich ähnliches herausarbeiten. Die Textstelle an der sich das nachweisen lässt lautet: *„Deshalb bin ich stolz auf mein Land, stolz auf seine Menschen, die sich mit dieser Haltung – im Gegensatz zu Ihnen – als wirkliche Patrioten erwiesen haben.“* (ebd., S. 664).

Dieses Bekenntnis trat früh im Fall auf. Die objektiv hermeneutische Sequenzanalyse begann an der Stelle „Deshalb bin ich stolz auf mein Land“. Deutlich war, dass mit „Deshalb“ eine Ursache für den Stolz bereits vorlag. Hähle griff sie nicht aus der Luft, sondern hatte mindestens ein Argument für seinen Stolz. Dieses ist aber hier nicht sichtbar und soll für die Deutung auch erst außen vorgelassen werden. Die Lesartenbildung half zu verstehen, dass mit dem Stolz „auf mein Land“ die institutionelle Ordnung des Staates gemeint sein konnte, wie auch das landwirtschaftliche Land, das im Eigentum des Redners sein könnte.

Gleich was von beiden gemeint war, er nahm in Anspruch, dass es sich um das eigene handelte, also ein Besitzanspruch. Allerdings war auch eine Zugehörigkeitsbekundung denkbar (Bsp. „Deshalb bin ich stolz auf mein Land, dessen Bürger ich bin.“). An dieser Stellung der Deutung war noch beides möglich.

Im vorhandenen Kontext wirkte gerade der Besitzanspruch irritierend, da es sich nicht um einen sächlichen Gegenstand oder ein Leistungserzeugnis handelte, dessen man besitzen kann, sondern um eine Form menschlicher Gesellschaft und Ordnung (Land). Die Variante des landwirtschaftlichen Kontextes würde da schon eher Sinn ergeben. Der Stolz bezöge sich auf das eigene Land, das Feld, das vermutlich sehr ertragreich bestellt wurde.

In der Gedankenfolge müsste nun die Begründung und mit ihr, die Eingrenzung erfolgen, worauf sich der Landesstolz bezogen hat und in welche o.g. Schemata er sich einordnen ließe.

Der CDU-Fraktionsvorsitzende fuhr fort mit „stolz auf seine Menschen,“. Er wiederholte – und

verstärkt – die Bekundung des Stolzes, öffnete aber den Bezug, denn zu dem Land gehören auch Menschen. Die o.g. Möglichkeit, dass es sich um Hähles landwirtschaftliches Anwesen handele, wirkte nun unwahrscheinlicher, wenn auch nicht ausgeschlossen. Die Vorstellung, dass ein gestandener CDU-Politiker im Landtag in Gutsherrenart über Angestellte spricht, war jedoch etwas surreal.

Es schien sich also mit hoher Wahrscheinlichkeit um die staatliche Institution des Landes, samt seiner Bürger zu handeln, für die der Redner Stolz empfand. Im Vergleich zu Rohwer wurde hier eine Vorstellung entwickelt, die sich nicht auf eine Staatszugehörigkeit „Deutscher“ bezieht, sondern auf eine tatsächliche Leistung. Die Interpunktion im Zitat verrät, dass es sich nicht um die schlichte Aussage des Stolzes handelt, sondern dass noch etwas folgen würde.

Hähle fuhr fort: „die sich mit dieser Haltung –“. Der eben angesprochene Bezug konkretisierte sich auf die Bürger, dass wurde an „die sich“ deutlich. Klar wurde auch, dass Hähle eine weitere Konkretisierung vornahm. Er sprach eine ganz bestimmte Einstellung an, für die er Stolz empfand. Der Begriff der Haltung war dabei vielfältig. Er kann sich auf eine körperliche oder moralische Positionierung beziehen, wie auch, theoretisch denkbar, auf die „Haltung von Tieren“.

Gerade in einem potentiell möglichen ökologischen Kontext wäre es möglich, den Stolz auf die Haltung von Tieren zu empfinden.

Auf jeden Fall wurde deutlich, dass Hähle Stolz für etwas empfand, dass *Andere* geleistet haben. Er rückte damit weniger sein eigenes Tun in den Mittelpunkt, sondern ein äußeres. Hierfür empfand er soviel Achtung und Anerkennung, dass er den Wert des Stolzes damit verband.

Was darauf folgte, war eine Konkretisierung durch Abgrenzung: „im Gegensatz zu Ihnen –“. Er sprach direkt jemanden an. Die Einbindung der Gedankenstriche sorgte dafür, dass die Abgrenzung unmittelbar gemeint war. Es vermittelte grundsätzliche Förmlichkeit und Distanz, die durch „Ihnen“ gekennzeichnet war. Die Distanz war auch größer, als zu „seinem Land“, dass der Redner ein Stück weit vereinnahmt hat. Entweder durch Besitznahme oder Zugehörigkeitsbeweis. Das Verhalten desjenigen, den er ansprach, verführte Hähle dazu, sich zu distanzieren. Der Gegensatz zu Stolz ist gemeinhin Scham oder Pein. Hähle gab also zu verstehen, dass er nicht nur Stolz für die eine Gruppe empfand, sondern sich für eine andere auch schämte oder sie als peinlich empfand.

Im Folgenden wurde nun klarer, was für Hähle der Auslöser seines Stolzes war: „als wirkliche Patrioten erwiesen haben.“

Das Wort „wirklich“ wird im allgemeinen Verständnis als Synonym von etwas Wahrhaftigem verstanden. Dies wiederum wird als gut empfunden. Das hat zur Folge, dass von den beiden Gruppen, die Hähle ansprach, eine positiv und eine negativ verstärkt wurde. Möglich ist dies durch die oben erwähnte Abgrenzung. Sie diente der Unterscheidung zwischen gut und

schlecht. Entscheidend ist damit der vorherige Bezug, also die Einbindung des Kontextes, in dem die Abgrenzung stattfindet.

Der direkte Bezug lag im Patriotismus, der hier eine positive Bewertung erfährt, denn er wurde den Menschen zugeschrieben, auf die der Redner vorher seinen Stolz bekundet hatte.

Zugleich fand so eine Bewertung von Patriotismus statt, dem eine positive Deutung im Agieren der Demonstranten gegen den Rechtsextremismus zugeschrieben wurde. Hähle gab zu verstehen, dass er wisse, was „wirklicher Patriotismus“ heiÙe. Da er über das Wissen verfüge, könne er auch zuschreiben, wer patriotisch handelt und wer nicht. Die beanspruchte Deutungshoheit für den Begriff des Patriotismus glich damit einer Auseinandersetzung um einen ideologischen Wert.

Der Besitzanspruch wurde nicht aufgelöst, stattdessen noch subtiler, da dem als eigen empfundenen Land, auch Menschen angehören. Der Stolz auf diese war zugleich vereinnahmend, verallgemeinernd und suggerierte damit, dass alle Sachsen gegen Rechtsextremismus demonstriert hätten.

Gleichzeitig beanspruchte der Redner die Deutungshoheit über den ideologischen Wertebegriff des Patriotismus. Er kämpfte um die wertbezogene Deutungshoheit.

Der Patriotismusbegriff wurde von Hähle in die Richtung des Bürgerengagements gezogen. Gelebter Patriotismus war nach ihm, wer sich für gesellschaftliche Dinge einsetzt. Die Einbeziehung des Kontextes bestätigte dies, denn bei der Stellungnahme handelte es sich um die Antwort auf einen NPD-Antrag zur Errichtung einer Landesstiftung für Opfer der alliierten Luftangriffe auf Dresden (vgl. Drs. 4/0473). Die Debatte wurde nach den Gedenkfeiern des 13./14. Februar 2005 durchgeführt. Die Äußerungen Hähles bezogen sich demnach auf die Bürger Dresdens, die im friedlichen Gedenken die Opfer würdigten.

Dieses Opfergedenken, das ohne Revanchismus auskam, bezeichnete er als patriotische Tat, einen Akt der Vaterlandsliebe. Er eröffnete die Diskussion um die Rechtmäßigkeit von patriotischem Handeln. Das geschah jedoch nur, weil das Bedürfnis vorhanden war, Klarheit zu schaffen. Diese sah er anscheinend durch den NPD-Antrag bedroht.

Hähle sah sich in der Verantwortung, den Patriotismusbegriff in seiner Definition und Verwendung durch andere zu schützen.

Eine Bestätigung des verwurzelten Stolzes des Redners erfolgte im Fortlauf des Falles. Er baute diesen auf das gesamte Deutschland aus und verfuhr nach dem Motto, vom Kleinen zum GroÙen. Dabei erfüllte ihn die seiner Ansicht nach Frieden bringende Rolle des Deutschlands der Gegenwart mit Stolz. Der Stolz wurde also mit einer klaren Haltung in Verbindung gebracht. Es war kein Stolz aus sich heraus oder der Sehnsucht nach Zugehörigkeit, sondern aufgrund einer ganz bestimmten Leistung, nämlich der Entwicklung Deutschlands vom Kriegsherr zum friedlichen Land in Europa. So zumindest das Verständnis von Hähle.



Obgleich die Deutung der deutschen Rolle an dieser Stelle nicht diskutiert werden kann, ist offensichtlich, dass Hähle den Kampf um eine ideologische Deutungshoheit führte. Die Motive im Vergleich zu Rohwer waren andere. Zwar rührten auch sie aus einem gewissen Bedrohungsgefühl heraus, wirkten allerdings weniger scharf. Der Kampf um die Deutungshoheit war hier eher subtil, während er bei Rohwer vergleichsweise offen geführt wurde.

### 7.2.2.3 Strategiepapier „Deutscher Patriotismus im vereinigten Europa“

Das die beiden Diskutanten unmittelbar nach dem Einzug der NPD über Werte wie Patriotismus oder Treue und Stolz sprachen war kein Zufall. Sie waren Ausdruck eines Gegensteuerns, dass von einem Großteil der Partei mitgetragen wurde. Indiz dafür war der Parteitagsbeschluss 2005, zum sog. „Patriotismuspapier“ (vgl. CDU-Landesverband Sachsen 2005).

Es war innerhalb des Kampfes um die Deutung konservativer Werte ein zentrales Element.

Diese Positionierung wurde gut ein Jahr nach dem Einzug der NPD in den sächsischen Landtag veröffentlicht. Bereits zu Anfang der Legislatur kam es in einer Rede des Abgeordneten Rohwer zu einer strategischen Ausrichtung der eigenen Wertebeanspruchung und dem Verlangen über die Deutungshoheit patriotischer Werte. Allerdings erfolgte wiederum erst nach einem Jahr, mit der hier bearbeiteten Stellungnahme eine Fortsetzung. Dafür eine überaus strategische. Denn es kam zur Ausformulierung jeglicher Elemente vom zugrunde liegenden Strategiebegriff. Darüber hinaus wird bei der Einbeziehung des Entstehungskontextes auch deutlich, dass hier die Reinform eines strategischen Zirkels zugange war. Es handelt sich beim vorliegenden Dokument um das Positionspapier des Parteitages der Sächsischen Union, also mithin um das Werk eines programmatischen Denkprozesses.

Die erste untersuchte Textstelle war gleichzeitig die Überschrift und lautete: „*Deutscher Patriotismus in Europa*“ (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 1). Die Sequenzanalyse begann mit „Deutscher Patriotismus“. Die Lesartenbildung zeigte, dass zu diesem frühen Zeitpunkt schon eine Einschränkung stattfand und nur eine bestimmte Form des Patriotismus behandelt werden sollte. Eine Eingrenzung ergibt jedoch nur dann Sinn, wenn sich das Objekt tatsächlich von anderen unterscheidet. Es wurde sowohl auf die Notwendigkeit der Differenzierung, als auch auf eine tatsächliche Unterscheidbarkeit hingewiesen. Diese Differenzierung schien den Autoren besonders wichtig, da sie direkt am Anfang des Textes stand. Somit wurde ihr eine übergeordnete Rolle zugeschrieben. Es konnte nicht mit einer allgemeinen Abhandlung über Patriotismus zu rechnen sein, gleichwohl eine allgemeine Abhandlung über den deutschen Patriotismus denkbar wäre.

Es ging den Autoren nicht etwa um eine grundsätzliche Bewertung von Nutzen oder Unsinn patriotischer Denkweisen an sich, sondern gleich um die Fokussierung auf eine bestimmte

Ausformung der Vaterlandsliebe. Eine Wertung stand zu diesem Zeitpunkt jedoch aus. Mehrere Optionen sind innerhalb der Gedankenexperimente möglich (Bsp: „Deutscher Patriotismus, daran soll die Welt genesen.“; „Deutscher Patriotismus schön und gut, aber was ist mit dem französischen und dem englischen? Wo liegt der Unterschied?“ etc.).

Eine Wertung war auch nach der Erweiterung der Sequenz nicht deutbar. Vielmehr wurde eine Verortung des Patriotismus vorgenommen.

Zuvorderst musste allerdings der Patriotismusbegriff näher betrachtet werden. Die Autoren nahmen Bezug auf die Vaterlandsliebe, einer abstrakt-irrationalen Gefühlsbeziehung. Abstrakt wird die Liebe zur Nation dadurch, dass es sich um ein historisch-konstitutives Konstrukt handelt und nicht um einen Menschen, dem normalerweise Gefühle großer, inniger Zuneigung entgegengebracht werden.

Es handelte sich um eine irrationale Handlungsmotivation. Das Land nahm die Position a) eines Elternteils b) eines Liebespartners c) eines Freundes oder d) eines Tieres ein und erfährt so eine Personifizierung.<sup>32</sup>

Der Aspekt des Irrationalen wurde im Verlauf des Falles immer wieder bestätigt. Die Unterüberschrift „Deutscher Patriotismus im vereinigten Europa“ konkretisierte das vorherige noch weiter. Die Autoren verstanden die Sonderrolle innerhalb eines politisch-juristischen oder geografischen Rahmens, nämlich Europa. Explizit wurde hier nicht vom „europäischen Patriotismus“ sondern vom deutschen, im europäischen Rahmen. Die Betonung auf das „geeinte“ machte dabei den juristischen Rahmen aus. Die Abgrenzung und die Sonderform wurde hier noch verstärkt und dadurch die Priorität des Themas weiter angehoben.

Abgrenzung beinhaltet jedoch immer auch Ausgrenzung. Es wurde thematisch früh eine Art Ausgrenzung signalisiert. Zu diesem Zeitpunkt allerdings vor allem Ausgrenzung auf inhaltlicher Ebene, sich eben ausschließlich mit der deutschen Variante des Patriotismus zu beschäftigen.

Eine Wertung stand an dieser Stelle ebenfalls noch aus. Es handelte sich lediglich um eine definitorische Abgrenzung des zu behandelten Begriffes. Das die Autoren sich allerdings auf diese Definition festlegten, ermöglicht das Verstehen ihres Interesses: Position zu beziehen zur Liebe des Deutschen.

Die nächste untersuchte Textstelle lautete: „Zwölf Thesen zum Zusammenhalt unserer Gemeinschaft“ (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 1).

Die fehlende Interpunktion des vorherigen, als Abgrenzung zur nächsten Sequenz, ließ die Stelle als Überschrift deuten. Gleichzeitig handelte es sich dann scheinbar bei der hier

---

<sup>32</sup> Als Gegenentwurf bietet sich Theodor Heuss an, der diese Personifizierung von Staaten auf den Punkt brachte, als er nach der Vaterlandsliebe befragt wurde: „Ach was, ich liebe keine Staaten, ich liebe meine Frau; fertig!“ (Schreiber 1969, o.S.).

vorliegenden, um eine Unterüberschrift.

Der weitere Textverlauf bzw. dessen Gliederung wurde konkretisiert. Der Leser wusste nun was ihn erwartet (12 Thesen). Die objektiv-hermeneutische Deutung filterte eine Unsicherheit der Autoren an dieser Stelle heraus. „Thesen“ sind Diskussionsanregungen, hergeleitete argumentative Schlüsse, aber keine Forderungen oder feste Standpunkte. Die Autoren ordneten die noch folgenden Thesen defensiv ein und erzeugten keine feste Bindung zu ihnen.

In Bezug auf ein Strategiepapier und dem Strategiebegriff lag kein strategisches Handeln vor, da keine feste inhaltliche Überzeugung sichtbar war.

Prägnant war die nun stattfindende Wertung des deutschen Patriotismus. Dem deutschen Patriotismus wurde eine Funktion für die Gesellschaft, in der sich Autoren („unsere“) bewegen, zugeschrieben.

Diese Funktion lag in dem Wort „Zusammenhalt“, der allgemein als positiv betrachtet wird. Doch nicht nur die positive Bewertung wurde hier vermittelt. Grundsätzlich wurde dem Patriotismus auch die Fähigkeit für Zusammenhalt zugerechnet und damit eine existenzielle gesellschaftliche Schlüsselfunktion. Der Patriotismus bildete im Verständnis der Autoren eine Klammer, die Gemeinschaft bindet und als Gemeinschaft erhält. Hiermit sollte zweierlei vermittelt werden. Erstens eine überindividuelle Zielvorgabe, die über einem egoistischen Ziel steht und zweitens ein, für den Leser oder Wähler, zustimmungsfähiges Interesse an der Patriotismusdebatte. Das potentielle Eigeninteresse an der Debatte wurde hier verschwiegen. Allerdings ist dieses auch subtiler zu benennen, als die Förderung von Gemeinschaftsgefühlen. Bei der Differenzierung des strategischen Ziels wird darauf näher eingegangen.

Mit der Textstelle: *„Für die CDU ist es seit ihrer Gründung im Jahre 1945 eine Selbstverständlichkeit, Verantwortung für unser Land zu übernehmen.“* (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 1) nahmen die Autoren einen Bruch zum bisherigen Text vor. Von einer allgemeinen Positivierung der deutschen Vaterlandsliebe wurde umgeschwenkt und ein Akteur eingebracht. Die Sequenz „Für die CDU“ zeigte in der Lesarteneinbindung eine Fixierung auf den Akteur „CDU“. Nur in der letzten Lesart wird diese Betrachtung aufgebrochen, in Form einer Auflistung („Für die CDU stimmten 23%, für die SPD 18%.“). Es ging nun nicht mehr um Patriotismus sondern um die CDU, eine Änderung des Fokus.

Die Fixierung wurde durch die Erweiterung der Sequenz bestätigt („seit ihrer Gründung“). In der direkten Folge ordneten die Autoren der CDU eine positive und beständig fürsorgende Rolle für Deutschland zu. Die Positivierung des Akteurs ließ jedoch noch nicht zwingend auf eine positive Auseinandersetzung mit dem Patriotismus schließen. Verantwortung für das Land in dem man agiert, war nicht dringend damit verbunden, dies unter dem Begriff des Patriotismus

zu tun. Allerdings taten dies die Autoren. Sie brachten die beständige, verantwortungsvolle Rolle der CDU in Verbindung mit Patriotismus.

Bestätigt wurde das durch den Text selbst: „Aus diesem Grunde will die Sächsische Union das Thema Patriotismus wieder verstärkt besetzen.“ (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 1).

Der Patriotismus diente den Autoren als Leitelement für bestimmte Verfestigungen von wertgesättigten Aussagen, also auch für politische Zielvorgaben.

Der Akteur gab in der Folge zu erkennen, nur einer länderspezifischen Sektion der CDU anzugehören („Sächsische Union“). Gleichwohl sprach er aber über den deutschen und nicht den sächsischen Patriotismus. Er agierte damit in übergeordneten Sinnzusammenhängen, die mehr als die Erreichbarkeit des eigenen potentiellen Handelns bedeuteten.

Die im Text vorgestellten Thesen dienten in der objektiv hermeneutischen Textdeutung dazu, den bisherigen Eindruck zu bestätigen oder zu widerlegen.

Gleich zu Beginn wurde vor allem der irrationale Zugang zum Thema gefestigt, als die Autoren die Nation als Schicksalsgemeinschaft definierten: „1. Im vereinigten Europa ist die historische und kulturelle Schicksalsgemeinschaft der Nation unverzichtbar.“ (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 1). Der erneute Zugriff auf das „vereinigten Europa“ bestätigte die o.g. Aussage, dass es um Abgrenzung innerhalb eines geopolitischen Rahmens ging. Es handelte sich um einen elementaren Bestandteil der Fallstruktur. Gleiches galt für die irrationalen Themenzugang, der im Bezug zur Vaterlandsliebe festgestellt wurde. An dieser Stelle erfährt die Deutung ihre Bestätigung durch die Einbeziehung des Schicksals. Dies war jedoch keine thematische Neuerfindung. Sie orientierte sich vielmehr an bereits geführten Diskussionen oder Stellungnahmen anderer CDU-Akteure, wie z.B. Schäuble<sup>33</sup>. Grundsätzlich wurde mit dieser Eingangsthese eine Argumentation auf emotionaler Basis begonnen. Gleichsam zeigte sich, dass es auch für die Akteure ein gefühlsbetontes Thema war, dass weniger mit rationaler Kühle, als vielmehr mit „Herzblut“ behandelt werden sollte.

Der emotionale Ton setzte sich durch die gesamte Fallstruktur fort und war somit ein konstantes Leitelement des Falles. Innerhalb dessen wurde auch der oben bereits herausgearbeitete ausgrenzende Charakter bestätigt. Er wurde deutlich durch Fixierung auf die religiöse Zugehörigkeit zum „deutschen Patriotismus“. Dieser war aus Sicht der CDU christlich geprägt und fundiert. Durch diese Charakterisierung wurden andere religiöse Ausformungen des Patriotismus als Nicht-Deutsch verstanden bzw. die Integration anderer religiöser Einflüsse in den deutschen Patriotismus abgelehnt. Die Bestätigung dieser Deutung fand sich im Text

---

<sup>33</sup> Schäuble, Wolfgang: Mitten im Leben. München 2001

selbst. Die islamisch geprägte Türkei gehörte seitens der Autoren nicht in diese Schicksalsgemeinschaft. So kam es zur religiös begründeten Ablehnung des Beitritts der Türkei zur EU.

Das oben formulierte Ziel der besseren Gemeinschaft fußte also ambivalent auf der Ausgrenzung anderer Völker und Religionen.

Hieran setzte auch die kulturelle Verwurzelung des Patriotismusverständnisses an. Die Herleitung des Rechtes auf Patriotismus wurde anhand kultureller Errungenschaften begründet. Es kam allerdings zur Überhöhung dieser Errungenschaften im differenzierenden Vergleich mit anderen Kulturen. Es fand an dieser Stelle keine rationale, objektiv bemühte Bestandsaufnahme der eigenen Kulturhistorie statt, sondern die subjektive Herausstellung der einmaligen Bedeutung für sich selbst und die Welt. Gleichsam wurden andere kulturhistorische Errungenschaften anderer Völker abgewertet, dadurch dass die eigenen als quasi nicht vergleichbar deklariert wurden: *„Unser deutsches Volk hat Europa und die Welt bereichert wie kaum ein anderes.“* (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 2).

Der Patriotismus diene also nicht nur der Auseinandersetzung mit sich selbst, sondern der Einstufung in die Reihen anderer Völker. Die Darstellung eigener Erfolge, in ihrer immanenten Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit sprach ebenfalls für die subjektive Reflexion der kulturhistorischen Bedeutung.

Dazu kam an dieser Stelle auch die auffällige Verwendung des Volksbegriffes, anstatt des Nationenbegriffes. Die Autoren bezogen sich also mehr auf eine natürliche Gemeinschaft, denn auf ein Konstrukt. Der Bezug auf die natürliche Gemeinschaft („Blut und Boden – These“) war ausgrenzend und zwar denen gegenüber, die auf deutschem Boden leben, nicht aber deutscher Abstammung sind. Die Abstammung ist Zufall bzw. Schicksal und damit das Eintrittsbillet zur o.g. Schicksalsgemeinschaft.

Die Rechtfertigung Deutschland ohne Scham lieben zu können, zogen die Autoren aus der Herleitung einer gewissen Qualität „des Deutschen“. Die Liebe zu Deutschland wurde an dieser Stelle nicht aus einer grundsätzlichen, wertfreien Zuneigung generiert, sondern durch die Bewertung von Leistung.

Die Berechtigung zur Vaterlandsliebe wurde außerdem aus der eigenen Geschichte gezogen, die sowohl in ihrer positiven wie negativen Ausprägung wahrgenommen wurde. Der Umgang mit der Liebe zum Land jedoch wurde aus vorherigen politischen Zeiten und deren historische Leistung übertragen. Hier wurde sich einer fremden Leistung als Legitimation bedient und diese übertragen, auf den eigenen Anspruch und die eigene Sehnsucht zur Vaterlandsliebe.

Die Legitimation des „Auslebens“ wurde stattdessen versucht über den Nutzen für die Gesellschaft, sowie anhand unstrittiger deutscher Grundwerte wie Freiheit und Demokratie zu erreichen. Der Text suggerierte, dass Patriotismus ein Instrument ist um den Zusammenhalt der

Gesellschaft zu stärken, sowie Freiheit und Demokratie abzusichern. Stattdessen war es genau andersherum. Die vorher stark verankerte Sehnsucht nach einem gelebten Patriotismus instrumentalisierte die eben genannten Werte, um anhand ihrer Unbestreitbarkeit dafür zu sorgen, dass der Patriotismus eine Legitimationsfläche erhält. Erst so konnte er konsens- und mehrheitsfähig werden.

Aspekte der Kritik wurden vornehmlich von außen wahrgenommen. Die dritte These *„Deutschland gilt als schwieriges Vaterland“* (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 3) zeigte dies deutlich. Die extensive Textanalyse wies nach, dass es sich bei „Deutschland“ um ein Objekt handelte. Die Erweiterung der Sequenz „Deutschland gilt“ legt eine Legitimationsdiskussion offen. Geklärt war an dieser Stelle jedoch nicht, wer die folgende Zuschreibung traf (Bsp: „Deutschland gilt uns als Heimat.“, „Deutschland gilt anderen als verlässlicher Partner.“). Die Erweiterung um „als“ zeigte, dass es sich um eine äußere Feststellung handelte. Somit wirkte die eingestandene Kritik nicht als eigene, sondern als von außen auf oktroyierte. Das Vaterland wurde vom Autor selbst nicht als schwierig empfunden, sondern nur von außen. Daher war diese These mehr das Zugeständnis an fremde Positionen.

Bei der Differenzierung des Vaterlandbildes kam es zur primär zur Annahme eines kritischen Fremdbildes. Zwar listete der Text historische Daten auf, an denen ablesbar war, warum Patriotismus von Politikern als nicht mehr aktuell empfunden wurde, gleichwohl erwuchs daraus selbst keine tiefere kritische Auseinandersetzung. Es blieb bei einer bloßen Auflistung. Die Funktion der Vaterlandsliebe in ihren historischen Kontexten, wurde demnach weitaus unkritischer betrachtet, als dargestellt, vielmehr wirkte diese These als plakatives Eingeständnis für die kritischen Positionen.

Erst im späteren Verlauf des Falles kam es zu einer kritischen Einordnung des Patriotismus in historische Kontexte. Der mögliche Vorwurf der unkritischen Stilisierung der Vaterlandsliebe wurde somit entkräftet. Jedoch wies die Position der Auseinandersetzung, zur Mitte des Falles, darauf hin, dass die Bedeutung der Klarstellung keine hervorgehobene Ausprägung besaß.

Als weitere konstante Fallstruktur offenbarte sich die Abgrenzung gegenüber anderen Völkern oder Nationen. Gleiches galt für die religiöse Abgrenzung, ebenso wie für die Abgrenzung durch Leistung. Eine zusätzliche Nuance ergab sich im weiteren Fall: Die Abgrenzung zum politischen Gegner. Die extensive Feinanalyse des o.g. Zitat, dass Deutschland als schwieriges Vaterland galt, half das Folgende zu verstehen. Nicht die Autoren empfanden Deutschland als schwieriges Vaterland, sondern externe Gruppen. Folgerichtig wurde der Text daraufhin überprüft, welche Gruppen seitens der CDU als Kritiker wahrgenommen wurden. Der Text selbst gab die Antwort, in dem wiederholt die kritische Sichtweise der politischen Linken bzw. linken Intellektuellen

herangezogen wurde, um die Historie Deutschlands kritisch zu bewerten. So zum Beispiel: „Die sich anschließende Teilung Deutschlands und Europas galt vielen linken Intellektuellen als gerechte Strafe für diese Verbrechen.“ (CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 3). Der Bezug auf das linke Spektrum wiederholte sich. Identisch war in dieser Sequenz überdies der Begriff des Geltens. Hier wurde sprachlich eine klare Linie zur Eingangsthese der CDU gezogen. Die von den Autoren dargelegten historischen Herleitungen, die einer kritischen Sichtweise dienen sollten, waren vor allem ein äußeres Bekenntnis.

Im weiteren Verlauf wurde der Patriotismus instrumentalisiert. Anhand der folgenden Textstelle wurde dies auffällig: „Patriotismus ist untrennbar verbunden mit Freiheit und Demokratie.“ (ebd., S. 6). Hier handelte es sich um die sechste These des Patriotismuspapiers. Die Sequenzanalyse begann mit den ersten zwei Worten. Die Lesarten brachten dabei hervor, dass es sich sowohl um eine wertende Zuschreibung handeln kann (Bsp. „Patriotismus ist klasse!“), wie auch um den Versuch Patriotismus zu definieren, also eine Seinsbeschreibung durchzuführen (Bsp. „Patriotismus ist das Verständnis mit dem Land, in dem man lebt, verantwortungsvoll umzugehen.“). Bei der Erweiterung um „untrennbar“ stellte sich heraus, dass noch nicht sicher war, ob eine Definition oder wertende Zuschreibung getroffen wurde. Jedoch wurde das Verständnis einer großen Kraft eingebracht. Wenn etwas untrennbar ist, wird es durch etwas starkes zusammengehalten. Unklar war an dieser Stelle der Analyse jedoch, ob es sich um den Patriotismus selbst handelte, dem diese Kraft inne wohnt, oder um eine Beziehung, in der der Patriotismus agierte. Das Wort „verbunden“ stärkte den Eindruck von „Kraft“. Wahrscheinlicher wurde an dieser Stelle, dass es sich a) um eine Zuschreibung handelte und b) das der Patriotismus Teil einer starken und kräftigen Beziehung war. An diesem Punkt setzte die Instrumentalisierung an. Die Verbindung mit Freiheit und Demokratie herzustellen hieß, den Patriotismus auch auf ihre wertmäßige Ebene zu stellen. Wer also für Freiheit und Demokratie, im Sinne der CDU ist, der sollte auch patriotisch sein. Gleichzeitig erhielt der Patriotismus die Zuschreibung, dass er Teil eines freiheitlichen und demokratischen Gesellschaftsverständnisses sei.

Anhand von historischen Daten (Französische Revolution) sollte ihm seitens der Autoren eine stärkende Kraft für Werte von „Freiheit und Demokratie“ zugeschrieben werden. Die Autoren zogen eine Linie durch die Geschichte. Die französische Revolution, die Kriege gegen Napoleon, das Öffnen der Grenzen in Europa – für die Autoren patriotische Taten, die Wege zur Freiheit und Demokratie ebneten (vgl. CDU Landesverband Sachsen 2005, S. 6). Die Autoren nutzten die Geschichte, um an ihr Patriotismus positiv zu bewerten. Die Begründung in der Gegenwart patriotisch leben zu können, lag in der Herleitung, dass Patriotismus in der Vergangenheit zu gesellschaftlicher Entwicklung geführt hat.

Das Strategiepapier stellte sich somit zunehmend als Rechtfertigungspapier heraus. Die Auflistung der Thesen erfüllte den Zweck, die Richtigkeit für patriotisches Handeln aus vielen Ecken zu beleuchten. Dadurch zeigte sich auch das Bemühen die Definitionsmacht darüber in den eigenen Reihen zu halten. Das wiederum erschien nur dann sinnvoll, wenn die eigene Machtposition diesbezüglich unsicher, bedroht oder nicht klar ausgeformt war.

Mit dem Papier nahm die sächsische CDU eine klare Position innerhalb einer Wertedebatte ein. Sie nahm für sich in Anspruch, der natürliche Akteur zu sein, patriotisch zu agieren, den Patriotismus im Sinne von Freiheit und Demokratie einzusetzen und daraus einen Dienst an der Gemeinschaft zu leisten.

Sie bekannte sich ebenfalls klar zu patriotischem Denken, solange dieses innerhalb eines demokratischen Rahmens bleibt. Dadurch schärfte sie ihr Profil als werteorientierter Akteur.

Aus dieser Einsicht heraus war es umso erstaunlicher, dass ein nachfolgendes faktisches politisches Handeln der CDU-Minister oder Abgeordneten in diesem Sinne ausblieb. Das heißt nicht, dass sie nicht patriotisch handelten. Es bedeutet stattdessen, dass der Kampf um die Deutungsmacht dieses klassisch konservativen Wertes „Patriotismus“ nicht öffentlich ausgetragen wurde, so wie es vor der Veröffentlichung durch Rohwer und Hähle geschah. Gerade nach der Veröffentlichung des Strategiepapiers wäre es sinnhaft gewesen, dieses so offensiv wie möglich nach außen zu vertreten. Innerhalb der Parlamentsdiskussionen fand dies aber nicht statt.

Lediglich der Ministerpräsident Milbradt (vgl. 2007) führte eine Wertedebatte noch einmal. Dies aber erst im Jahr 2007 und auch außerhalb des Parlamentes.

#### 7.2.2.4 Milbradts Wertebewahrung

Allerdings war es kein Kampf um klassische konservative Werte, wie den des Patriotismus.

Milbradt forderte stattdessen den Kampf um Werte des gegenwärtigen Gesellschaftssystems – Freiheit und Toleranz. Er verknüpfte dabei die historische Hinwendung der Rolle Sachsens im Prozess der politischen Wende 1989, mit der Errungenschaft von demokratischen Grundwerten. Die Dimension von Werten die er hier öffnete, war dabei primär unabhängig von Werten seiner Parteiideologie. Es sollten keine ideologischen Wunschvorstellungen in der Gesellschaft transportiert werden. Vielmehr ging es ihm um den Erhalt von Werten, die sich die Bürger einst erkämpft haben und die nun durch den Extremismus bedroht wurden.

Die Werte von denen er sprach waren Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Freiheit und Toleranz (vgl. Milbradt 2007, S. 8).

Der gleichwohl vorhandene konservative Ausdruck offenbarte sich im direkten Anschluss: „ver-



*pflichtet uns, eben diese Werte zu bewahren.“ (Milbradt 2007, S. 8).*

Die Sequenzanalyse stieg bei den ersten zwei Wörtern mit Komma ein. Es verdeutlichte sich anhand der Erarbeitung von Lesarten, dass die Sequenz dafür stand, dass von einer äußeren Instanz gesprochen wurde (Bsp., „Etwas verpflichtet uns“, „Sie verpflichtet uns“, „Das verpflichtet uns“). Durch die Zeichensetzung stellte sich heraus, dass die Verpflichtung aus einer bestimmten Richtung kam. Durch sie wurde dem Zuhörer eine Forderung angedeutet. Alle methodisch notwendigen Beispielgeschichten wiesen diese Besonderheit auf und brachten so die typische Charakteristik der Sequenz hervor.

Durch den Text wurde diese These belegt, denn Milbradt forderte die Zuhörer zum „bewahren“ auf. Hier wählte der Redner bewusst ein markantes Wort für den Erhalt von Werten. Etwas zu bewahren ist ein konservatives Merkmal, wenn nicht der Kern des Konservatismus schlechthin. Gleichwohl ging es ihm um demokratische Werte, welche auch verfassungsmäßig verankert sind, weniger um ideologische Werte.

Milbradt verknüpfte ein ideologisches Zentrum des Konservatismus mit gesellschaftspolitischen und verfassungsrechtlichen Instanzen der Gegenwart. Die Pflicht in die er die Zuhörer nahm, deutet auf die von ihm empfundene Wichtig- und Ernsthaftigkeit seiner Forderung hin.

Das Zentrum seiner Vorstellung von „Bewahren“ waren also nicht die parteipolitischen Ideologien, sondern systemerhaltende Elemente. Es ging ihm um den Erhalt der für die Gesellschaft identitätsstiftenden Grundpfeiler. Daraus ließ sich eine konservative Haltung für den Erhalt der bundesdeutschen Demokratie ablesen.

Damit stieß Milbradt die Debatte um Werte in eine völlig andere Richtung, als das in der Vergangenheit durch seine Partei geschah. Er übernahm auch nicht den Kampf um die Deutungsmacht. Warum auch, Freiheit und Toleranz waren keine typischen rechtsextremen Themenfelder, die die NPD für sich beanspruchte. Anders gelagert war das bei Begriffen wie Patriotismus, Treue und Stolz.

#### 7.2.2.5 Analyse der Strategieelemente

Oberflächlich betrachtet, ließe sich durch die Existenz eines Strategiepapiers auch eine Strategie zum Thema „Patriotismus“ und konservative Werte ableiten. Ob dies dem tatsächlichen Stand entspricht, muss mithilfe der einzelnen Strategiebegriffe nachgewiesen werden.

## *Strategisches Ziel*

Die Ziele des Vorgehens sind im Text schon benannt worden. Gerade das Verhalten Rohwers und Hähles sprach für den erwähnten Kampf um die Deutungshoheit von Werten, deren Zuordnung in den konservativen Wertekanon passen. Die reflexartige und emotionsgeladene Argumentationsführung von Rohwer zu Beginn der Legislatur, zeugte von einem Bedrohungsgefühl. Aus diesem heraus handelte der Abgeordnete und zog eine scharfe Trennlinie der „Nutzungsrechte“.

Auch Hähle argumentierte in diese Richtung, wenngleich weitaus emotionsloser. Die Essenz der beiden Auftritte war, dass den Rechtsextremen bestimmte Themen nicht überlassen werden sollten. Diese Themen waren vor allem konservative Grundfeste.

Aus dieser Verunsicherung heraus war auch die Produktion des Strategiepapiers über den Patriotismus zu begreifen. Die hinter dem Papier stehenden Motive lauteten: Stellung beziehen und dies öffentlich.

Als Ziel ausgegeben waren die Stärkung eines patriotischen Gefühls in der Gesellschaft und damit eine Stärkung der Gemeinschaft. Wie dargelegt, fußte die Absicht auf der ambivalenten Annahme, der Ausschluss eines Teils der Gemeinschaft fördere den Zusammenhalt der ganzen Gruppe. Logische Schlussfolgerung war demnach, dass es den Autoren nur scheinbar um die Stärkung des Gemeinschaftsgefühles ging, als vielmehr um eine Profilschärfung der CDU. Dies wird an mehreren Punkten deutlich. Zuvorderst die bereits angesprochene primäre Fixierung auf den deutschen Patriotismus, also die Nationalisierung der Problemfrage. Diese bezog sich eindeutig auf *den* Patriotismus und nicht auf eine „Gesellschaftserwärmung“. Alles Weitere hatte sich dem nationalen Verständnis von Patriotismus unterzuordnen. Die später erfolgte Zuschreibung eines Nutzens durch eine patriotische Gesellschaft, galt also scheinbar mehr einer Legitimierung des Patriotismus. Grundsätzlich ließ sich feststellen, dass die beschriebene und geforderte Wirkung des Patriotismus auf die Gesellschaft die Funktion einer Rechtfertigung einnahm. Den Autoren ging es primär nicht um die gesellschaftliche Wirkung, sondern darum den Patriotismus ausleben zu können und ihm einen Nutzen für alle zuzuschreiben.

Weiterhin handelte es sich beim hier dargestellten Patriotismus um eine „amouröse, irrationale“ Form der Auseinandersetzung mit der eigenen Nation. Durch eine fortlaufende Wiederholung im Text des Patriotismuspapiers wurde dies strukturell nachweisbar.

Verstärkt wurde das auch dadurch, dass die CDU sich als Begründer für das Ausleben patriotischer Einstellungen verstand. Die Fixierung auf sich selbst, aber auch als Nutznießer der vorgestellten Thesen war implizit. Die Partei thematisierte das Thema also nicht nur, sondern wollte es auch selbst ausleben.

Das strategische Ziel war die Verbesserung der patriotischen Ausgangssituation für die Partei

selbst und des Nutzens, den sie daraus ziehen kann.

Diese Positionierung war als profilierendes Gegengewicht zur NPD zu verstehen.

### *Strategische Mittel*

Das hier dominant vorhandene Mittel war die öffentliche Zur-Schau-Stellung der eigenen Wertebedürfnisse. Dies wurde zum Teil emotional umgesetzt, als auch überaus strategisch, durch die Produktion eines kalkulierten Schriftstücks. Der Kampf um die Deutungshoheit sollte also nicht nur als Argumentation Einzelner wirken, sondern erhielt die Zustimmung der demokratischen Parteimehrheit.

Als strategisches Mittel für die Umsetzung eines lebendigen Patriotismus galt die Herausarbeitung eines gemeinschaftlichen Nutzens von patriotischer Lebensweise, nämlich dem als Ziel suggerierten Zusammenwachsen der deutschen Gesellschaft. Da dieses aber eben nicht das tatsächliche Ziel war, diente es freilich nur als Mittel zur besseren öffentlichen Annahme des Themas und der allgemeinen Verständigung.

Auch das Berufen auf historische und kulturelle Errungenschaften galt als strategisches Mittel, denn es sollte ein Bewusstsein für deutsche Errungenschaften erschaffen, das wiederum zu einem gefestigten Selbstbewusstsein führen kann. Gleiches galt für die ausgrenzende Wirkung der verwendeten Patriotismusdefinition.

### *Strategische Umwelt*

Wie auch im vorhergehenden Kapitel war die Sichtbarkeit der strategischen Umwelt hier eindeutig vorhanden. Die Mehrheit der Partei trug den Kampf um die Werte durch den Parteitagbeschluss mit. War dies anfänglich noch ein Akt einzelner Akteure, wurde schließlich die Partei selbst zum Akteur, in dem sie ein Strategiepapier einforderte und es zur Abstimmung stellte. Die Annahme des Papiers durch den Parteitag sprach dafür, dass die Mehrheit der strategischen Ausrichtung zustimmte.

### *Strategisches Kalkül*

Das Ergebnis bestimmte, konservative Werte nicht preiszugeben, war das Entstehen des Positionspapiers zum Patriotismus. Diese Tatsache bestätigte, dass hier strategisch gewirkt wurde. Denn hier hat sich ein „inner-circle“ mit dem Thema des Patriotismus beschäftigt, dazu 12 charakterisierende Thesen ausgearbeitet und diese mehrheitlich beschließen lassen. Ein Paradebeispiel für das rationale Vorgehen einer Strategiebildung.

Das Ambivalente an dem dargelegten Ablauf war, wie weiter oben schon angedeutet, dass nach der Fertigstellung eines Strategiepapiers, eine Umsetzung in dessen Sinne nicht erfolgte. Eine vermehrte Thematisierung im Parlament oder durch weiterführende Positionspapiere fand nicht statt. Auch gab es keinen fortführenden Kampf, um vermeintlich konservative Werte, wie Tugend, Treue oder Stolz. Mit dem Verabschieden des Strategiepapiers wurde ein praktisches Umsetzen eingestellt. Die Partei legte sich Handlungsschritte zurecht, ging sie dann aber nicht. Das lässt darauf schließen, dass die Unsicherheit, inwieweit sie ihr konservatives Bild weiter schärfen konnte, nicht verschwunden war. Die theoretische Darlegung bestimmter Werte und ihres Anspruchs darauf, genügte ihr offenbar. Eine praktische Umsetzung (zum Beispiel durch entsprechende Anträge in der Bildungspolitik zur Förderung einer intensiveren, positiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Land) jedoch schien die Gefahr zu erhöhen, sich dem Vorwurf auszusetzen, sich in praktischen Politikfeldern zu sehr nach rechts zu orientieren.

### 7.2.3 Thematisierung der Inneren Sicherheit

Es ließe sich bei oberflächlicher Betrachtung der CDU und ihrer programmatischen Geschichte vermuten, dass das Thema der „Inneren Sicherheit“, in Bezug auf den Extremismus respektive Rechtsextremismus, reaktionsartig auftaucht.

Dies aus zwei Annahmen heraus:

Extremistische Organisationen, im Sinne des politischen Extremismus, gefährden die freiheitliche Grundordnung des Landes, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung und Gefahrenstufe. Um diese Gefährdung einzudämmen, macht eine stabile und wehrhafte Innenpolitik Sinn.

Der zweite Grund fußt darauf, dass rechtsextreme Organisationen immer auch damit werben, die innere Sicherheit besser zu bewältigen, als die Regierungsparteien. Forderungen sind hier zum Beispiel ein restriktiver Umgang mit „kriminellen Ausländern“, sowie eine Abschottung bezüglich der Einwanderung (vgl. Kapitel 5.2, S. 96 ff.).

Es trafen also zwei Konfliktsituationen für die Union aufeinander. Einerseits eine reale Gefährdung der inneren Sicherheit durch Akteure, welche die demokratische Grundordnung ablehnten. Andererseits wurde sie in eine Konkurrenzsituation gezogen, aus der heraus sie sich befreien bzw. als einzige Alternative darstellen musste.

Umso erstaunlicher war es, dass die Sächsische Union diesen Reflex so gut wie gar nicht aufzeigte, als das Thema des Rechtsextremismus auf der politischen Agenda stand. Schon gar nicht in der Anfangszeit der Legislaturperiode, als sich die Partei in einer Mischung aus Schockstarre

und reflexartigem Aktionismus befand.

Die Thematisierung der Inneren Sicherheit in Bezug auf den Rechtsextremismus fand erst 2007 durch den damaligen Ministerpräsidenten Milbradt statt und zwar auf dem bereits mehrfach erwähnten Kommunalforum in Riesa.

### 7.2.3.1 Beginn der Thematisierung durch Milbradt

Er wies Akteuren der Inneren Sicherheit eine primäre Rolle innerhalb einer handlungsorientierten Argumentation zu. Auffällig wurde das durch die Betrachtung der Sequenz, die direkt nach der thematischen Überleitung Milbradts kam: *„Das Handeln von Polizei und Justiz, die in dieser Auseinandersetzung besonders gefordert sind, wird von einem Grundsatz bestimmt: Null Toleranz für Gewalt und konsequente Strafverfolgung!“* (Milbradt 2007, S. 4). Er brachte davor das faktische Handeln der Staatsregierung in seine Argumentation ein, also den eigenen Verantwortungsbereich. Die direkt danach platzierte Erwähnung des Handelns von Polizei und Justiz, gibt Ausdruck darüber, welche Wertigkeit sie innerhalb des „milbradtschen“ Verantwortungsbereiches haben.

Ebenfalls in diese Wertigkeit fiel die Ausgestaltung des Handelns, das Milbradt benannte. Die Losung *„Null Toleranz“* (ebd.) bezüglich Gewalt und Extremismus sollte seitens des Ministerpräsidenten auf einen negierten Bereich hinweisen, innerhalb dessen kein Spielraum der Zulässigkeit gestattet wurde.

Stattdessen offenbarte sich in dieser Losung eine mechanische Aussage, die keinen programmatischen Inhalt in sich trug.

Die Verknüpfung eines Zahlenwertes mit einer Akzeptanzbeschreibung war im medizinischen Kontext denkbar: *„Herr Doktor sehen Sie doch, die Werte liegen im Bereich von Null Toleranz.“* Dem gegenüber wirkte die Verknüpfung in sozialen (Gruppen-)Kontexten beinahe ambivalent. Im sprachlogischen Sinne wäre *„Keine Toleranz“* richtig, da der Umkehrschluss von *„Null Toleranz“* bedeuten würde, es gäbe *„Eins Toleranz“* usw. Dies jedoch würde die Begrifflichkeit vollends ad absurdum führen. Demnach zeigte sich, dass es sich also nicht um eine natürliche Sprachwendung handelte, sondern um einen künstlichen Entwurf, dem die sprachlogische Bindung zum Text fehlte. Dadurch hob sich der *„Null Toleranz“-*Begriff vom Rest des Satzes ab und forderte Aufmerksamkeit. Der Zahlenwert *„Null“* verwies allerdings ebenfalls auf etwas *„Nicht-Vorhandenes“*, ist mit *„Keine Toleranz“* demnach durchaus gleichzusetzen. Die genannte Aufmerksamkeit versprach *„Besonderheit“* im Vergleich zu *„Keine Toleranz“* und verwies so auf ein besonders starkes (politisches und/oder strategisches) Handeln, welches eine Duldung rechtsextremen Verhaltens ablehnte.

Die Bestätigung dessen boten die nachfolgenden Ausführungen Milbradts (vgl. 2007, S. 4 f.). Sie

stellten keine Auslegung des „Null Toleranz“-Begriffes dar, sondern eine reine Aufzählung von Maßnahmen in der materiellen und personellen Ausstattung der beiden Apparate Justiz und Polizei.

Milbradt lag zwar daran, das Hauptaugenmerk auf eine breite Handlungsfähigkeit im Bereich der Inneren Sicherheit zu lenken. Allerdings kam es dabei nicht zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung darüber, welchen programmatischen Kern er hierbei vertrat. Gleichwohl zeigte eine sehr detaillierte Auflistung durchaus die Bereitschaft zu aktivem administrativen Handeln und auch die tatsächlich initiierten finanziellen Leistungen. Es ging hier also vor allem um die Demonstration von Handlungen und Handlungsfähigkeit.

Da es im weiteren Verlauf des Textes keine nochmalige Anspielung auf die eigene Handlungskompetenz im Bereich Innere Sicherheit gab, waren die Ausführungen ein wichtiger Indikator für die handlungspolitische Selbstwahrnehmung des Redners. Jedoch ließ sich daraus noch keine strategische Ausrichtung, im Hinblick auf ein strategisches Einsetzen des Themas „Innere Sicherheit“, nachweisen.

Hier handelte es sich rückblickend um die Andeutung einer möglichen Strategie, nicht aber um die verbale Ausformung derer.

#### 7.2.3.2 Das Programm zur Inneren Sicherheit

Mehr als die Andeutung einer Strategie musste die Veröffentlichung des „Strategiepapiers“ „Programm zur Inneren Sicherheit“ darstellen. Auf der Website des CDU-Landesverbandes Sachsen war es unter dem Menüpunkt „Strategiepapiere“ zu finden (vgl. CDU Landesverband 2008). Hier fand eine Selbstkategorisierung statt, die sowohl bei der Bewertung der Deutungen mit einbezogen werden musste, als auch in Anbetracht auf das darauf folgende politische und strategische Handeln.

Mit der Textstelle „*Programm zur Inneren Sicherheit*“ (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1) begann die Sequenzanalyse. Die verschiedenen Lesarten der ersten analysierten Sequenz „Programm zur“ zeigten, dass die Sequenz in mehreren Kontexten einzubinden war. Einerseits im sozial-kommunikativen (Bsp. „Programm zur Hochzeitsfeier? Natürlich! Lehnt euch zurück und genießt!“), als auch im technisierenden (Bsp. „Programm zur Reduzierung von Bugs“). Darüber hinaus handelte es sich auch um eine Sequenz einer rationalisierenden Problembekämpfung (Bsp. „Programm zur Vermeidung der Hungersnot“). Es signalisierte in diesem Zusammenhang eine verfasste Instrumentensammlung, zur einsetzbaren Handhabung.

Die Erweiterung der Sequenz lautete „*Innere Sicherheit im Freistaat Sachsen*“ (ebd.). Der Text

vermittelte anfänglich einen sachlichen Umgang mit dem Thema der Inneren Sicherheit. Eine ideologische Vorprägung wurde hier bewusst vermieden. Das Ziel lag auf einer neutralen, *sachorientierten Basis*, die scheinbar frei von einer parteipolitischen Notwendigkeit angesiedelt werden sollte. Es sollte dem Leser suggeriert werden, dass es sich um eine reale Notwendigkeit handelte. Das wurde verstärkt, in dem die Autoren die Lebenswelt („Freistaat Sachsen“) des Wählers als Zielpunkt von Politik aufzeigten.

Somit sollte dem Wähler vermittelt werden, dass sein Bedürfnis nach Sicherheit für die CDU handlungsleitend ist und nicht etwaige eigene Interessen vorrangig waren.

Dabei fiel zuvorderst der sachpolitisch orientierte Ton auf. Dem Text fehlte zu Beginn jegliche ideologische Prägung.

Im folgenden listeten die Autoren auf, welchen Nutzen Innere Sicherheit in sich trägt. Der erste Spiegelstrich *„ein ausgeprägtes Sicherheitsgefühl und damit eine hohe Lebensqualität seiner Bevölkerung“* (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1) knüpfte an der o.g. Deutung an, dass vor allem ein sachlicher Zugang gewählt wurde. Die Sequenz „ein ausgeprägtes“ war in allen Lesarten Synonym für einen starken Ausdruck (Bsp.: „ein ausgeprägtes Karzinom“, „ein ausgeprägtes Charisma“, „ein ausgeprägtes Bedürfnis“). Gleichzeitig wies die Sequenz auf ein Substantiv hin, hier „Sicherheitsgefühl“. Klar war an dieser Stelle nicht, ob es um das Bedürfnis der Autoren oder einer dritten „Person“ ging. Die folgende Erweiterung „und damit“ zeigte eine Verknüpfung auf, die durch das hohe Sicherheitsgefühl geschaffen wurde. Gleichsam stellte dieses die Bedingung für einen Zustand dar. Dem Sicherheitsgefühl wurde eine Funktion gegeben. Bestätigt wurde diese Deutung durch den Rest der Sequenz *„eine hohe Lebensqualität seiner Bevölkerung“*. Die Autoren ordneten der Inneren Sicherheit primär einen Nutzen für die Bevölkerung zu und nicht für sich selbst als Partei.

Der sachliche und überparteiliche Ton wurde anschließend fortgesetzt. Die Textstelle: *„die Investitionen ortsansässiger und die Standortentscheidung investitionsbereiter Unternehmen“* (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1) leitete drei Spiegelstriche ein, die ihre ökonomische Ausrichtung einte:

- *„die Investitionen ortsansässiger und die Standortentscheidung investitionsbereiter Unternehmen*
- *eine prosperierende Wirtschaft bei steigendem Arbeitsplatz- und Lehrstellenangebot*
- *die weitergehende Entwicklung des Tourismus.“* (ebd.)

Die Sequenz „die Investitionen“ zeigte gleich zu Anfang der gesamten Textstelle an, dass ein Zusammenhang zwischen Innerer Sicherheit und wirtschaftlicher Lage gezogen wurde. Es erfolgte also eine *Gewichtsverlagerung*. An dieser Stelle kam eine parteipolitische Note zum

Tragen, zumindest dann, wenn der äußere Kontext, der CDU als wirtschaftsnahe Partei, berücksichtigt wurde. Deutlich wurde zudem die Fortsetzung der programmatischen Annahme, dass individuelles oder gemeinschaftliches Glück/Zufriedenheit mit einer guten ökonomischen Lage in Beziehung gesetzt wurde. Hier fand eine Kopplung zwischen der vorherigen Orientierung auf die Bevölkerung und der ökonomischen Ausprägung der Partei selbst statt. Der frühe sachpolitische Anschein der Anfangsstruktur wurde mit ersten eigenen Parteiinteressen vermischt. Gleichwohl handelte es sich hierbei noch nicht um eine breite ideologische Umorientierung der strategischen Herangehensweise bzw. Ausformung der Strategiepräsentation. Die Standortsicherung für die Wirtschaft galt als breiter, Partei übergreifender Konsens. Allerdings wurde das Wirtschaftsthema für die Innere Sicherheit instrumentalisiert, um somit die Legimitationsbasis zu erhöhen.

Durch die Fortsetzung der ökonomischen Ausprägung des Handlungsmotivs, verankerte sich dieses. Die vorherige Orientierung an den Bedürfnissen der Bevölkerung rutschte in den Hintergrund. Die frühe reine Sachorientierung ließ sich somit dauerhaft nicht bestätigen. Tatsächlich lagen hinter diesem plakativen Zweck, andere Handlungsmotive, nämlich primär die Sicherung des Wirtschaftsstandortes Sachsen und weniger die Frage nach einem Sicherheitsbedürfnis der Bevölkerung.

Die wirtschaftspolitische Ausrichtung zieht sich als Argumentationsbasis durch den Fall. Eine ideologische Prägung taucht erst mit der Position „*Null Toleranz gegenüber Kriminalität und Rechtsverstößen*“ (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1) auf.

Wie bei Milbradt fand die Losung auch hier Eingang in den innenpolitischen Diskurs der Partei. Das Bild von Kompromisslosigkeit und Härte gegenüber Delinquenz wurde ideologisch genutzt. Eine Differenzierung zwischen Ursache und Wirkung für Delinquenz gab es nicht. Der Autor reagierte nur auf Kriminalität und begegnet dieser auch mit nur einer Reaktion, der Strafe. Er zeichnete somit klare Linien, die leicht verständlich waren.

Der Text wurde mit einer Selbstbewertung des eigenen Handelns fortgesetzt: „*Die Sächsische Union steht für eine konsequente Politik zum Schutz des Bürgers und für eine wehrhafte Demokratie.*“ (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1).

Zu Beginn der Textstelle wurde noch jegliche inhaltliche Aussage vermieden, sondern stattdessen eine Bewertung über sich selbst vollzogen. Der Anfang der Sequenzanalyse definierte den Akteur und seinen Standpunkt. Die Sequenz „konsequente Politik“ stand in erster Linie für ein Qualitätsmerkmal, so die Ergebnisse der Lesartenbildung. Dieser Schritt der objektiv-hermeneutischen Analyse half dabei, den inhaltlichen Kern der Sequenz herauszuarbeiten. Diese Sequenz beschrieb zwar weder Inhalt noch aktuelles Handeln, sie hatte



aber die Funktion eines Urteils für weiteres Handeln. Offen war zu diesem Zeitpunkt der Sequenzanalyse noch die Richtung der Bewertung, ob positiv oder negativ. Denkbar musste an dieser Stelle noch beides sein. Zwar hatten die Autoren vorher bereits die Sächsische Union in Verbindung mit dieser Sequenz gebracht, jedoch stand die Ausrichtung noch aus. Zum Beispiel wäre denkbar gewesen: „Die Sächsische Union steht für eine konsequente Politik, konnte diese aber nicht in dem Maße durchführen. Das wird sich ändern.“

Stattdessen ergab die Erweiterung der Sequenz die Einbindung eines Inhaltes: *„konsequente Politik zum Schutz“* (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1).

Die Inhaltserweiterung definierte den Rahmen der geradlinigen Politik, welche sich die Union zuschrieb. Gleichsam umfasste sie hier den sicherheitspolitischen Kontext, in dem sie von „Schutz“ spricht. Offen war nun noch, was oder wer durch die geradlinige Politik geschützt wird. Die Sequenz wurde abschließend erweitert: *„konsequente Politik zum Schutz des Bürgers und für eine wehrhafte Demokratie.“* (ebd.).

Markant war die Festlegung auf „den Bürger“, also auf eine Einzelperson. Genauso wäre denkbar gewesen, von „der Bürger“ oder „des Volkes“ zu sprechen. Stattdessen wurde sich bewusst für den Singular entschieden. Obwohl die Autoren offenkundig von „einem“ Bürger sprachen, zeigte sich, dass dieser unkonkret angesprochen oder behandelt wurde. Durch den Artikel „des“ wurde eine künstliche Distanz aufgebaut und erhalten. Der Aussagende befand sich in dieser Distanz und betrachtete den Bürger vielmehr als Objekt, denn als Subjekt. Würde er ihn als Subjekt betrachten, wäre die Ansprache direkter und zielgerichteter, z.B. durch „dieses“ Bürgers. Hier würde eine ganz bestimmte Person gemeint.

Weiterhin auffällig war die Festlegung auf „Bürger“ anstatt „Mensch“. Der Bürger unterscheidet sich vom Menschen in seiner Zugehörigkeit zu einer Gemeinde oder einem Staat bzw. zu einer bestimmten Schicht innerhalb der Gesellschaft, vorzugsweise der (bürgerlichen) Mittelschicht (vgl. Schubert/Klein 2007, S. 62). Das heißt, die Sächsische Union konzentrierte ihre konsequente Politik auf Angehörige des Staates und Landes, nicht auf alle Menschen, die sich gerade in ihm befinden. Das heißt, Asylsuchende, Menschen mit Duldung, Menschen ohne Aufenthaltsgenehmigung, Touristen mit Wohnsitz außerhalb Sachsens etc., wurden von dieser Politik ausgeschlossen.

Diese Deutung konnte bestätigt werden, denn laut Gohl steht der Bürgerbegriff für eine lokale, regionale, nationale und europäische Identität (vgl. 2002, S. 9). Der Begriff stellt zwar eine Mehrfachidentität dar, ist aber nicht allgemeingültig für alle Menschen, z.B. Flüchtlinge außerhalb der EU.

Demzufolge wurde eine selektierende Innenpolitik skizziert. Selektierend in ihrer, auf die Adressaten bestimmte, Zielrichtung. Sie schloß damit einen Teil, der in Sachsen lebenden Personen, aus. Dies leitete sich sowohl aus der Verwendung des „Bürgerbegriffes“ wie auch der

distanzierten Haltung zu diesem Objekt ab.

Im direkten Anschluss wurde diese selektiv-distanzierte Innenpolitik positiv bewertet: „*Diese Innenpolitik war und ist erfolgreich:*“ (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1).

Dies war im Sinne der Fallstruktur nur konsequent und Sinn gebend. Die CDU beschrieb ihr politisches Handeln selbst als konsequent und warb somit für sich. Sie hätte demnach gar nicht direkt in eine Selbstkritik übergehen können, da das die eigene Argumentation des Lobs untergraben hätte.

Es war an dieser Stelle vor allem damit zu rechnen, dass nachfolgend eine mögliche Konkretisierung der eigenen erfolgreichen Arbeit folgen würde. Markant in diesem Sinne ist der Doppelpunkt in der o.g. Sequenz, denn er verwies auf Kommendes. Das deutete auf eine Untermauerung hin. Diese Vermutung wurde bestätigt. Die Autoren lieferten die Kurzdarstellung der als erfolgreich empfundenen Zeit ihrer Regierungsbeteiligung seit 1990. Die Deutung der unkritischen Auseinandersetzung mit ihrer eigenen innenpolitischen Arbeit unterstützte die Eindrücke der bisherigen Fallstruktur. Die CDU hob sich selbst hervor, als Hauptfigur innenpolitischen Handelns, die gleichsam eine Erfolgsbilanz aufzuweisen hat. Sie wollte sich ganz offenbar als Akteur der Inneren Sicherheit darstellen.

Verstärkt wurde das durch die Abgrenzung zu anderen Deutungsmustern. Die Profilierungsversuche wurden fortgesetzt, in dem sich die Autoren in die Rolle versetzten, über das Verständnis des Liberalismus zu werten. Nur wer das richtige besitzt, verfolgt auch die Ziele der Inneren Sicherheit. Dadurch, dass die Autoren einem fiktiven Dritten eine „*Falsch verstandene Liberalität*“ (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1) vorwarfen, grenzten sie sich ab, gaben aber gleichsam zu verstehen, über die richtige Deutung zu verfügen. Gleiches gilt für das Verständnis über den Datenschutz. Die Autoren beklagten einen „*überzogenen Datenschutz*“ (ebd.). Damit werteten sie ebenfalls das Verständnis anderer.

Die Wertungen von Begriffsdeutungen Anderer ist sicherlich kein CDU-typisches Novum, sondern im politischen Betrieb auf einen Großteil der Akteure übertragbar. Im Zusammenhang mit dem Thema der Inneren Sicherheit jedoch, gewann dieses Instrument an besonderer Bedeutung, hebt es doch die CDU in einen besonderen Status der Begriffsdeutung.

Die Autoren gaben in diesem Moment, da Kritik angewandt wurde, nicht die Begrifflichkeiten der Diskussion preis. Vielmehr diskutierten sie das aus ihrer Sicht falsche Verständnis.

Die Ablehnung anderer Ansichten wurde nachfolgend aufrecht erhalten. Die CDU lehnte die

Argumentation, eine zu starke Rolle der Polizei führe in einen Polizeistaat, als Diffamierung ab (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 1). Damit zeigte sie sich angreifbar, sobald die Position der Polizei von außen als zu stark empfunden wurde. Es wurde deutlich, dass die CDU eine sehr starke Rolle der Polizei respektive restriktiver staatlicher Organe befürwortete.

Eine wirkliche Diskussion über die Ausformung von Begrifflichkeiten fand allerdings nicht statt. Vielmehr beließen es die Autoren bei der Ablehnung, der von ihnen kritisierten Ausformungen. Dies war ein Hinweis darauf, dass die Argumentationen vor allem auf der Feststellung beharrten, selbst in Besitz der einzig richtigen Deutung zu sein.

Insgesamt ließen die analysierten Textstellen es zu, die Deutung zu gewinnen, dass die CDU auf eine *Stärkung* der staatlichen Organe bezüglich der Inneren Sicherheit aus war.

Im Verlauf des Falles zeigte sich jedoch, dass die Rolle als Aktiver nicht in dem Maße ausgefüllt wurde, wie es anfänglich den Eindruck zu machen schien. Stattdessen wurden Verantwortlichkeiten von Anderen eingefordert und an Andere übertragen (Polizei, BGS, Bevölkerung selbst). Die aktive Rolle des Autors reduzierte sich auf das Verteilen von Verantwortlichkeiten. Es kam hier zur Verknüpfung der Marginalisierungsstrategie mit der *Kollektivverantwortung*.

Die Autoren wiesen bis dahin wenig Visionäres auf, stattdessen konservatives Denken. Sie stellten politisches und administratives Handeln der jüngeren Vergangenheit vor und beriefen sich auf äußere moralischen Vorgaben. Das war die zentrale Fallstruktur bis zu diesem Punkt.

Die äußeren Vorgaben lieferten dabei das Konstrukt des Staates, an dessen Primärrolle sich orientiert werden soll. Gleichsam war dies die Bestätigung des hier nicht vorhandenen typisch ideologischen Kerns. Auch hier wurde sich nicht auf eigene, eben ideologische Wertmaßstäbe berufen, sondern auf ein äußeres Konstrukt. Gleichzeitig neigten die Autoren jedoch dazu, dieses programmatisch zu benutzen. Äußere, gesetzlich verankerte Konstrukte sind weniger in der Gefahr einer Diskussion ausgesetzt zu sein, als eigene ideologisch gefärbte Wertvorstellungen.

Die tatsächliche Fallstruktur verknüpfte sich an zwei Textstellen. Dem Autor, dem CDU Landesverband, ging es, wie eingangs erläutert, scheinbar um die Bevölkerung und deren Bedürfnisse. Das wurde zu Beginn des Kapitels bereits aufgelöst, durch die Orientierung auf den ökonomischen Sektor. Weiter fortgesetzt im Text wurde deutlich, dass es dem Autor vor allem um sich selbst ging.

Markanter Hinweis hierfür war der sog. „8-Punkte-Katalog“ (CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 2).

Bei der Betrachtung der Sequenz stach vor allem das Wort „Katalog“ ins Auge. Es öffnete die Struktur eines Verkaufs- und Konsumverhältnisses. Dem potentiellen Kunden wird ein Angebot

unterbreitet, welches er kaufen soll. Nicht aber, damit es ihm besser geht, sondern damit der Verkauf den Verkäufer in seinem finanziellen Eigentum mehrt. Das tatsächliche Interesse lag also, beließe man es bei dieser Deutung, vielmehr in der Verbesserung der eigenen Situation, als in der Verbesserung der Inneren Sicherheit. Sie stellte nur das Mittel zum Zweck dar.

Die Reduktion auf dieses eine Wort war jedoch unzulässig, da es sich in einem sinnhaften Wortverbund, gekennzeichnet durch die Bindestriche, befand. Es muss also die gesamte Sequenz überprüft werden. Die Einordnung derer in möglichst reichhaltige und unterschiedliche Lesarten (so wie es die Sequenzanalyse der objektiven Hermeneutik verlangt), gab vielmehr über etwas weitaus Differenziertes Aufschluss.

Die Lesarten zeigten, dass dem Betrachter und potentiellen Kunden etwas näher gebracht werden sollte. Nicht jedoch eine primär klare Botschaft, sondern ein Register an Möglichkeiten. „Katalog“ wird als dieses Sammelsurium begriffen, dass dem Einzelnen vorgelegt wurde. Dem Leser des Kataloges wurden Möglichkeiten präsentiert, welche der Autor des Katalogs zu einer Thematik erstellt hat. Wenngleich sich das Verständnis eines reinen Verkäufer/Käufer-Verständnisses auflöste, so blieb dennoch die Feststellung des „Angebot-Unterbreitens“. Dem Betrachter wurde demnach weniger ein Programm, wie es die Überschrift noch versprach, präsentiert; stattdessen eine Auflistung an Punkten, die angeboten wurden. Die Verbindlichkeit, die aus einem Angebot hervorgehen kann, ist jedoch vergleichsweise gering. Somit wurde die tatsächliche, spätere Umsetzung der Punkte nicht abgesichert.

Die Angebotsstruktur, welche sich an dieser Stelle des Textes öffnete, gab Auskunft über die Absichten der Autoren. Die nachfolgende Beschreibung von Handlungsmöglichkeiten galt also nicht der Auskunft darüber, sondern der Vermittlung einer *potentiellen* Handlungsaktivität. Natürlich hatten die acht Punkte eine thematische und programmatische Aussage, aber darum ging es nicht. Die Autoren wollten dem Leser etwas vorlegen, mit dem er sich identifizierte. Nur dann ergab die Angebotsrhetorik Sinn. Die Vorlage eines Angebots für den Leser des Papiers sprach also vor allem dafür, dass Wählerschaften angesprochen werden sollen. Es ging den Autoren nicht um die Darstellung eines programmatischen Verständnisses, sondern um Wählergewinnung.

Das Thema wurde offensichtlich instrumentalisiert. Unterstützt wurde diese Feststellung dadurch, dass das Papier unmittelbar vor Beginn des Wahlkampfes für die Landtagswahl 2009 veröffentlicht wurde.

Die Punkte, mit denen die Sächsische Union beim Wähler punkten wollte, lauteten:

1. Verbesserung der Sicherheit
2. Standortfaktor für die Wirtschaft
3. Schutz unser Kinder/Jugendlichen vor alterstypischen Kriminalitätsformen
4. Sicherheit für unseren älteren Bürger
5. Konsequente Strafverfolgung
6. Verbesserter Opferschutz
7. Zukunftsorientierte Polizei
8. Bevölkerungsschutz (vgl. CDU Landesverband Sachsen 2008, S. 2 ff.).

Anhand der Sequenzanalyse der objektiven Hermeneutik, die an den vorgestellten Textstellen durchgeführt wurde, war es nicht erforderlich, jeden dieser aufgeführten Punkte selbst noch einmal zu analysieren. Das Potential eines zusätzlichen Erkenntnisgewinns war zudem nicht sichtbar. Die markantesten Erkenntnisse wurden zum Teil durch die Auflistung bestätigt.

Die Orientierung auf den ökonomischen Faktor, als Antrieb für das christdemokratische politische Handeln, wurde auch aus dieser Liste ersichtlich, wofür beispielhaft der zweite Punkt stand. Verstärkt wurde durch den Katalog die Erkenntnis, des symbolisch-politischen Handelns. Der Text in den dazugehörigen Erläuterungen beschränkte sich auf Absichtserklärungen, ohne konkrete Vorschläge parlamentarisch tätig zu werden.

Die Rolle der staatlichen Gewalt wurde in der Auflistung ebenfalls bestätigt, so eben durch die Punkte fünf und sieben.

Allerdings weist ein Punkt eine für den Gesamttext wichtige Besonderheit auf. Unter Punkt drei fand sich eine konservative Forderung, sowie die Kopplung zu einem anderen Strategiepunkt: der Inanspruchnahme von gesellschaftlichen Werten, für eine politische Diskussion.

Die Autoren sprachen von *„Traditionelle Tugenden und Werte, wie Höflichkeit, Aufrichtigkeit, Disziplin, Kameradschaft sowie die Achtung des Mitmenschen, müssen dort und in den Elternhäusern wieder stärker vermittelt und gelebt werden.“* (ebd., S. 3).

Die Deutung dieser Sequenz vollzog sich in mehreren Schritten. Der erste Ausschnitt *„Traditionelle Tugenden“* gab dabei vor allem Hinweise auf einen historischen Kontext, der vom Autor aufgemacht wurde. Tradition stellt immer einen Bezug zu etwas Vergangenen her und bewertet diesen in der Regel positiv – für denjenigen, der sich auf „diese“ Tradition beruft. Gleichwohl ging aus diesem Ausschnitt noch keine endgültige positive Bewertung hervor. Auch die Erweiterung um *„und Werte“* ergab keine neuen Bewertungserkenntnisse. Vielmehr, dass sich der Bezugsrahmen erweiterte und die Erwartungen an die weitere Sequenz sich leicht konkretisierten.

Die folgende Einbindung des „wie“, sowie die damit verbundene Interpunktion, löste die Möglichkeit auf, es handele sich beim Bezug auf „Tugend und Werte“ nur um eine Verallge-

meinerung. Die Annahme einer Konkretisierung, was der Betrachter unter „Traditionelle Tugenden und Werte“ zu verstehen hat, war demnach nur logisch und erwartbar.

Bestätigt wurde diese Deutung letztlich durch die direkte Folge von Begrifflichkeiten, denen die Autoren die Oberbegriffe „Traditionelle Tugenden und Werte“ zuordneten. Die sich bereits angedeutete positive Bewertung, ließ sich hier abschließend bestätigen, da Höflichkeit, Aufrichtigkeit etc. allgemein als positiv empfunden werden. Im Zusammenhang mit den ebenfalls positiv besetzten Begriffen der Tradition, Tugend und Wert, ergab sich hieraus eine insgesamt positive Wahrnehmung des Autors.

Die komplette Sequenz sprach für eine positive Bewertung von Werten, abgeleitet aus der Forderung nach deren Vermittlung durch die Elternhäuser. Gleichzeitig handelte es sich um einen Rückzug auf historische geschaffene Einheiten, die für die Autoren eine immense Bedeutung aufweisen, sodass sie in den Kontext gegenwärtiger Problemkonstellationen eingebracht werden mussten. Aus dem formulierten „Muss“ ergab sich zudem eine Pflicht für den Adressaten. Das heißt, es fand eine Übertragung statt. Der Autor übertrug die Wichtigkeit der Einheiten auf andere, nicht von ihm direkt bestimmbare Bereiche (Schule und Familie) und forderte diese auf, seine Wertvorstellungen umzusetzen.

Das Einbringen historisch bedeutsamer und – aus Sicht der Autoren – bewährter Regelmäße für das menschliche Zusammenleben, sprach zudem für einen konservativen Ausschlag innerhalb des Textes. Die konservative Grundstruktur des Autors wurde sichtbar.

Die Forderung nach „dem Leben“ der Traditionen in den Systemen Schule und Familie, wurde zur Pflicht für Andere erhoben, da die Autoren von einem „Muss“ sprachen. Hinweise für faktische Politik blieben aus. Somit waren die Forderung und der Wertebezug symbolisch, da Handlungsvorschläge ausblieben und die Pflicht der Umsetzung an andere verteilt wurde. Eine Verknüpfung Richtung Kollektivverantwortung fand nicht statt, da die eigene tatsächliche Handlungsbereitschaft fehlte.

### 7.2.3.3 Analyse der Strategieelemente

An dieser Stelle soll überprüft werden, ob es sich bei den vorgestellten Analyseergebnisse um nachweisbare Strategien handelt. Deshalb werden die erarbeiteten Deutungen mit den Elementen politischer Strategie nachfolgend in Beziehung gesetzt.

#### *Strategisches Ziel*

Die Ziele des vorhandenen strategischen Vorgehens, lagen primär nicht in der Umsetzung

politischer Inhalte bzgl. der Inneren Sicherheit. Natürlich thematisierte die Partei Handlungsfelder der Innenpolitik. Allerdings geben die Art und Weise Auskunft darüber, welche Zielrichtung damit verbunden war.

Es konnte deutlich herausgearbeitet werden, dass die Hauptzielrichtung des Vorgehens auf die Werbung von Wählern ausgerichtet war. Das Thema selbst wurde innerhalb der fünf Jahre Legislatur nur zweimal zum Inhalt von Diskussionen. Das heißt selbstverständlich nicht, dass sich die CDU innerhalb dieser Periode nicht mit Themen der Inneren Sicherheit beschäftigte und politisch handelte. Aber die Innenpolitik als eigenes, für sich stehendes Thema wurde eben vergleichsweise selten strategisch thematisiert. Bei Milbradts Rede war sie gleichsam Nebenerscheinung. Die Erwähnungen taugten nicht dazu, hieraus ein strategisches Konzept abzuleiten.

Die Produktion eines Strategiepapiers war im Gegensatz dazu schon mehr befähigt, strategisches Handeln abzuleiten.

Da das Papier aber vor allem durch Symbole gekennzeichnet war, ließ sich die Deutung ableiten, dass es als Handwerkszeug für faktisch-politisches Handeln nicht gedacht war. Eigenes, innovativ innenpolitisches Handeln zu kreieren, war demzufolge nicht das strategische Ziel. Die Feststellung, dass eine innerparteiliche Debatte vorher nicht stattfand und auch kein parlamentarischer Diskurs zu finden war, weist darauf hin, dass die Notwendigkeit gar nicht gesehen wurde. Die eigene innenpolitische Rolle war fest verankert und in ihrer strategischen Ausrichtung klar. Diese Klarheit ließ sich demnach durchaus aus dem Strategiepapier herausarbeiten. Sie berief sich auf das bereits bewährte faktische Handeln, welches fortgeführt werden soll. Eine vorhandene und geplante programmatische Kontinuität verlangt aber nicht unbedingt nach dem Ausarbeiten eines strategischen Vorgehens.

Die offensive Darstellung einer vermeintlichen Handlungsstrategie hatte demnach nur ein vordergründiges Ziel: die Präsentation als kompetenter Akteur. Dies wiederum so eng vor dem Wahlkampf 2009 platziert, deutete stark darauf hin, dass das Papier vor allem aus wahlstrategischen Interessen initiiert wurde. Es war nicht darauf angelegt, eine konkrete Handlungsanleitung für die Innenpolitik zu sein.

Die CDU wollte sich rechtzeitig auf einem Themengebiet in Position bringen, in dem sie Kernkompetenzen aufweisen kann.

### *Strategische Mittel*

Zur Umsetzung dieses Zieles wählten die Akteure defensive Mittel. Es erfolgten keine besonders offensiven Vorgehensweisen, wie zum Beispiel die Ablehnung anderer Fraktionen im Landtag o.ä. Die Ausarbeitung des Strategiepapiers blieb das einzig nennenswerte Produkt. Darin griffen

die Autoren auf die Hervorhebung dessen zurück, was bereits geleistet wurde. Visionäres fand keinen Raum. Das Mittel, welches sie verwendeten, war vor allem das Aufzeigen von Bewährtem, den Erhalt dessen sowie die punktuelle Ausweitung. Es wurde ein sachpolitischer Umgang mit dem Thema der Inneren Sicherheit deklariert. Eine ideologische Auseinandersetzung fand nicht statt, weil die CDU keinerlei Bedrohungsgefühle gegenüber potentieller Konkurrenz von Rechts besaß.

### *Strategische Umwelt*

Die strategische Umwelt ist beim ersten Blick gering sichtbar. Es gibt keinen Auftritt im Parlament. Es gibt nur eine Rede des damaligen Ministerpräsidenten und das Strategiepapier. Dieses jedoch wurde vom Landesverband nach einem demokratischen Abstimmungsprozess innerhalb der vorgegebenen Parteiregularien verabschiedet. Es ist nicht das Zeugnis einer eigenwilligen Entscheidung Einzelner, sondern ein, von der Parteitagsmehrheit getragener Beschluss. Die Parteitagsmehrheit bildete durch die Zustimmung bereits eine strategische Umwelt.

Der „Landesfachausschuss Innere Sicherheit“ sollte in diesem Zusammenhang als „strategisches Zentrum“ begriffen werden. Dieses Zentrum wurde in keinem anderen bisher vorgestellten strategischen Kontext so deutlich, wie beim Thema „Innere Sicherheit“.

In diesem Zirkel, bestehend aus CDU-Mitgliedern, waren *„Polizei- und Justizbeamte, Sicherheitsexperten sowie weitere an sicherheits- und rechtspolitischen Fragen interessierte Mitglieder tätig“* (CDU Landesverband Sachsen 2012).

Die oben dargelegte strategische Ausrichtung war Ergebnis eines parteiintern Konsens. Das war einerseits durch den Beschluss zum Strategiepapier klar. Aber auch auf den darin offensiv dargestellten Umgang mit dem Thema „Innere Sicherheit“, wurde von den Akteuren zurück gegriffen.

Die Pressemitteilung des damaligen sächsischen CDU-Generalsekretärs, Michael Kretschmer, *„CDU ist Partei der Inneren Sicherheit“* (vgl. Kretschmer 2009) wies genau darauf hin. Die plakative Darstellung einer Kernkompetenz gab die vermeintliche Richtung vor. Dass im Text selbst nur rudimentär die „Innere Sicherheit“ thematisiert, sondern stattdessen der Koalitionspartner SPD kritisiert wurde, unterstützte den plakativen Charakter.

### *Strategisches Kalkül*

Das Kalkül war in diesem Beispiel sehr stark ausgeprägt. Die Ausarbeitung eines Strategiepapiers oder Programms ist immer von strategischer Ratio durchzogen. Stets werden



Nutzen und potentieller Schaden abgewogen. In Anbetracht der Tatsache, dass hier auch ein klares strategisches Zentrum sichtbar wurde, lassen sich die Rückschlüsse auf das Kalkül gut nachvollziehen.

Eine reale Bedrohung zum Thema „Innere Sicherheit“ seitens der politischen Konkurrenz fand aus Sicht der CDU nicht statt. Deswegen war es auch nicht notwendig, wie beim Thema „Werte“, relativ zeitnah nach dem Einzug der NPD in den Landtag, die eigene Position zu schärfen und somit das Profil zu verdeutlichen. Aus diesem Grunde sah man keine Notwendigkeit, sich schon vor dem Beginn des Wahlkampfes überhaupt diesbezüglich offensiv zu behaupten. Realpolitisch bestand eben keiner Gefahr.

Dass die Partei Ende 2008 doch tätig wurde, war ein klarer Hinweis darauf, dass sie ihr festes Profil, als *der* Akteur der Inneren Sicherheit offensiv vertreten wollte und zwar im Hinblick auf die bevorstehenden Landtagswahlen im Herbst 2009. Die strategische Positionierung, zeitlich und thematisch, war offenkundig.

Das vor und nach der Veröffentlichung des Papiers keine messbaren Felder auftraten, in denen die Partei um ihren selbsternannten Ruf als „Partei der Inneren Sicherheit“ hätte streiten müssen, zeugt davon, dass es sich bei der strategischen Positionierung in erster Linie um ein Element der Wahlkampfstrategie handelte. Es wurde eine potentielle Gefahr von Rechts einkalkuliert, jedoch nicht in dem Ausmaß, dass die CDU hätte um ihren Status fürchten müssen.

#### 7.2.4 Ablehnung rechtsextremer Attraktivität durch Systemidealisierung

Bei der Untersuchung der Reden fiel auf, dass zum Teil versucht wurde, explizit einen positiven Bezug zum vorhandenen politischen System herzustellen und zwar mit dem Zweck, es als Gegenmodell zum rechtsextremistischen hervorzuheben. Die Idee war es, mit einem positiven Gegenentwurf das neonazistische Welt- und Gesellschaftsbild abzulehnen. Es war der Versuch, eine ressourcenorientierte Darstellung des gegenwärtigen Gesellschaftssystems zu zeichnen. Damit sollten potentielle Anreize des Rechtsextremismus minimiert werden.

Innerhalb der Legislatur gab es vor allem vier Reden, die diesbezüglich auffällig waren. Es gab hier kein thematisches Schriftstück, wie in den beiden vorangegangenen Kapiteln, an dem sich die Akteure hätten orientieren können. Demnach war nur anhand der Reden deutbar, ob es sich hierbei um eine Strategie bezüglich einer vorhandenen rechtsextremen Bedrohung handelte.

#### 7.2.4.1 Rede Biedenkopfs – „Wehrhafte Demokratie“

Zuerst fiel diese positive Gegenüberstellung zwischen Rechtsextremismus und Demokratie bei Biedenkopf auf (vgl. 2005, o.S.). Er sprach zur Gedenkveranstaltung anlässlich der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz am 27.01.2005. Die Sequenzanalyse begann mit folgender Textstelle:

*„Aber auch im Bewusstsein dieser historischen Erfahrung dürfen wir stolz zu sein auf unser Land, auf seine Geschichte, auf die Leistungen großer und bedeutender Deutscher, gleich welcher Rasse oder Religion, auf den Kampf deutscher Bürger für die Freiheit, auf unsere Kultur, auf die Leistungen unserer Wissenschaften und unserer Wirtschaft: kurz, auf den Beitrag unseres Landes zur Entwicklung unserer Welt: in unserer Vergangenheit, in unserer Gegenwart und in der Zukunft.“* (ebd.).

Die Analyse setzte nicht zu Beginn des Satzes ein. Stattdessen erfolgt die Auswahl einer Sequenz die beim ersten Lesen nicht direkt auffiel:

*„dürfen wir stolz zu sein“* (ebd.).

Bei der methodischen Bildung von Lesarten, in denen diese Sequenz Platz fand, stellte sich heraus, dass die Sequenz für sich allein stehend keinen nachvollziehbaren Sinn ergab. Es fiel auf, dass das Wörtchen „zu“ scheinbar unpassend ist. Eingebettet in Beispiele wäre allein denkbar „zu“ im Sinne eines Rauschzustandes zu verstehen, der mit Stolz wahrgenommen wird. Innerhalb des übergeordneten Kontextes einer Gedenkveranstaltung in würdevollem Rahmen ist diese Deutung jedoch letztendlich nicht haltbar, es sei denn der Redner wäre nicht im Inbegriff seiner geistigen Leistungsstärke gewesen. Dann wiederum wäre nicht damit zu rechnen, dass ein Redeprotokoll über den offiziellen Weg der parteiinternen Website veröffentlicht worden wäre. Eine Bloßstellung in diesem Maße ist unüblich. Es war demnach anzunehmen, dass es sich um einen Schreibfehler in der Übertragung des Redeprotokolls oder in der grundsätzlichen Niederschrift der Rede handelte.

Nachdem sich von diesem fehlerhaft eingefügten Wörtchen „zu“ gelöst und die Sequenz befreit davon betrachtet wurde, verdeutlichte sich, dass sie vor allem dort logisch erschien, wo ein Leistungsbezug vorhanden ist. Als Kontexte erschienen hier sportliche, moralische, wirtschaftliche, künstlerische Leistungen sinnvoll. Soweit der erste, vergleichsweise simpel nachvollziehbare Blick. Wurde die Sequenz jedoch innerhalb einer Fragestellung eingebettet, ergab sich eine tiefere Auseinandersetzung. Das Gedankenexperiment lautete: „Ich frage mich, dürfen wir stolz sein auf diese Taten oder sollten wir uns schämen?“

Dabei ging es nicht darum, eine Verbindung zu Auschwitz herzustellen, sondern eine Fragekonstellation zu entwickeln. Es zeigte sich, dass die Sequenz, sollte sie innerhalb einer Frage

formuliert werden, vor allem den Ausdruck von Zweifel hervorbringt.

Es kristallisierte sich heraus, dass zwar stets ein Bezug zu einer Leistung, positiv wie negativ, vorhanden ist. Die Formulierung des „Dürfens“, die Unsicherheit vermittelte, beinhaltete den nicht selbstverständlichen Umgang damit. Wäre es selbstverständlich, hätte die Sequenz anders gelautet: „sind wir stolz“ oder „müssen wir stolz sein“.

Biedenkopf zeigte damit, dass der Stolz zwar wünschenswert war, aber bei weitem nicht akzeptiert. Er formulierte einen Appell des Zutrauens, der durchaus vorhandenen Berechtigung. Dies tat er, obgleich ein Kontext vorhanden war, aus dem heraus Stolz nicht selbstverständlich ist.

Die Frage, die sich daran anknüpfend stellte lautete, worauf war Biedenkopf stolz und woraus zog er dieses Zutrauen, die Berechtigung auf Stolz?

Die Beantwortung der ersten Frage ist: „auf unser Land,“ (Biedenkopf 2005, o. S.).

Prägnant waren in diesem Zusammenhang der Besitz- und Zugehörigkeitsanspruch, sowie die Öffnung eines Gruppenkontextes. Er sprach bewusst nicht von „auf dem/dieses Land“ oder „auf Deutschland“. Bei diesen Formulierungen hätte sich eine gewisse Distanz herauslesen lassen, die fehlte aber bei „unser“. Er zeigte sich dem Land als Mitglied zugehörig und markierte es als das seine. Es wurde eine Beziehung zwischen ihm und dem Land sichtbar.

Gleichzeitig öffnete Biedenkopf den Gruppenkontext. Er sprach von „unser“ Land und nicht von „meinem“. Damit übertrug er diese Beziehungsebene zwischen Individuum und Land auch auf andere Personen. Zu vermuten blieb an dieser Stelle, dass damit die Zuhörer gemeint waren. Restlos klären ließ es sich an diesem Punkt der Sequenzanalyse noch nicht.

Allerdings wurde bereits ein erster Hinweis deutlich, warum es laut Biedenkopf erlaubt ist, stolz zu sein. Zugehörigkeit ist immer verbunden mit einem eigenen, individuellen Selbstwert. Die Wenigsten zeigen sich zu etwas gehörend, das nur negativ besetzt ist. Der Mensch muss darin einen positiven Aspekt finden, über den sein Selbstwert zumindest nicht beschädigt wird.

Mithilfe der objektiv-hermeneutischen Deutungen war also zu diesem frühen Zeitpunkt schon sichtbar, dass Biedenkopf eine positive Beziehung zu Deutschland hatte. Dieser positive Bezug wird Gründe gehabt haben und war letztlich Ursache, warum es für den ehemaligen Ministerpräsidenten berechtigt war, trotz vorhandener Zweifel, stolz sein zu dürfen.

Das Komma in der Sequenz verriet, dass die Aussage damit nicht beendet war. Möglich waren Auflistungen oder Begründungen; jedenfalls ein thematischer Bezug zum Land, der in welcher Form auch immer, eine Vertiefung der positiven Besetzung mit sich brachte. Tatsächlich zählte Biedenkopf einzelne Faktoren auf, aus denen seiner Ansicht nach ersichtlich werden sollte, dass der Stolz auf „unser Land“ berechtigt sei. Er untermauerte damit die bereits gedeutete positive Besetzung dieser Begrifflichkeit. Die Untermauerung schien für den Redner selbst weniger

bedeutend zu sein, da er diese Gründe erst nachschob. Seine Position zum Thema Stolz hatte er bereits vorher kundgetan. Es handelte sich somit eher um eine Rechtfertigung nach außen.

Dieser Blick nach außen hatte es scheinbar nötig, an handfesten Dingen sichtbar zu machen, warum der Stolz auf das eigene Land seinen Sinn hat. Hier wurde sich demnach auf Leistungen bezogen, wenngleich verhältnismäßig unspezifisch: *„seine Geschichte, auf die Leistungen großer und bedeutender Deutscher, gleich welcher Rasse oder Religion, auf den Kampf deutscher Bürger für die Freiheit, auf unsere Kultur, auf die Leistungen unserer Wissenschaften und unserer Wirtschaft: kurz, auf den Beitrag unseres Landes zur Entwicklung unserer Welt: in unserer Vergangenheit, in unserer Gegenwart und in der Zukunft.“* (Biedenkopf 2005, o. S.).

Das Betrachten dieser Textstelle brachte vor allem zwei Dinge hervor. Biedenkopf verstärkte seine innere Beziehung zum Land mit äußeren Faktoren. Der Rechtfertigungsgrad wurde damit erhöht.

Eine wichtige Randerscheinung ist dabei der von Biedenkopf verwendete Begriff der „Rasse“. Auch wenn an dieser Stelle nicht eine Begriffsdiskussion geführt werden kann, so sollte die Sensibilität, die mit ihm verbunden ist, bekannt gewesen sein. Jäger verwies in seinem Papier auf die gemeinhin bekannte Unsicherheit diesbezüglich (vgl. 2005). Das Biedenkopf diese Unsicherheit geflissentlich ignorierte, ist zumindest eine Hervorhebung wert.

Was Biedenkopf abseits dessen aber an dieser Textstelle initiierte, war ein positives Selbstverständnis zu Deutschland. Dieses bezog er nicht auf ideologische Wertbegriffe, sondern auf Leistungen. Leistungen, die innerhalb eines politischen Systems vollbracht wurden. Gleichwohl ließ er einen Verweis auf dieses System vorerst aus. Die Idealisierung vollzog sich zu diesem Zeitpunkt außerhalb einer Verbindung zu einem bestimmten politischen System. Dies lag auch an der unspezifischen Auflistung.

Die Leistung innerhalb der Geschichte zum Beispiel könnte alles Mögliche beinhalten, von der Bildung eines Nationalstaatgefüges, über die Einführung der Sozialversicherung, dem Bau von geschichtsträchtigen Gebäuden, der friedlichen Eingliederung der DDR-Gebiete usw. Unbewertet, ob es sich dabei wirklich um objektive Leistungen handelt, die eine Berechtigung für Stolz zu lassen – Biedenkopf hatte durch seinen losen, unkonkreten Aufzählungscharakter jeder Deutung Raum gelassen.

Die direkt anknüpfende Sequenz änderte das: *„Wehrhafte Demokratie“* (Biedenkopf 2005, o. S.). Hier brachte er Systemrelevanz in die Argumentation ein. Die dazu erarbeiteten, methodisch notwendigen Lesarten stellten klar, dass es sich um einen Systementwurf handelte, von dem der Redner ausging. Er brachte einen Systembegriff ein und verknüpfte ihn mit den vorherigen Aussagen.

Die bundesdeutsche Demokratie wurde von Biedenkopf als „handlungsfähig“ in einem allgemeinen Sinn erkannt, denn es handelt, in dem es sich gegen etwas stellt. Diese

Handlungsfähigkeit führt das System auch zur Erzeugung von Leistungen und wiederum zur Grundlage der Zuneigung. Er schließt daraus also eine systembedingte Leistungsfähigkeit Deutschlands.

Durch die direkte Folge der Sequenz auf die vorherige, ist sie nicht als losgelöst davon zu verstehen. Dass Biedenkopf also den Begriff der „Wehrhaften Demokratie“ im Anschluss an die Positivierung des Landes verwendete, stellte eine gerade Linie zu einander her.

Der Ministerpräsident a.D. fuhr damit fort, dass dieses System „entschlossene Demokraten“ (Biedenkopf 2005, o. S.) brauche. Ohne auf den Terminus des „entschlossenen Demokraten“ eingehen zu müssen – entscheidend war der Verweis auf das Brauchen von etwas. Der Redner zeigte, dass das System nicht aus sich heraus allein existieren kann, es ist angewiesen auf unterstützende Akteure.

Es kann erst dann zu dem positiven Wirken kommen, wie oben beschrieben, wenn Akteure vorhanden sind und ihren Dienst für die „gute Sache“ erfüllen. Das System, von dem Biedenkopf sprach, war kein statisches Konstrukt, sondern musste mit Aktion und Leben erfüllt werden, um funktionsfähig zu sein.

Biedenkopf schuf somit das Bild eines leistungsfähigen Systems, gleichwohl es auf die tatsächliche Umsetzung durch Akteure angewiesen ist. So schloss das System einen neuerlichen Rückschritt in extremistische Strukturen aus. Damit rechtfertigte er den Landesstolz.

Im Laufe des Falles bestätigten sich diese Deutungen. Die Einrichtungen der demokratischen Gesellschaft verhindern die Wiederholung einer nationalsozialistischen Gesellschaft. Biedenkopf beschrieb wiederholt die Stärken des vorhandenen Systems und untermauerte so seinen Anspruch, die Gefahr durch den Rechtsextremismus zu minimieren. Die in Deutschland umgesetzte Demokratie sei letztlich von rechtsextremistischen Strukturen und Akteuren nicht ernsthaft zu gefährden.

Er idealisierte somit das vorhandene System, in dem er die reelle Möglichkeit absprach, dass es eine rechtsextreme Machtoption innerhalb dieser vorhandenen demokratischen Gesellschaft gäbe.

Die Einrichtungen der demokratischen Gesellschaft verhinderten sowohl die Wiederholung des Holocausts & ermöglichen verantwortliches politisches Handeln jedes Einzelnen. Das Bewusstsein zur Verantwortung aus der Einsicht der Einmaligkeit wirkte jedoch gleichsam ambivalent, da mit der Strittigkeit eines Gefahrenmomentes auch die Notwendigkeit sinkt, ihn zu bekämpfen. Worin die Notwendigkeit erachtet wurde, bleibt den „Fall“ über offen. Stattdessen berief er sich auf die Unwiederholbarkeit, die Unfähigkeit des politischen Gegners, die regionale Minderheitenerscheinung und die eigene Stärke. Die Frage, ob primär demokratische Strukturen oder die geringe politische Leistungsfähigkeit rechtsextremer Akteure ausschlaggebend war, wurde nicht gestellt. Der Redner marginalisierte damit die

Gefahr des Rechtsextremismus und bewertete das demokratische System positiv.

#### 7.2.4.2 Krauß' – Emotionale Aufwertung Sachsens

Ein Fortführung der Hervorhebung positiver und stärkender Systemelemente fand bei Krauß (2005, PlPr. 4/13, S. 873 f.) statt.

Er startete seinen Beitrag zur Diskussion „Sachsen – ein demokratisches, tolerantes und weltoffenes Land“, gleich nach der Begrüßung mit dem direkten Bezug zum Land: *„Sachsen ist ein Land der Toleranz. Toleranz, verstanden als gegenseitige Achtung, ist tief in der Geschichte des Landes verwurzelt.“* (ebd., S. 873).

Dabei gab die erste zu untersuchende Sequenz „Sachsen ist“ noch keinen Aufschluss darüber, ob es sich um eine reine Seinsbenennung handelt („Sachsen ist!“) oder um eine Seinsbeschreibung („Sachsen ist toll.“). Eine Benennung des Seins würde allein den Sinn ergeben, das Vorhanden-Sein des Landes zu deklarieren. Vorstellbar wäre das unmittelbar nach der Unterzeichnung einer Länderverfassung oder einer Gegenrede zu der Feststellung, dass es das Land Sachsen überhaupt nicht gibt, sondern dieses nur als künstliches, juristisches Konstrukt vorhanden ist.

Eine potentiell denkbare Seinsbeschreibung erfolgte von außerhalb, was durch die Verwendung der gebeugten „Ich“-Form (bin – ist) deutlich wurde. Die daraus entstehende Distanz zum Objekt ermöglichte dem Redner, sich urteilend zu äußern.

Die Sequenz wurde erweitert um den Teil „ein Land der“. Es ließ sich also sehr schnell ausschließen, dass der Redner eine Seinsbenennung vornahm. Stattdessen griff er darauf zurück, einen Charakter oder eine Zustandsbeschreibung per Fremdefinition herauszuarbeiten. Offen ist an diesem Punkt der Analyse gleichwohl, in welche Richtung die Definition ging. Denkbar wären eine Beschreibung der Bürokratie, der Menschen in dem Land, der Produktionsbereiche usw.

Vollendet wurde die Sequenz durch das Wort „Toleranz“. Der Redner verzichtete also bewusst auf eine sächliche Definitionszuschreibung, sondern griff auf einen Wertebegriff der Moral zurück. Damit schloss er direkt an die Themenvorgabe an und nahm Bezug darauf. Im wörtlichen Sinne von Toleranz, der Duldsamkeit (vgl. Der Duden 2011), wurde dem Land die „natürliche“ Fähigkeit des Erduldens zugeschrieben.

In der Folge verwendete der Redner dieses Verständnis nicht mehr, sondern eine eigene Deutung als Maßgabe für weiterführende Ausführungen. Toleranz hieß für ihn nicht Erdulden von etwas, sondern „gegenseitige Achtung“ (Krauß 2005, PlPr. 4/13, S. 873). Es geht dabei nicht um das Ertragen einer Last, sondern einer gegenseitigen Bezeugung von Respekt. Die

Rollenverteilung läuft somit auf Ausgeglichenheit hinaus.

Im weiteren Verlauf (ebd.) sprach er in Bezug auf Toleranz von einer tiefen Verwurzelung in der sächsischen Geschichte. Was hier geschah ist der Versuch, die Toleranz als etwas ursprünglich Verbundenes bzgl. des Gegenstandes „Sachsen“ darzustellen.

Einen definatorischen Bruch gab es, als der Redner von „gegenseitige Achtung und Toleranz“ (Krauß 2005, PlPr. 4/13, S. 873) sprach. Auffällig hier ist die Differenzierung zwischen gegenseitiger Achtung und Toleranz, die weiter oben noch nicht vorhanden war. Damit widersprach der Redner seinem eigenen bisherigen Verständnis, denn was hier geschah ist eine enge Dopplung, die bei einem gleichen Verständnis keinen Sinn ergeben würde. Es wurde an dieser Stelle offenbar, dass der Redner über kein geschlossenes, sinngebendes und festes Bild vom Toleranzbegriff verfügte. Er verwendete es gleichsam als plakatives Element für eine potentielle Argumentation. Ein inneres Verständnis jedoch fehlte.

Das ist insbesondere dadurch interessant, da der Redner im Anschluss Bezug auf seine bisherigen ambivalenten Begriffsrückgriffe nahm: *„Diese Toleranz war verquickt mit Offenheit, mit der Offenheit zum Beispiel für Glaubensflüchtlinge.“* (ebd.).

Die Vergleichsbeispiele, in denen die Sequenz „Diese Toleranz“ eingefügt wurde, ergaben, dass mit ihr von einem Toleranzbegriff ausgegangen wurde, der für sich gefestigt war. Dabei spielte es vorrangig keine Rolle, innerhalb welches Kontextes sie verwendet wurde. Eine klare Vorstellung herrschte bei jeder Äußerung vor. Geschaffen wurde das durch die Verwendung des Wortes „Diese“. Hier wurde ein ganz konkreter Bezug geschaffen, der im Gegensatz z.B. durch „Eine“ nicht hergestellt werden konnte. Durch „Diese“ wurde eine Beliebigkeit bzgl. der Toleranz ausgeschlossen. Der Redner meinte also, eine klare Vorstellung davon zu haben, wovon er sprach.

Die Sequenz bot potentiell auch die Möglichkeit, dass auf den Toleranzbegriff noch einmal näher eingegangen werden könnte. Tatsächlich fand dies aber nicht statt. Sie wurde jedoch erweitert um den Faktor „Offenheit“. Es kam, an den inneren Kontext der Analyse anschließend, zu einer Definitionsausformung, obgleich die Definitionsgrundlage nicht gesichert war.

Der Redner versuchte zu Beginn das Land Sachsen in ein positives Licht zu setzen, indem er ihm den grundsätzlich positiv besetzten Begriff der Toleranz als ursprüngliches Element zuwies. Er tat dies jedoch aus einer definatorischen Unsicherheit heraus, was die thematische Festigung des Redners in Frage stellt. Die Idealisierung Sachsens geschah hier nicht aus einer inneren Selbstverständlichkeit heraus. Die fehlende faktische und konkrete Unterfütterung sprach für einen Akt des symbolischen Handelns.

Der positive Bezug wurde seitens des Redners im Laufe des Falles verstärkt. Hinweise hierfür

ergaben sich bei der Analyse einer Sequenz, in der konkret die Demokratie thematisiert wurde: „*Demokratie ist*“ (Krauß 2005, PlPr. 4/13, S. 873). Krauß eröffnete hier mit einem vergleichbaren Einstieg wie bei der Deutung des Wortes „Toleranz“. Die Möglichkeiten der Analyse sind daher auch zu vergleichen. Die Differenz liegt zwischen Seins-Benennung und Seins-Beschreibung. Klarer wird die Sequenz erst durch die Erweiterung „*wie die Liebe*“ (Krauß 2005, PlPr. 4/13, S. 873).

Im vorliegenden Kontext kam es zum konkreten, direkten Vergleich. Das heißt, es wurde ein ähnliches Verhältnis zur Demokratie aufgebaut, wie zur Liebe, bestehend aus Innigkeit, Zuneigung, Verlangen, Sehnsucht, Schutzempfinden.

Demokratie wurde als Begriff verstanden, zudem es auch einen emotionalen Zugang gibt. Nicht nur aus einer rationalen Einsicht in eine objektive Notwendigkeit hinein, sondern auch durch persönliche, gefühlsbetonte Verflechtungen. Das allgemein positiv empfundene Verhältnis zur Liebe, wurde hier auf ein Gesellschaftssystem übertragen, dem gewöhnlich rational gegenüber gestanden wird. Das „romantische Verständnis“ zum Gesellschaftssystem wurde auch in den folgenden Zeilen bestätigt. Mit dieser positiv besetzten Metapher erhielt die Demokratie ein weiteres Puzzlestück eines positiven Antlitzes. Dass es sich dabei auch noch um einen „irrational“ und romantisch verklärten Bezugspunkt handelte, verstärkt die Deutung nur. Die Idealisierung des Systems wurde an dieser Stelle nicht aufgrund einer rationalen Sachlage vollzogen, sondern anhand einer emotionalen Metaphorik.

#### 7.2.4.3 Die Gegenrede Haas' – Stärkung demokratischer Instrumente

Einen weiteren Verweis auf eine positive Besetzung des Systems gab es bei Frederike Haas im Jahr 2007. Thema war der Antrag der NPD „Rechtsstaatlichkeit in Asylverfahren durchsetzen! Anna d. A. abschieben!“ (Drs. 4/8188). Sie sprach, gleichsam in der Position der Ausländerbeauftragten der Landesregierung, als Vertreterin der Koalition und das ausdrücklich (vgl. Haas 2007, PlPr. 4/74, S. 6177 f.). Damit geschah zweierlei. Ihre Position in der Regierung wurde zweitrangig. Vorrangig war ihr die Partei- bzw. Parlamentsrolle. Die Betonung auf „*Als Koalitionsrednerin!*“ (ebd., S. 6177) gab zudem einen Hinweis darauf, dass sie nicht nur für die CDU sprach, sondern auch für die SPD, also den Regierungspartner. Sie eröffnete einen überfraktionellen Anspruch.

Der erste Hinweis auf die positive Besetzung des Systems ergab sich bei einer Sequenz, in der der Rechtsstaat selbst thematisiert wurde und nicht das Verfahren, welches von der NPD zum Thema gemacht wurde. Die Textstelle lautete: „*Der Rechtsstaat gründet seine eigene Legitimation nicht nur auf das Recht des Einzelnen, sondern auch auf seiner Einsicht, nicht*



*grenzenlos richtig handeln zu können.*“ (Haas 2007, PlPr. 4/74, S. 6177).

Analysetechnisch war vor allem der Beginn der Sequenz von Belang. Von Beginn der Analyse wurde deutlich, dass „Der Rechtsstaat“ Objekt der Thematisierung war. Das konnte auch durch die Gedankenbeispiele herausgearbeitet werden. Denkbar war zu diesem Zeitpunkt, dass das Objekt als Akteur beschrieben wird: „Der Rechtsstaat handelt nicht nach Gutdünken, sondern nach gesetzmäßigen Vorgaben. Willkür ist hier nicht möglich.“

Das Gedankenexperiment wurde durch die Erweiterung der Analysesequenz (Zweiter Schritt: „Der Rechtsstaat gründet“) eingeschränkt und gleichsam konkreter. Deutlich wurde an dieser Stelle, dass es entweder um den Staat als Akteur ging oder um sein rechtsstaatliches Selbstverständnis, im Sinne einer ideellen Verwurzelung.

Die folgenden schrittweisen Erweiterungen erbrachten vor allem die schärfere Trennung dieser beiden Möglichkeiten. Die Auflösung der Sequenz durch die Einbindung des Legitimationsbegriffes bewies letztlich die Thematisierung einer ideellen Verwurzelung.

Die Aussage Haas', dass auch der Rechtsstaat fehlerhaft sei, verstärkte die ideelle Ausrichtung, im Vergleich zum akteurszentrierten Blickwinkel. Es fand demzufolge eine Charakterisierung des Rechtsstaatsbegriffs statt: der Rechtsstaat als fehlbares Subjekt. Sie wollte ihn nicht argumentativ schwächen oder gar entblößen, sondern ihn in seiner Funktion sensibilisieren und gleichsam als Werk des, ebenfalls fehlbaren, Menschen symbolisieren. Die Ansicht, worauf diese Folgerung fußte, war diejenige, dass Haas die Fehlbarkeit des Rechtsstaates argumentativ für sich einsetzen wollte. Ihr konnte es in o.g. Funktion nicht um dessen Schwächung gehen.

In der Folge argumentierte Haas am Beispiel des Kirchenasyls (vgl. ebd., S. 6177). Ihre Darstellung als Ergänzung zum Rechtsstaat, verfolgte vor allem den Zweck, dem vorhandenen System in seiner Funktion eine festere Legitimationsbasis auszusprechen.

#### 7.2.4.4 Bandmann – Verteidigung der bundesdeutschen Demokratie

Ein weiterer Hinweis für eine besondere Positivierung der bundesdeutschen Demokratie innerhalb der Positionierung zum Rechtsextremismus, zeigte sich am Auftreten von Volker Bandmann (vgl. 2009, PlPr. 4/130, S. 10917 ff.). Die Fraktion Bündnis90/Die Grünen brachte hierzu eine große Anfrage an die Staatsregierung ein (vgl. Drs. 4/13281).

Bandmann agierte aus einer Argumentation der Defensive heraus. Unmittelbar nach dem Eröffnungsteil seiner Rede ging er auf die „freiheitlich-demokratische Grundordnung“ ein: „*Die Verteidigung der freiheitlichen demokratischen Grundordnung hat Verfassungsrang.*“ (Bandmann 2009, PlPr. 4/130, S. 10917).

Er tat dies mit Begrifflichkeiten der Auseinandersetzung bzw. Abwehr: „*Die Verteidigung*“. Die

Betrachtung der Sequenz lässt offen, ob es sich bei „Die Verteidigung“ um das Subjekt („Die Verteidigung steht heute unsicher.“ – Lesart aus dem Bereich Sport) handelte oder eine Handlung bzw. einen Prozess beschrieben wurde („Die Verteidigung meines Hab und Guts ist doch mein Recht.“).

Diese potentiellen Möglichkeiten wurden vergleichsweise schnell aufgehoben. Durch die Einbeziehung weiterer Sequenzteile erfolgte am Anfang die Bestätigung der beiden Deutungsvarianten. Dies war bis zu folgender Sequenz haltbar: „Die Verteidigung der freiheitlichen demokratischen“ (Bandmann 2009, PlPr. 4/130, S. 10917). Hier deutete sich zwar schon eine besondere Ausprägung an, jedoch war die Möglichkeit die Verteidigung als Subjekt zu betrachten noch nicht vollends ausgeschlossen („Die Verteidigung der Vereinigten Emirate spielt heute exzellent“).

Durch die Einbindung des Objektes „Grundordnung“ (ebd.) kam es aber zur eindeutigen Entscheidung für die Deutung dessen, dass die Verteidigung nicht Subjekt sondern Handlung ist. Bandmann stieg also mit der Beschreibung einer Handlung bzgl. eines politischen, verfassungsrechtlichen Systems ein.

Der Aspekt der Verteidigung eines Objektes öffnete auch den Blick auf das Verständnis des Bewahrens dessen. Nur was bewahrt und erhalten werden soll, wird verteidigt. Hier half die extensive Feinanalyse der objektiven Hermeneutik im Bezug auf die bewusste „Verteidigungsargumentation“, nämlich die Frage zu stellen, was „Verteidigung“ im Grunde bedeutet, wofür es steht.

Dabei erfolgte, nach dem Ausdruck von Bandmann, das Bewahren durch Wehren.

An dieser Stelle scheint es wichtig, das grundlegende Verständnis zu erwähnen, dass nur das bewahrt werden soll, was in sich auch den Wert des Bewahrens trägt. Bandmann war also der Meinung, ohne es explizit zu formulieren, die freiheitlich-demokratische Grundordnung sei bewahrungsdürftig. So bezog er bereits früh Position pro Demokratie.

Mit der Positionierung diese sei verteidigungswürdig gab er ihr zudem einen ganz bestimmte hohe Wertigkeit. Diese Einschätzung wurde letztlich bestätigt, in dem Bandmann den „Verfassungsrang“ (ebd.) einband. Der Hinweis, dass es sich um eine Vorgabe der Verfassung handelt, macht das Verteidigungsargument weniger angreifbar.

Zugleich zeigte sich in dieser Aussage Bandmanns die Verbundenheit, einerseits zur bundesdeutschen Demokratie, andererseits aber auch zu ihrer juristischen Grundlage.

Gleichsam verstärkt das Berufen auf die Verfassung die Erkenntnis, dass es hier um den Erhalt der demokratischen Struktur ging. Einfach formuliert steht die Verfassung über allem und so muss das, was in ihr festgehalten ist, auch bewahrt werden.

Der Duktus des Bewahrens tauchte an einzelnen Stellen der Rede wiederholt auf. Eine feste Fallstruktur daran festzumachen ist jedoch schwierig und uneindeutig. Zwar stellte Bandmann

die potentielle „Bewahrungsstruktur“ an den Anfang seiner Rede. Die nachfolgenden Verweise bleiben jedoch rudimentär. Bandmann bezog sich zwar immer wieder, mehr oder weniger indirekt darauf, andere Strukturelemente waren letztlich aber stärker ausgeprägt. Besonders trifft das auf die Strategien der Kollektivverantwortung und des Einsatzes des Extremismusbegriffs zu.

Die Ansätze einer Systemidealisierung waren auch bei Bandmann vorhanden, eine ausformulierte stringente Linie ließ sich indes nicht in aller Deutlichkeit nachzeichnen. Vielmehr zeigte sich die Bejahung zum System bei ihm, dass er Elemente der pluralistischen Demokratie hervorhob und explizit betonte. Hier waren die Anknüpfungspunkte vor allem zur Kollektivverantwortung. Diese forderte er nicht nur ein, sondern verwies auf das bereits vorhandene Funktionieren.

#### 7.2.4.5 Untersuchung der Strategieelemente

Dass Vertreter einer demokratischen Partei einen positiven Bezug zur bundesdeutschen Demokratie haben, ist wenig erstaunlich. Die Fälle wurden deshalb für eine analytische Darstellung ausgewählt, weil bei ihnen die positive Sichtweise betont auftrat. Gleichsam sind sie besonders, weil es sich nur um vier Fälle innerhalb der ganzen Legislaturperiode handelte, in denen Redner explizit auf das Gesellschaftssystem in Abgrenzung zum Rechtsextremismus gingen.

Um nachvollziehen zu können, ob unter diesen Bedingungen eine Strategie im definierten Sinne vorliegt, ist es erforderlich, die einzelnen Strategieelemente vorzustellen.

##### *Strategisches Ziel*

Aus den Beispielen sollte deutlich geworden sein, dass die Redner das gesellschaftliche System positiv vertraten. Dies taten sie in Anbetracht einer Diskussion um rechtsextreme Themata. Sie stellten ihre Ansichten also in dem Moment in den Vordergrund, da es einen Gegenentwurf zur Demokratie gab. Dabei hoben sie die Vorteile des gegenwärtigen Systems hervor und zwar als eine Art Reaktion. Sie lehnten das Thema Rechtsextremismus indirekt ab, in dem sie direkt die Vorteile der Demokratie lobten. Sei es nun durch die Verweise Biedenkopfs auf das Geschaffene, die emotionalen Bekenntnisse Krauß', die Hervorhebung positiver, durch die Demokratie geschützter Instrumente der Kirche von Haas oder schließlich die Idealisierung von Bandmann. Sie alle unterstrichen die positive Rolle, welche die Demokratie für Deutschland spielt. Die Darstellung der real existierenden Demokratie oder Teile von ihr und ihrer Vorteile sollte als Kernaussage genügen.

Als Ziel ließ sich konstatieren, dass die Demokratie bzw. das pluralistisch-demokratische Gesellschaftssystem Deutschlands, das einzig „Lebbare“ war. Die Konzentration darauf und die Hervorhebung der positiven Elemente, ließen sich als zielgerichtete Handlung verstehen. Die Empfänger der Worte sollten davon überzeugt werden, dass der Rechtsextremismus keine Alternative zur Demokratie darstellt.

Gleichzeitig versetzten sich die Redner mit dieser Handlungsweise in die Rolle agierender Demokraten. Das Anpreisen von Vorteilen macht nur dann Sinn, wenn die innere Überzeugung vorhanden ist. Überzeugung ist jedoch nur dort lebendig, wo sie auf grundsätzliche Verständnisbasis trifft. Das heißt, die Akteure präsentierten sich als Fürredner der Demokratie, weil sie selbst überzeugte Demokraten waren. Auch diese Botschaft sollte vermittelt werden.

Es ging den Akteuren demnach nicht nur um die Idealisierung des Systems, sondern auch um die positive Darstellung der eigenen Rolle.

Es ließen sich zwei Ziele identifizieren: Reduktion der rechtsextremen Attraktivität und Schaffen bzw. Bestätigung der eigenen, positiv verstandenen Rolle.

Es ist damit nicht gesagt, dass nicht andere Parteien oder politische Gruppierungen ähnliche Ziele verfolgten. Das schließt aber nicht aus, dass die CDU für sich nicht die gleichen Ziele und Strategien beanspruchte.

### *Strategische Mittel*

Die Mittel sind die Aktivitäten, welche die Akteure unternommen haben. Diese waren vor allem die Hervorhebung der Systemvorteile und des Geschaffenen innerhalb des pluralistischen Systems.

Die offensive Werbung für eine demokratische Gesellschaft musste deshalb als das zentrale Mittel verstanden werden.

Diese Feststellung ließ sich auch auf das zweite strategische Ziel übertragen. Die Akteure stellten sich zwar in ein positives Licht. Nicht aber in dem sie sich selbst lobten, sondern in dem sie positiv für den Systemerhalt wirkten. Dies taten sie durch Werbung für die Gesellschaft.

### *Strategische Umwelt*

Da es sich nur um vier nachweisbare Fälle handelte, war eine Stringenz nicht zu erwarten. Gleichwohl handelte es sich auch nicht um Einzelfälle. Der parteiinterne Rückhalt war vorhanden. Was jedoch auch deutlich hervor gehoben werden sollte, ist die Tatsache, dass keine aktive Parteigröße diesen Ansatz offen, das heißt durch eigene Redebeiträge, mittrug. Biedenkopf war zum Zeitpunkt kein aktiver Parlamentarier mehr, sprach dennoch innerhalb

eines CDU-Kontextes. Die anderen drei Akteure hatten innerhalb der Regierung keine Funktion. Es hob sich lediglich Haas ab, die als Ausländerbeauftragte agierte. Volker Bandmann dagegen war Mitglied des fraktionsinternen Arbeitskreises „Innenpolitik“, sowie des parteiinternen Landesfachausschusses „Innere Sicherheit“. Krauß jedoch war zu dieser Zeit auf der Landtagsebene politischer Neuling.

Weder Milbradt, noch einer seiner Minister, geschweige denn sein Nachfolger Tillich, präsentierten sich als vergleichbare Verfechter des politischen Systems.

Das heißt, die Wertigkeit dieses strategischen Ansatzes war nicht sehr hoch angesiedelt, gleichwohl er aktiv umgesetzt wurde.

Demnach lässt sich konstatieren, dass eine einheitliche strategische Umwelt nicht in vollem Umfang sichtbar wurde.

### *Strategisches Kalkül*

Anknüpfend an die Feststellungen zur strategischen Umwelt, ist auch hier nur ein geringes Maß an Kalkül ersichtlich. Die anschlussfähigen Argumentationsführungen zeigen, dass es hier scheinbar nicht um bloße Parteiinteressen ging, sondern ein innerer Kern des ideologischen Selbstverständnisses berührt war. Gerade dann jedoch erschien es zwiespältig, dass nur ein kleiner, vergleichsweise „leichtgewichtiger“ Teil der Parteiakteure agierte. Das Hauptaugenmerk lag also offensichtlich auf anderen Ebenen der Argumentation.

Unter diesen Gesichtspunkten bleibt festzustellen, dass es sich bei der Idealisierung des Systems zuvorderst um eine Nebenstrategie handelte. Sie war weniger auf das zentrale Ziel des Machterhaltes ausgerichtet, als vielmehr auf ein moralisches Selbstverständnis.

### 7.3 Wahlpolitische Schlussfolgerungen

Die textanalytische Untersuchung endet mit diesem Kapitel. An dieser Stelle soll dargelegt werden, ob die vorgestellten Strategien bzw. Strategieansätze der CDU-Akteure Einfluss auf den Wahlkampf der Union hatten. Grundlegend wäre es denkbar, dass die Ausführungen und Absichtserklärungen, die in den vorangegangenen fünf Jahren getätigt wurden, als Handlungsplan Eingang in das Wahlprogramm finden.

Dieses Wahlprogramm, das von der Sächsischen Union bereits als „Regierungsprogramm 2009 – 2014“ titulierte wurde, sollte ein Angebot für den Wähler darstellen. Die Verbindlichkeit wurde dabei sehr hoch angesetzt, denn es wurde „Vertrag für Sachsen“ genannt (vgl. CDU Die Sächsische Union 2009, S. 1). Dem potentiellen Wähler sollte vermittelt werden, dass das was im

Programm enthalten ist, auch wirklich umgesetzt wird. Die Anforderungen an solch ein Programm sind dann natürlich möglichst konkrete Vorstellungen und Handlungsansätze.

Bezogen auf das Thema Rechtsextremismus hielt sich das Programm allerdings sehr bedeckt. Von den vorher aufgeführten Verhaltensweisen fanden sich so gut wie keine im Programm als Handlungsvorschläge wieder.

Eine kurze Thematisierung fand unter Punkt „IV Sachsen – Ein sicheres Land“ statt und hier im Speziellen unter „Terrorismus, Extremismus, Internetkriminalität“ (vgl. CDU Die Sächsische Union 2009, S. 21).

Eingebettet war die Thematik somit im Bereich der Inneren Sicherheit und der bekannten Extremismusdefinition. Innerhalb dieses Extremismus' war der CDU eine potentielle Bedrohung durch den Islamismus jedoch wichtiger als der Rechtsextremismus (vgl. ebd.). Die Thematisierung dessen geschah durch die Aussage: „*Wir sagen dem Rechts- wie dem Linksextremismus den Kampf an.*“ (ebd.). Sichtbar ist hieran die typische Denkweise im Muster des Extremismusbegriffes. Eine kurze Ausführung was unter „Kampf“ zu verstehen ist und warum beide politischen Extreme bekämpft werden, findet nicht statt. Lediglich ein Aspekt des Rechtsextremismus wurde aufgegriffen, die Aufzüge Rechtsextremer zu Gedenktagen des zweiten Weltkrieges, insbesondere des 13. Februar (Bombardierung Dresdens durch die alliierten Streitkräfte).

Als „Gegenmittel“ warben die Christdemokraten für ein neues Versammlungsgesetz, das es den Behörden ermöglichen würde, solche Aktivitäten zu unterbinden.

Dieses rudimentäre Auftauchen der rechtsextremen Thematik zeugt von der Entwicklung seit dem Amtswechsel durch Stanislaw Tillich, der Georg Milbradt im Jahr 2007 ablöste. Von Tillich waren keine vergleichbaren Dokumente oder Stellungnahmen, wie von Milbradt, vorzufinden. In seiner Regierungserklärung wurde der Rechtsextremismus nicht thematisiert (vgl. Tillich 2009, PIPr. 4/130, S. 11607 ff.). Generell war ab 2007 eine Abschwächung des Themas innerhalb der parlamentarischen Auftritte zu verzeichnen. Dies ist ein deutlicher Hinweis für die Verschiebung von Prioritäten und dass Tillich dem Thema Rechtsextremismus weniger programmatische Aufmerksamkeit widmete, als Milbradt.

Letztendlich folgte die Partei aber damit der Wählerstimmung. Nur sieben Prozent der Wähler empfanden den Rechtsextremismus 2009 als ein wichtiges politisches Problem in Sachsen. Weit davor lagen die klassischen Themen „Arbeitslosigkeit/Arbeitsmarkt“ (64%), „Bildung/Schule/Ausbildung“ (29%) und „Wirtschaftliche Situation/Wirtschaftskrise“ (22%) (vgl. Infratest dimap 2009, S. 23).

Bei den Hauptanliegen der Wählerschaft handelte es sich also um Themen, mit denen die CDU traditionell in Verbindung gebracht wird. Aber nicht nur das, es wurde ihr hier eine besondere Kompetenz zugerechnet. Hinzu kamen im Wahljahr 2009 zwei weitere Faktoren. Die lösungsorientierte Herangehensweise der CDU-Kanzlerin, Angela Merkel, an die europäische Finanzkrise wurde seitens der Wähler positiv bewertet. Außerdem trat die besondere Rolle der Sächsischen Union hervor. Sie war bereits seit 1990 ununterbrochen an der Macht. Ihr Wirken wurde von den Wählern als überwiegend positiv bewertet. Sie brachte nach Meinung von 70% der Wähler das Land entscheidend nach vorn und sorgte für eine positive Entwicklung nach dem Ende der DDR (vgl. Infratest dimap 2009, S. 19).

Unter diesen Voraussetzungen ist es aus machtpolitischem Streben heraus nachvollziehbar, dass sich die Sächsische Union im Wahlkampf auf ihre Kernkompetenz „Wirtschaft“ konzentrierte. Nicht umsonst wurde diesem Thema das symbolisch wichtige erste Kapitel gewidmet (vgl. CDU Die Sächsische Union 2009, S. 3 ff.). Die Partei folgte damit auch dem Credo aus der zurückliegenden Legislaturperiode. Vor allem die Sorge um die wirtschaftliche Situation in Sachsen war da ein Handlungsmotiv zur Thematisierung des Rechtsextremismus.

Mit dieser Präferenz für das Thema Wirtschaft und Arbeit im Wahlprogramm unterscheiden sich die sächsischen Christdemokraten im Übrigen nicht von den anderen Parteien. Sowohl die Linke (vgl. Die Linke. Sachsen 2009, S. 6 ff.), als auch SPD (vgl. SPD Sachsen 2009, S. 5 ff.) und FDP (vgl. FDP Sachsen 2009, S. 9 ff.) gaben in ihren Wahlprogrammen diesem Thema das erste Kapitel nach der Präambel oder Einleitung. Nur die sächsischen Bündnis90/Die Grünen gingen zuvorderst auf ihr Grundsatzthema Ökologie ein, um gleich danach aber ebenfalls die Wirtschaft zu thematisieren (vgl. Bündnis90/Die Grünen Sachsen, 2009).

Stärker war der Unterschied jedoch in der Thematisierung des Themas Rechtsextremismus. Die Partei „Die Linke.“ widmete dem Thema knapp eine Seite, wobei sie inhaltliche Angebote zur Marginalisierung des Rechtsextremismus unterbreitete. Beispiele sind die finanzielle Versorgung von Weiter- und Fortbildungsmaßnahmen zur Prävention, die Unterstützung antifaschistischer Bündnisse und Initiativen, sowie die Forderung einer dauerhaften Fortsetzung des Programms „Weltoffenes Sachsen“ (vgl. Die Linke. Sachsen 2009, S. 39).

Die sächsische SPD bot dem Thema etwas weniger Platz wie die Linken, ohne jedoch vergleichbar inhaltlich in die Tiefe zu gehen. Hier wurden vor allem Willensbekundungen mitgeteilt: *„Für Nazis darf in unserem Sachsen kein Platz sein – weder auf den Straßen, noch in den Parlamenten. Sachsen muss klare Kante zeigen: gegen Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus, gegen Intoleranz, Gewalt und Hass. Wir werden unsere Freiheit mit den Mitteln der Demokratie verteidigen.“* (SPD Sachsen 2009, S 32 f.).

Bei den Grünen gestaltete sich die Herangehensweise anders. Hier wurde das Thema des Rechtsextremismus nicht explizit als „Anti-Thema“ aufgegriffen, sondern im Sinne einer ressourcenorientierten Sichtweise unter dem Punkt „Weltoffenes Sachsen“ eingebunden. Die Quintessenz war hier die positive Bewertung kultureller Vielfalt für das Land Sachsen (vgl. Bündnis90/Die Grünen Sachsen 2009, S. 123 ff.).

Lediglich die FDP Sachsen folgte in ihrer a) knappen Thematisierung und b) ihrer Sichtweise aus dem Blickwinkel des Extremismus heraus der CDU. Gleichwohl agierten die Freien Demokraten aus der Einsicht heraus, dass der Rechtsextremismus in Sachsen gegenwärtig die massivere Problematik darstelle, als der Links- oder religiöse Fundamentalismus (vgl. FDP Sachsen 2009, S. 42).

Im Vergleich zu den knappen Formulierungen der CDU zeigten sich die anderen demokratischen Parteien, mit Ausnahme der FDP, engagierter in der Auseinandersetzung und Thematisierung des Rechtsextremismus im Wahlprogramm. Gleichwohl orientierten sich alle Parteien an den thematischen Präferenzen der Wählerschaft. Diese war, wie bereits erwähnt, mit einer starken ökonomischen Ausprägung versehen.

#### 7.4 Wahlresonanzen

Die Landtagswahl vom 30. August 2009 gewann, wie jede andere Landtagswahl in Sachsen zuvor, die CDU. Dies gelang ihr, wie bei allen anderen Landtagswahlen, mit deutlichem Vorsprung. Insgesamt erreichte sie 40,2%, was einem prozentualen Verlust von 0,9 Prozentpunkten zur Wahl von 2004 entspricht. Zweitstärkste Kraft wurde die Partei Die Linke. mit 20,6% (-3%). Dahinter folgte die SPD mit 10,4% (+0,6%), die FDP mit 10,0% (+4,1%) und Bündnis90/Die Grünen mit 6,4% (+1,3%). Nach ihrem erstmaligen Einzug in ein ostdeutsches Parlament 2004, gelang der NPD auch sogleich der Wiedereinzug, wenngleich mit starken Verlusten. Am Ende entschieden sich 5,6% (-3,6%) der Wahlgänger für die rechtsextreme Partei (vgl. Infratest dimap 2009, S. 7).

Insgesamt stellte die CDU damit erneut die stärkste Kraft in Sachsen und ihr oblag die Wahl des Koalitionspartners. Fast gleichauf lagen dabei der bisherige Partner SPD und der potentielle Nachfolger FDP. Die CDU konnte also frei auswählen und mit derjenigen Partei den Koalitionsvertrag schließen, die ihr am nächsten stand bzw. ihr am meisten bei der Verwirklichung ihrer politischen Ziele entgegen kommen würde.

Interessant am starken Zugewinn der FDP ist, dass von den 56.262 Stimmen, die sie hinzugewann, 46.000 von Wählern kamen, die fünf Jahre zuvor noch die CDU wählten. Sie musste zwar



umgedreht auch 12.000 an die CDU abgeben, insgesamt bleibt jedoch ein Zustrom von ca. 34.000 Wählerstimmen aus dem einstigen Wählerkonto der CDU vorhanden (vgl. ebd., S. 11). Im sog. Stimmensplittung (Erststimme Partei A, Zweitstimme Partei B) errang die FDP im Bezug auf die CDU den größten Wert aller miteinander im Bezug stehenden Landtagsparteien. 21% der FDP-Zweitstimmen wählten mit der Erststimme einen CDU-Kandidaten (vgl. vgl. ebd., S. 45). Im Vergleich zu den Wählern, die 2004 andere Parteien wählten, gewann die FDP damit am meisten Stimmen aus dem Lager der CDU. Das zeigt vor allem zwei Dinge. Die Wähler erkannten in der FDP eine wählbare Alternative zur CDU; die inhaltlichen Nähen waren also vorhanden und sichtbar. Weiterhin wollten die Wähler eine starke FDP im Landtag haben. Beides deutet darauf hin, dass die Wähler somit einen Koalitionswechsel anstrebten. Nicht zu unterschätzen ist jedoch auch, die positive Stimmung pro FDP in Gesamtdeutschland 2009. Bei der Bundestagswahl im September erreichten sie mit Guido Westerwelle das FDP-Rekordergebnis der Zweitstimmen von 14,6% (vgl. Der Bundeswahlleiter 2013b, o.S.).

Dies zeigt, der Verlust der CDU gegenüber der FDP war nicht unerheblich und obwohl die FDP auf einem bundesdeutschen Hoch schwebte, profitierte sie doch über Maßen von der inhaltlichen Nähe zur CDU und einem Fünftel ihrer potentiellen Zweitstimmen. Auch wenn es keine offizielle Zweitstimmenkampagne zu Gunsten der FDP gab, ist ein bewusstes Wahlverhalten eines Teils der potentiellen CDU-Wähler pro FDP nicht auszuschließen.

Den stärksten Zustrom/Abstrom-Saldo hatte die CDU im Vergleich zur NPD. Sie erhielt von dort 14.000 Wähler und verlor an die Rechtsextremen 3.000. Während es sich im Vergleich zur Linken (Saldo: +4.000) und zur SPD (+3.000) vergleichsweise die Waage hielt, erhielt die CDU von der NPD deutlich mehr Wähler, als sie an die Partei verlor. Am stärksten ist der Saldo jedoch gegenüber der FDP, hier allerdings im Bereich der Wählerverluste. Außerhalb des Vergleichs mit konkurrierenden Parteien verlor die CDU im Saldo am stärksten an den Bereich der Nichtwähler (-67.000) (vgl. Infratest dimap 2009, S.13).

Der positive Saldo der CDU gegenüber der NPD ist aber nicht der höchste. Diesen beansprucht die FDP für sich. Sie erhielt insgesamt einen Saldo von 15.000 Stimmen ehemaliger NPD-Wähler. Der positive Saldo der Wählergewinne von anderen Parteien (Die Linke., SPD, Bündnis90/Die Grünen, andere) betrug 10.000. Die Freien Demokraten bauten das starke Fundament ihres Wählerzustroms somit vor allem aus Stimmen des Mitte-Rechts und des rechtsextremen Lagers (vgl. ebd., S. 15).

Bei den Gründen für die Wahl der CDU ist voranzuschicken, dass die Partei in allen Wählergruppen die stärkste Kraft darstellte. Ausnahme war die Gruppe der Arbeitslosen, da lag sie hinter der Linkspartei. Die CDU überzeugte damit in der breiten Mehrheit der Wahlberechtig-

ten und nicht nur im Bereich einer speziellen Klientel (vgl. ebd., S. 39).

Bei der Betrachtung der Wahlmotive hebt sich die CDU von den anderen Parteien merklich ab. Während alle anderen Parteien überaus deutlich wegen ihrer Kompetenz gewählt wurden (Linkspartei: 62%, SPD: 54%, FDP: 70%, B90/Grüne: 69%, NPD: 66%), lag dieser Wert bei der CDU beinahe gleichauf mit dem des Wahlmotivs „Kandidat“. Die Wähler entschieden sich zu 33% für die CDU aufgrund des aufgestellten Kandidaten. Stanislaw Tillich erreicht mit diesem Wert eine Verbesserung im Vergleich zu seinem Vorgänger, Georg Milbradt (2004: 29%). Die Personalisierung des Wahlkampfes erhielt damit eine noch stärkere Bedeutung, denn aufgrund der inhaltlichen Kompetenz der Partei wurde sie von 38% der CDU-Wähler gewählt. Bei keiner anderen Partei spielte die Person eine so starke Rolle wie bei der CDU. Das Verhältnis zur inhaltlichen Kompetenz ist aber auch bei keiner anderen Partei so ausgewogen gewichtet, wie bei den Christdemokraten (vgl. Infratest dimap 2009, S. 42). Der CDU gelang damit ein erstaunliches Maß an persönlicher Identifikationsmöglichkeit für den Wähler, gepaart mit inhaltlicher Überzeugungskraft.

Die im vorhergehenden Kapitel angesprochenen Kompetenzfelder der Parteien, widerspiegeln sich auch in der Wahlentscheidung der Wähler. Hier wurde die CDU vor allem aufgrund ihrer wirtschaftspolitischen Themensetzung gewählt. Mehr als die Hälfte (54%) der CDU wählten sie primär aus diesem Grund. Hier punktete sie in dem wichtigsten Thema der Wähler. Die Wirtschaft war für 37% das wahlentscheidende Thema, direkt vor der Frage der sozialen Gerechtigkeit (32%). Bei diesem Punkt gelang es der CDU jedoch nicht, ihre ökonomische Kompetenz einzubinden. Lediglich 19% der CDU-Wähler wählten sie, weil sie die CDU im Bereich der sozialen Gerechtigkeit am kompetentesten sah. Hier errang die Linkspartei die Spitzenposition aller Parteien insgesamt (Wahlgrund für 56% der Linkspartei-Wähler) (vgl. Infratest dimap 2009, S. 43).

Die CDU profitierte damit von der positiven Bewertung der Wähler im Bereich Wirtschaftskompetenz. Die unter 7.1 und 7.2 dargelegte Ausrichtung, jegliches Handeln einer positiven Wirkung für die Ökonomie unterzuordnen, erzielte die gewünschte Wirkung. Im für die Wähler am wichtigsten Thema, konnte die CDU am meisten punkten und verfügte über ein solides Zustimmungsfundament. In Kombination mit einem personalisierten Wahlkampf für Stanislaw Tillich, der hohe Sympathiewerte und eine starke Identifikation hervorrief, verfügte die Partei über grundlegende, wahlentscheidende Faktoren.

## 8. Die Überprüfung der Strategien – Beitrag des eigenen Machterhalts

Im vorherigen Kapitel 7 wurde dargestellt, wie sich die CDU und/oder deren Akteure im sächsischen Parlamentsbetrieb strategisch positionierten. Dabei wurden potentielle Strategien herausgefiltert, an denen zu überprüfen ist, in wie weit danach gearbeitet wurde. Zum Teil fand das bereits in den Unterkapiteln zu Punkt 7 statt. Der Blick soll an dieser Stelle aber noch einmal intensiv darauf gerichtet werden, um zu veranschaulichen, welchen Nutzen die Sächsische Union in ihrem Wirken bzgl. des Rechtsextremismus sah.

In Kapitel 2.1 (S. 33 ff.) wurde hervorgehoben, dass strategisches Handeln untrennbarer Teil von Strategie ist. Strategie muss immer durch tatsächliches, gemeintes oder relevantes Handeln unterfüttert sein, sonst ist sie Leerformel.

### 8.1 Überprüfbares faktisch-politisches Handeln – politische Initiativen der CDU

In der Beantwortung einer großen Anfrage (Drs. 4/14661) der Fraktion „Die Linke.“ beschäftigte sich das CDU-geführte Staatsministerium des Innern u.a. mit der Frage, welche Strategien die Staatsregierung zum Thema Rechtsextremismus verfolgt bzw. verfolgte. Die Anfrage der Linken wurde im April 2009 gestellt. Die Beantwortung gibt damit einen Überblick, wie das CDU-geführte Innenressort die Aufgabe „Rechtsextremismus“ bewertet hat und welche handlungsorientierten Maßnahmen daraus abgeleitet wurden.

Der damalige Staatsminister des Innern, Albrecht Buttolo, gab in der Antwort zu Protokoll, dass die Staatsregierung zwei Strategien verfolge. Dabei handelte es sich um Prävention und Repression. Unter Prävention wurden die Aufklärung der Bürger im Land und der politische Diskurs mit Rechtsextremen und ihren politischen Botschaften verstanden (vgl. Sächsisches Staatsministerium des Innern 2009, S. 3).

Dieser Teil der Antwort folgt den Erkenntnissen, die im Kapitel 7.1 (vgl. S. 110 ff.) aufgezeigt wurden. Dort wurde festgestellt, dass die Sächsische Union das Thema „Bildung“ als wirksames Mittel verstand, um rechtsextremistische Einstellungen und Gefahren zu marginalisieren. Anhand der objektiv-hermeneutischen Textanalyse konnte die soziale Wirklichkeit der Textprotokolle herausgearbeitet werden. Das darin entwickelte Verständnis half zu verstehen, dass es sich bei der Bildungsstrategie weniger um eine tatsächliche Strategie handelte, die mit politischem Wirken im Sinne einer „Bildungsoffensive“ verbunden war. Vielmehr ging es darum, sich als handlungsaktiv zu präsentieren und den Sinn von Bildung im Kampf gegen den Rechtsextremismus darzulegen. Die CDU zeigte damit ihr eigenes Verständnis für die Position

der Bildung.

Verstärkt wird dieses Analyseergebnis durch die weiteren Ausführungen des Staatsministeriums des Innern auf die o.g. große Anfrage. Die präventiven Maßnahmen waren im Verständnis des Ministeriums durch die Auflegung des Förderprogramms „Weltoffenes Sachsen. Für Demokratie und Toleranz“ abgedeckt. Gleichwohl wurde darauf hingewiesen, dass dieses Programm primär die Aufgabe habe, demokratische Strukturen zu stärken, anstatt Rechtsextremismus zu bekämpfen (vgl. Sächsisches Staatsministerium des Innern 2009, S. 3).

Der Gedanke dahinter ist, dass die Staatsregierung nicht allein den Rechtsextremismus bekämpfen will, sondern extremistische Strukturen von links und rechts (vgl. ebd., S. 2). Sie knüpft damit an ihr Extremismusverständnis an, dass unter 7.2.1 (vgl. S. 181 ff.) aufgezeigt wurde.

Eine Abfrage über das Onlinearchiv des Sächsischen Landtags (EDASwebservice) erbrachte, dass sich die Fraktion der CDU innerhalb der untersuchten vierten Legislatur nicht einmal mit Bildung im o.g. Sinne initiativ beschäftigt hat. Seitens der Akteure wurden keine Anträge, Anfragen oder Gesetzesinitiativen gestartet, die den Zweck hatten, die politische Bildung zu stärken. Insgesamt brachte die CDU 28 Initiativen im Landtag ein, die im weitesten Sinne mit Bildung zu tun hatten. Davon waren 16 kleine Anfragen, 8 Anträge und 4 Gesetzesvorschläge die zur Abstimmung standen. Am meisten, nämlich 11 mal, beschäftigten sich die Dokumente mit diversen Themen der Berufsausbildung. Danach folgten Themen der Fort- und Weiterbildung (5) und der Schul- und Elementarbildung (3). Bei letzterem handelte es sich um kleine Anfragen mit Inhalten wie „Rhetorikausbildung an Schulen“ (Drs. 4/0938), „Schach als Bildungs- und Erziehungselement“ (Drs. 4/7027) und „Abbrechen der gymnasialen Schulbildung“ (Drs. 4/15856). Darüber hinaus wurde für Kindertagesstätten noch der sächsische Bildungsplan vorgelegt, der aber keiner Abstimmung im Parlament bedurfte. Hier handelte es sich um einen Leitfaden, der im Auftrag des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales durch die TU Dresden erarbeitet wurde (vgl. Sächsisches Staatsministerium für Soziales 2006, S. 2).

Zur Erklärung muss angefügt werden, dass die Zahl der Anträge und Gesetzesinitiativen auf die SPD übertragbar ist. Beide Parteien bildeten die Regierungskoalition und brachten demnach gemeinsam Anträge und Gesetze ein.

Um die Zahlen der CDU-Aktivitäten in eine Relation zu setzen, sollen die Zahlen der Oppositionsparteien zusammenfassend aufgeführt werden. Die Linksfraktion brachte 73 Initiativen ein, wohingegen die Grünen 39, die FDP 31 und die NPD 20 Anfragen oder Anträge stellten. Einen Gesetzesvorschlag brachte jedoch nur die Linksfraktion ein. Auch hier ist festzustellen, dass die politische Bildung nicht zu den wichtigsten Punkten der Agenda gehörte. Schwerpunkt

war auch hier die Berufsausbildung.

Die Linksfraktion wandte sich mit drei Anfragen und einem Antrag an die Staatsregierung. Themen waren: „Steigerung der Qualität politischer Bildung an den Schulen und Volkshochschulen in Sachsen“ (Drs. 4/70), „Keine weitere Beschäftigung von Angelika Barbe in der Landeszentrale für politische Bildung“ (Drs. 4/7003), „Projektfilm des Sächsischen Ausbildungs- und Erprobungskanal (SAEK) in Vorbereitung des Familientages der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung (SLpB) - Tagesablauf eines Abgeordneten“ (Drs. 4/10634). Der Antrag beschäftigte sich mit der „Förderung von Israel-Reisen der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung durch das 'Programm für ein weltoffenes Sachsen und Demokratie'" (Drs. 4/10650). Dabei ist besonders die erste Anfrage von Bedeutung. Die Antwort des zuständigen Staatsministers Flath (CDU) berief sich primär auf eine beantwortete Anfrage aus der dritten Legislaturperiode. Darüber hinaus wurden u.a. Fortbildung für Eltern- und Schülervertreter in Aussicht gestellt, jedoch ohne einen konkreten Beginn oder Ablauf zu benennen. Im Folgenden sind in der dreiseitigen Antwort des Ministeriums keine konkreten Angebote oder Vorhaben zur Qualitätssteigerung politischer Bildung zu finden. In Anbetracht des Einzugs der NPD in den Sächsischen Landtag, ist es zumindest bemerkenswert, dass z.B. keine Mittelerhöhung für die Landeszentrale politischer Bildung o.ä. angestrebt wurde (vgl. Sächsisches Staatsministerium für Kultus 2004, S. 1 ff.).

Neben der Linksfraktion brachten auch die Grünen und der ehemalige NPD-Abgeordnete, Klaus Baier, jeweils eine Anfrage zum Thema „Politische Bildung“ ein. Dabei war es bei der Großen Anfrage der Grünen nur ein Teil der Anfrage. Diese behandelte die gesamte „Förderkulisse in Sachsen“ (Drs. 4/2857) in der auch die Förderungen für Projekte der politischen Bildung enthalten war.

Die Anfrage des fraktionslosen Klaus Baier „Sächsische Landeszentrale für politische Bildung“ (Drs. 4/11092) beschäftigte sich mit grundsätzlichen Abläufen und Regeln des Zugangs. Ein zusätzlicher Erkenntnisgewinn war weder aus der Anfrage, noch aus der Beantwortung ersichtlich.

Die bisherigen Ausführungen sollen zwei Sachverhalte verdeutlichen. Das Thema „politische Bildung“ in Sachsen wurde von allen Fraktionen im Bereich „Bildung“ als untergeordnet wahrgenommen. Der Einzug der rechtsextremen NPD in den sächsischen Landtag führte nicht dazu, dass eine verstärkte politische Bewegung zur Stärkung von Bildungsansätzen stattfand. Die CDU, die versuchte, „Bildung“ als eine Marginalisierungsstrategie für sich zu gewinnen, hatte als einzige Partei im sächsischen Landtag die entsprechende Gestaltungsmacht. Ihr Hauptaugenmerk in diesem Bereich lag jedoch auf dem Förderprogramm „Weltoffenes Sachsen. Für Demokratie und Toleranz“. Dieses war, wie o.g., allerdings nicht explizit dafür aufgelegt, um

den Rechtsextremismus direkt zu bekämpfen, sondern um demokratische Strukturen und Projekte zu fördern.

Die abschließend in 7.1.1 (S. 114 – 129) gemachte Feststellung, es handele sich beim Thema „Bildung als Marginalisierungsstrategie“ vornehmlich um eine Macht-, denn um eine Gestaltungsstrategie, kann somit unterstrichen werden. Die CDU vermied die Gelegenheit, ihre gemachten Aussagen, mit faktischem politischem Handeln zu untermauern. Aus Anträgen und Gesetzesinitiativen, die z.B. die politische Bildung im Land gestärkt oder explizite Kampagnen gegen Rechtsextremismus als Ziel gehabt hätten, wäre eine tatsächliche Gestaltungsoffensive erkennbar gewesen. Das mehrfach erwähnte Programm „Weltoffenes Sachsen. Für Demokratie und Toleranz“ wurde seitens der Staatsregierung selbst aus diesem Verständnis herausgenommen. Somit bleibt festzustellen, dass es sich bei der Positionierung für „Bildung“ um ein machstrategisches Kalkül handelte, dass der CDU dazu nützen sollte, ihre Machtbasis zu erhalten und im besten Falle auszubauen.

Der Ansatz der Demaskierung, welche unter 7.1.2 (vgl. S. 130 ff.) vorgestellt wurde, ist in seiner Überprüfbarkeit nicht mit dem Ansatz „Bildung“ gleichzusetzen. Hier kam es in erster Linie darauf an, ob es sich um einen stringenten Ansatz handelte und ob er tatsächlich durch die CDU-Akteure umgesetzt wurde. Dies kann an dieser Stelle bejaht werden. Die Abgeordneten der CDU griffen insbesondere die NPD zum Teil direkt an und legten deren Absichten offen dar. Das dieses Vorgehen teilweise auch gegenüber der PDS/PDS.Die Linke/Die Linke. durchgeführt wurde, liegt an dem grundsätzlichen Verständnis und Einstellungsmuster des CDU-Weltbildes. Das Vorgehen der Demaskierung ist nicht durch Anträge oder Gesetzesinitiativen umzusetzen, sondern durch aktives Tun Einzelner. Die Abgeordneten der CDU griffen auf entsprechendes Wissen zurück und nutzten es zur Aufklärung über die Absichten der NPD. Dass dabei auch ein gewisser politischer Eigennutz eine Rolle spielte, ist grundsätzlich legitim. Die NPD versuchte, durch ihr scheinbar bürgerliches Auftreten Stimmen aus dem Lager der CDU für sich zu gewinnen. Die NPD war keine direkte Machtkonkurrenz für die Sächsische Union. Allerdings hätte sie Stimmen erhalten können, die der CDU bei der nächsten Wahl zu einem besseren Ergebnis hätten fehlen können. Gerade unter der Berücksichtigung der Tatsache, dass die CDU 2004 erstmals die absolute Mehrheit in Sachsen verlor, ist ein ausgeprägtes Machtstreben nachzuvollziehen. Dass die Sächsische Union eigene Verluste an die NPD verhindern wollte, ist sowohl aus machtpolitischen Blickwinkeln, wie auch aus moralischen Gründen logisch. Eine Stärkung des rechtsextremen Lagers auf Kosten der eigenen Stimmen, sollte unter allen Umständen verhindert werden.

Es handelte sich bei der Strategie der Demaskierung weder um eine klassische Gestaltungs- noch um eine Machtstrategie in Reinkultur. Durch das Vorleben des offenen Widerspruchs

sollten bestenfalls gesellschaftliche Prozesse in Gang gesetzt werden. Dies war aber durch die klassische parlamentarische Arbeit nicht möglich. Gesetzgeberische Vorgaben können keinen offenen Umgang mit der Problematik des Rechtsextremismus verordnen. Dies muss gelebt werden. Die Akteure der Sächsischen Union taten dies. Sie forderten nicht nur von Anderen entsprechende Handlungen, sondern waren selbst aktiv. Das erfüllte jedoch nicht nur den Selbstzweck, sondern hatte wohl kalkulierte Auswirkungen auf die Außendarstellung der Fraktion und Partei. Sie thematisierte den Rechtsextremismus und ging dagegen vor, so die Außendarstellung. Aktives Handeln in der Öffentlichkeit hat immer auch Folgen für die potentielle Wählbarkeit. Damit erfüllte das Vorgehen auch machtstrategische Ansprüche, denn was die eigene Wählbarkeit erhöht, festigt durch entsprechenden Wählerzuspruch zur nächsten Wahl die eigene Macht.

Einen ähnlichen Zwiespalt gibt es beim Verständnis der strategischen Kollektivverantwortung. In der Demokratie kann der Gesellschaft ein gemeinsames Tun nicht direkt vorgeschrieben werden, weder durch Gesetze noch durch sonstige Vorschriften. So bleibt dem Akteur nur der Appell, der ein gemeinsames Wirken ermöglichen soll. Darüber hinaus ist es wichtig, dass er diesem Appell an die Gesellschaft auch selbst Taten folgen lässt, also auch kollektiv handelt. Weiterhin wäre denkbar durch Steuerungsprozesse z.B. im präventiven Bildungssektor Gruppenerfahrungen (soziale Gruppenarbeit, Erlebnis- und Theaterpädagogik) zu fördern, um damit dem Einzelnen positive Erfahrungen im Bereich kollektiven Arbeitens zu ermöglichen. Dies folgt dem Ansatz der indirekten Steuerung durch politische Gestaltungsmöglichkeiten. Ohne an dieser Stelle eine Diskussion über Bildungsmodelle zu führen, kann festgestellt werden, dass die Gedanken kollektiven Handelns in der Praxis vorhanden und konzeptionelle Umsetzungen geplant waren. Ein Blick in den sächsischen Bildungsplan von 2006 bestätigt dies (vgl. Sächsisches Staatsministerium für Soziales 2006, S. 43 ff., 53 ff., 87 ff.).

Durch aktives Appellieren an die Gesellschaft, nahmen die CDU-Akteure den Auftrag wahr, ein Gemeinschaftsgefühl einzufordern. Ziele dabei waren, einerseits eine breite Mehrheit gegen den Rechtsextremismus zu aktivieren. Andererseits präsentierte sich die CDU als Akteur, der in seinem politischen Handeln auf die Hilfe der Bürger angewiesen ist. Somit erhöht sich die Identifikation der Bürger mit dem politischen Akteur. Es sollte buchstäblich Hand in Hand gearbeitet werden. Die Politik zeigt sich bürgernah, nimmt gleichsam jedoch auch die Einzelnen in die Pflicht und erhöht damit die eigene Legitimationsbasis. Sie zeigt, dass sie nicht nur von oben aus dem sog. „Elfenbeinturm“ agiert, sondern gemeinsam mit den Menschen. Somit ergibt sich das Zusammenspiel aus dem Bestreben nach gesellschaftlicher Gestaltung („Wir-Gesellschaft“) und dem machtpolitischen Streben nach möglichst hoher Anerkennung

beim potentiellen Wähler.

Bei der strategischen Einbindung des Staates als Akteur konnten Anknüpfungspunkte zur Kollektivverantwortung gefunden werden. Von den CDU-Vertretern wurde die Rolle des Staates als absolut strategisch für eine Marginalisierung des Rechtsextremismus bewertet. Jedoch ergab sich daraus nicht die Konsequenz, nach dem Einzug der NPD und dem damit verbunden sichtbaren Rechtsextremismusproblem, staatliche Aktivitäten zu erhöhen. Die bestehenden Instrumente wurden hervorgehoben und in ihrer Funktionalität bestätigt. Die Notwendigkeit einer Erweiterung staatlicher Aktivitäten wurde nicht artikuliert. Stattdessen wurde die Gesellschaft aufgefordert, die Ergänzungsfunktion zum Staat zu übernehmen. Auch hier wurde also kein konkretes faktisches Handeln abgeleitet, dass in Form von parlamentarischen Initiativen für eine Erweiterung des „Status quo“ gesorgt hätte. Die Rolle des Staates wurde als ausreichend verstanden. Dies bedeutet, dass dem Staat die gleiche Position, wie vor dem Sichtbar-Werden eines Rechtsextremismusproblems zuerkannt wurde. Das schließt nicht aus, dass es sich dabei nicht um eine Gestaltungsstrategie handelt. Im Gegenteil, durch verschiedene Institutionen (Schulen, Polizei, Verfassungsschutz etc.) nimmt der Staat Einfluss auf gesellschaftliche Gestaltung. Es schließt nur aus, dass diese Gestaltungsmöglichkeiten erweitert oder signifikant an die sichtbare Problematik angepasst wurden, zumindest aus dem Wirkungskreis der Politik heraus.

Wie im „Leben des Galilei“, als das „Zeigen der Instrumente“ den Machtstatus der Kirche gegenüber den Neuerungen der Forschung darstellte (vgl. Brecht 1989, S. 95), so galt auch das Aufzeigen des staatlichen Handelns dem Zweck, zu zeigen, wie funktionsfähig der demokratische Staat gegenüber seinen rechtsextremen Gegnern ist. Die Darlegung dessen, was bereits vorhanden ist und funktioniert, dient immer zur Rechtfertigung der bestehenden Struktur. Dabei ist es unabhängig, aus welcher weltanschaulichen Perspektive gehandelt wird.

Das Aufzeigen der staatlichen Aktivitäten zur Abwehr des Rechtsextremismus hat auch den Zweck, den Staat als ausreichend geschützt darzustellen. Die politischen Machtinhaber kommen ihrer Verantwortung also nach und tun, was getan werden kann. Nun, so die Botschaft aus dem strategischen Vorgehen der CDU, ist es notwendig, dass die Bürger diese staatlichen Instrumente unterstützen.

Die CDU fuhr also einerseits die Strategie, die bisherige Gestaltung der staatlichen Aufgaben zu erhalten. Andererseits wollte sie ihre eigene Machtposition dadurch stärken, dass sie die vermeintliche Funktionalität des staatlichen Wirkens hervorhob. Damit verwies sie auf die eigene Fähigkeit adäquat faktisch zu handeln und die damit verbundene Fachkompetenz.

Bei den Profilierungsstrategien ist die Grundannahme eine andere, als bei den potentiellen



Marginalisierungsstrategien. Hier war die CDU im Fokus des strategischen Handelns und weniger die Möglichkeiten, mit denen der Rechtsextremismus direkt bekämpft werden konnte. Es ging nicht darum, welche Aktionen gegen den Rechtsextremismus wirksam sind, sondern welche Prozesse bei der Sächsischen Union in Gang gesetzt wurden, um sich selbst klarer darzustellen. Das heißt, es war weniger damit zu rechnen, dass parlamentarische Initiativen gegen rechtsextreme Themen eingebracht wurden. Stattdessen war der Blick darauf zu richten, durch welche Aktivitäten die Union ihr eigenes Profil zu schärfen gedachte.

Wie in 7.2.1 (S. 181) festgestellt wurde, herrschte bei der CDU ein definitorisches Verständnis vor, dass grundsätzlich alle extremistischen Strukturen abzulehnen seien. Der Rechtsextremismus sei nur eine davon. Dieses Verständnis nutzte sie, um sich vom politischen Gegner abzusetzen und ihn zu weilen zu delegitimieren. Insbesondere gegenüber der stärksten Oppositionskraft, der Fraktion der Linkspartei. Ihr wurden wiederholt Nähe zu linksextremistischen Strukturen vorgeworfen. Durch die Bekämpfung des Extremismus, war es also auch möglich den politischen Gegner von links ebenfalls zu attackieren. Dabei offenbarte sich, wie schon beschrieben, dass weniger die Deutung des Rechtsextremismus im definitorischen Schema des Extremismus der strategische Ansatz war. Das strategische Handeln gestaltete sich vielmehr durch die Delegitimierung des politischen Gegners und der Inanspruchnahme der Deutungsmacht. Der Rechtsextremismus taugte in diesem Moment als Anlass, sich vom politischen Gegner abzuheben.

Auch bei den danach folgenden Kapiteln (S. 200 bzw. 218) konnte herausgearbeitet werden, dass die Intention der Kampf um die Deutungsmacht war. Allerdings wären sowohl bei der Debatte um konservative Werte, wie auch bei der Thematisierung der Inneren Sicherheit parlamentarische Initiativen denkbar gewesen. Dies wäre aus der Notwendigkeit geschehen, die eigenen Forderungen durch faktisches politisches Handeln zu untermauern.

Bei der Diskussion um die „rechtmäßige“ Verwendung konservativer Werte, bleibt festzustellen, wie in 7.2.2 (S. 200) angedeutet, dass es keinerlei parlamentarisches Wirken seitens der CDU gab. Zwar wurden die aufgeführten Debatten mit dem Ziel geführt, Werte vor dem Zugriff der Rechtsextremen zu schützen, ein faktisches Handeln fand jedoch nicht statt. Das erarbeitete Strategiepapier wurde auf dem CDU-Parteitag beschlossen, parlamentarische Anknüpfungspunkte gab es nicht. Die Überprüfung über das Onlinearchiv des sächsischen Landtags bestätigt dies. Dabei wurden Schlagwörter wie „Werte“, „nationale Symbole“, „Patriotismus“, „Stolz“, „Tugend“, „Treue“, „Flagge“ verwendet. Auch der Begriff „Tradition“ brachte kein relevantes Ergebnis, lediglich um die Beschäftigung der Ladenöffnungszeiten bei traditionellen

Weihnachtsmärkten ging es der Sächsischen Union im Jahr 2005 (vgl. Drs. 4/2485).

Ein Befund, warum klassische konservative Werte nicht auch parlamentarisch forciert wurden, kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Dies wäre die Anschlussmöglichkeit für weitere Untersuchungen und Analysen. Möglicherweise war, wie unter 7.2.2 (vgl. S. 200 ff.) bereits formuliert, die Angst zu groß, bei einem offensiven Ausleben z.B. patriotischer Vorstellungen, zu sehr nach rechts gerückt zu werden. Weiterhin wäre denkbar, dass die Selbstschwächung der NPD, durch gezielte Provokationen („Bombenholocaust“) und persönlichem Versagen dazu führte, dass die CDU den Kampf um traditionelle Werte als weniger wichtig erachtete, da die NPD als Wahlstimmenkonkurrent an Bedeutung verlor.

Bei der Thematisierung der Inneren Sicherheit (vgl. S. 218 ff.) seitens der sächsischen Union, waren insgesamt sechs Anträge zu finden, die sich mit Elementen der Inneren Sicherheit beschäftigten. Wurde das Schlagwort „Innere Sicherheit“ ausgegeben, lagen die Sucherfolge bei Null. Sucherfolge gab es hingegen bei den Worten „Polizei“ (6 Anträge) und „Verfassungsschutz“ (2 Anträge). Kernanliegen der Anträge waren die Berichterstattung des Staatsministerium des Innern, so u.a. über den Stand der Polizeistrukturereform (Drs. 4/2418), die zukünftige Bundespolizeipräsenz im Land Sachsen (Drs. 4/8775) oder die Frage über die Qualität- und Leistungsstandards der polizeilichen Arbeit (Drs. 4/3368).

Ausnahme dieser klassischen Antragsinhalte war die Drucksache 4/405, in der es um die Aufklärung über einen Polizeieinsatz ging.

Zum Thema Verfassungsschutz stellte die CDU zwei Anträge. In einem ging es um die Aufklärung der Wissensbestände des Verfassungsschutzes über die organisierte Kriminalität im Freistaat Sachsen (Drs. 4/8933). Im zweiten Antrag stellte die CDU gemeinsam mit ihrem Koalitionspartner die Forderung an das Staatsministerium des Innern, Aufklärung über die Arbeitsabläufe des Verfassungsschutzes zu betreiben (Drs. 4/10074).

Somit waren alle Anträge in Form der Berichterstattung der Regierung angelegt. Die Anträge hatten nicht das Ziel etwaige Strukturveränderungen hervorzurufen. Das wäre in der Tat auch abwegig gewesen, da das CDU-geführte Staatsministerium des Innern im Jahr 2005 eine Strukturreform der Polizei durchführte (vgl. Drs. 4/2418).

Weitere parlamentarische Aktivitäten konnten nicht gefunden werden. Zu Beginn dieses Kapitels wurde aufgezeigt, dass der strategische Zugriff des Innenministeriums Prävention und Repression waren (vgl. Sächsisches Staatsministerium des Innern 2009, S. 3). Der Rückgriff auf das Schlagwort „Repression“ brachte über das Onlinearchiv des sächsischen Landtages jedoch auch keine Sucherfolge. Somit erschöpften sich die repressiven Suchbegriffe in „Polizei“ und „Verfassungsschutz“.

Das 2008 verabschiedete Strategie- und Positionspapier zur Inneren Sicherheit war demnach

vor allem ein Wahlkampfinstrument, um das eigene Profil in der Öffentlichkeit zu schärfen. Parlamentarische Aktivitäten gab es danach nicht. Der letzte Antrag (Drs. 12088) entstammt dem Jahr 2007. Dass es sich bei dem Papier also vor allem um ein Element plakativen Charakters handelte, wie in 7.2.3 (vgl. S. 218 ff.) resümiert, kann an dieser Stelle bestätigt werden.

Beim Versuch das System der bundesdeutschen Demokratie besonders in den positiven Fokus zu rücken, wurde in 7.2.4 (vgl. S. 231 ff.) festgestellt, dass es sich primär um eine „Nebenstrategie“ handelte. Es ging den Akteuren darum, das bestehende System als alternativlos hervorzuheben und damit die rechtsextreme Systemalternative zu negieren. Die Methode war die Demokratie besonders positiv darzustellen. Das war auch die einzige Möglichkeit, da seitens der Rechtsextremen, insbesondere der NPD, keine konkret ausformulierte Systemalternative vorlag.

Eine Untermauerung dieses Vorgehens anhand von parlamentarischen Initiativen erscheint unrealistisch, denn de facto existiert das, was gelobt wird, bereits. Maßnahmen zum Erhalt wären im Bereich der Bildungsstrategie, der Auseinandersetzung mit der Inneren Sicherheit, der Diskussionen demokratischer Werte zu finden. Ein Antrag zum Lobe der Demokratie hätte gleichfalls keinen bindenden Charakter, wie es ein Gesetz hätte.

Die Feststellung, dass es sich hier nicht um eine klassische Machtstrategie handelte, kann unterstützt werden. Die Akteure stellten nicht sich selbst oder die Partei in den Vordergrund, sondern das System in dem sie agierten. Das ist auf zweiter Ebene auch ein Loblied auf das eigene Wirken, das System erhaltend ausgerichtet ist. Und das, was das System erhält, sollte im besten Falle auch die eigene Position erhalten. Dieses klare Motiv konnte aus den Fällen allerdings nicht herausgearbeitet werden. Dort ging es den Protagonisten vor allem um das moralische Selbstverständnis ihres politischen Wirkens.

## 8.2 Die Thematisierung des Rechtsextremismus als Strategie und deren Elemente

Aus den o.g. Ausführungen ist ersichtlich geworden, dass aus den verbal geäußerten, potentiell umsetzbaren Strategien kein einheitliches strategisches Handeln abgeleitet wurde.

Das Thema Rechtsextremismus wurde von der Sächsischen Union angenommen und als Wirkkreis politischen Handelns begriffen. Die Analyse ergab, dass politische Handlungsstrategien vorgestellt und zum Teil nach ihnen agiert wurde (Demaskierung, Kollektivverantwortung, Systemidealisierung). Sobald konkrete politische Aktionen oder Vorhaben damit verbunden waren, blieben diese aus. Die objektiv-hermeneutische Analyse der ausgewählten Sequenzen unter dem Verständnisses einer vorhandenen sozialen Wirklichkeit, war notwendig,

um die Ergebnisse richtig einzuordnen. Die Textanalyse offenbarte, dass es den Akteuren zumeist nicht um Gestaltung der Gesellschaft ging, um die Anfälligkeit gegenüber rechtsextremer Propaganda zu verringern. Stattdessen stand der eigene Machterhalt im Vordergrund. Deutlich wurde das aufgrund des hohen Anteils an symbol-politischen Handeln gegenüber dem faktisch-politisch Handeln. Auch die Gestaltung der Gesellschaft ist mittelfristig ein Mittel zum Macht-, vor allem aber zum Systemerhalt. Die hier vorgestellten Strategien werden durch ihr ausbleibendes faktisches Handeln vor allem zu Machtstrategien für die Akteure. Hier ging es um den unmittelbaren Machterhalt der Partei und nicht primär um das Überleben der Demokratie oder der Marginalisierung des Rechtsextremismus als Selbstzweck. Auch wenn man der Sächsischen Union dieses Bestreben nicht absprechen kann, so lagen darin nicht die vorherrschenden Motive.

Wenn nun klar ist, dass es überwiegend um Machtstrategie ging, so verlangt diese Erkenntnis eine Erweiterung des Blickes auf das Handeln der CDU. Denn dann fällt ins Auge, dass der Rechtsextremismus als strategisches Thema für den eigenen Machterhalt erkannt wurde. Dies ist politisch sowohl nachvollziehbar, wie auch legitim. Denn in erster Linie, sind Parteien immer in einem Konkurrenzkampf zueinander, der als oberstes Ziel die Machtteilhabe respektive den – erhalt hat. Nur so lassen sich gesellschaftliche und ideologische Ziele umsetzen. Immer unter der Grundannahme, dass Gesellschaft durch politische Parteien zumindest mitgestaltet wird. Um den machtsstrategischen Aspekt zu belegen, ist es notwendig, die Strategieelemente ebenfalls zu überprüfen.

### *Strategisches Ziel*

Die Ziele einer Machtstrategie sind grundsätzlich immer davon abhängig, aus welcher Position heraus der politische Akteur, hier die Sächsische Union, handelt. Hier ging es also nicht in erster Linie um den Machtgewinn. Die Sächsische Union konnte zum damaligen Zeitpunkt, 2004, bereits 14 Jahre alleinige Gestaltungsmacht in Sachsen vorweisen. Zwar verlor die Partei ihre absolute Mehrheit, war aber dennoch stärkste Kraft und aufgrund des vergleichsweise schwachen Koalitionspartners SPD (9,8%), in der Regierung die bestimmende Partei. Die strategischen Ziele mussten also auf den Machterhalt bzw. im Idealfall auf den Machtausbau, und damit die Rückkehr zur absoluten Mehrheit, ausgerichtet sein.

Dabei war es notwendig, sich in seinem strategischen Vorgehen gegenüber mehreren politischen Konkurrenten abzugrenzen und als stärkster Akteur zu präsentieren. Die spätere Linkspartei war hierbei der gefährlichste Akteur, da sie die mit Abstand zweitstärkste Kraft im Landtag stellte. Die NPD war kein direkter Machtkonkurrent, der absehbare Möglichkeiten zur

Machtübernahme gehabt hätte. Allerdings tat sich mit dieser Partei ein Konkurrent rechts neben der CDU auf, der zum Teil gleiche Themen ansprach (Patriotismus, Innere Sicherheit, Ablehnung linker Weltanschauung). Überdies ging er in eine radikale Oppositionsrolle, sodass er enttäuschte konservative Wählerschaften potentiell hätte ansprechen können. Der CDU drohte, zumindest zu Beginn der Legislatur, ein Wählerverlust hin zur NPD, der sich negativ auf die eigenen Machtoptionen hätte auswirken können.

Insgesamt verlor die CDU im Vorfeld auch Stimmen an die Parteienvielfalt. Denn mit insgesamt sechs Parteien, war das Parlament so reichhaltig wie nie zuvor besetzt. Die CDU sah sich also damit konfrontiert, ihre Machterhaltungsstrategie thematisch möglichst breit aufzustellen und Kompetenz zu zeigen, um als „Volkspartei“ einen maximalen Wählerbereich zu erreichen.

Im Bereich des Rechtsextremismus sah sie sich vor allem mit zwei Konkurrenten konfrontiert. Die PDS, später Linkspartei, die allein von der antifaschistischen Herangehensweise dem Rechtsextremismus am schärfsten gegenüber stand, bot dreifach Gründe, um sie als Konkurrent zu sehen. Erstens deren eigenes Engagement gegen den Rechtsextremismus, zweitens ihre starke Rolle beim Wähler. Dritter Punkt ist die ideologische und programmatische Distanz zwischen CDU und PDS/Die Linke. selbst. Die NPD war ebenfalls aus mehreren Gründen Konkurrent. Wie o.g. als Wählerkonkurrent, dann aber auch als eigentliches Problem. Denn mit ihr trat das Problem des Rechtsextremismus in Sachsen erst sichtbar zu Tage.

Die strategischen Machtziele der CDU mussten also lauten, a) die Sicherung der eigenen Machtoptionen durch b) die Minimierung der Parteienkonkurrenz inklusive der Marginalisierung einer gesellschaftlichen Extremismustendenz.

### *Strategische Mittel*

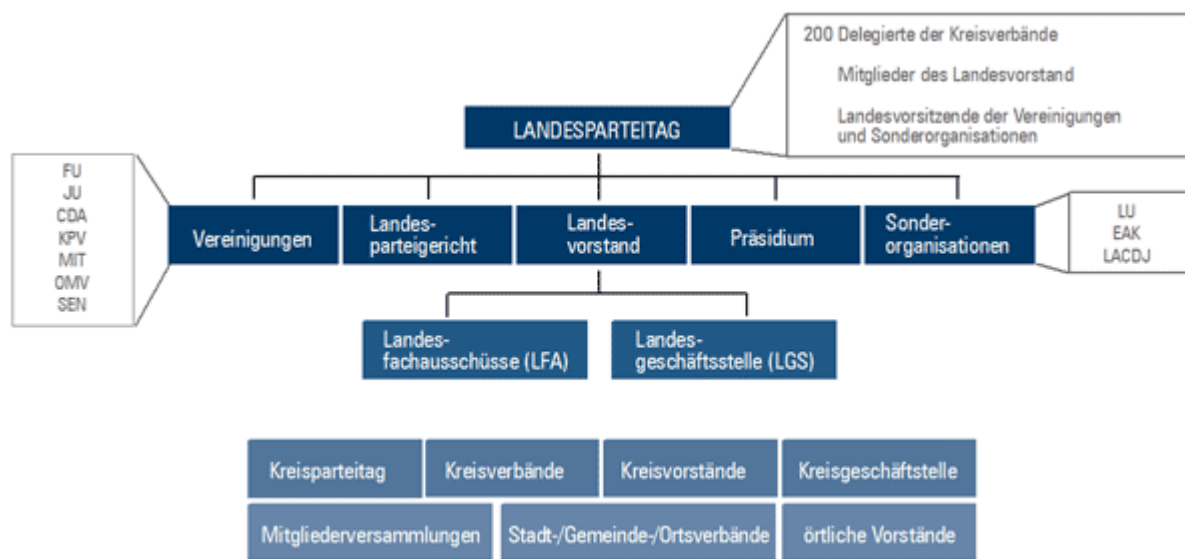
Die bestmögliche Popularisierung der denkbaren politischen Handlungen muss als strategisches Mittel verstanden werden. Das heißt nichts anderes, als dass die von der Sächsischen Union vorgestellten „Einzelstrategien“ für den Machterhalt nur strategisches Mittel waren. Gleichwohl in unterschiedlicher Intensität und Ausrichtung. So war z.B. die Forderung nach einer kollektiven Verantwortung für die Bekämpfung des Rechtsextremismus weitaus aktiver umgesetzt worden, als die nach einer Verstärkung der präventiven Bildungsangebote. Es gab dort keine intensivere Unterstützung der Bildungsakteure oder eine tatsächliche Anpassung der Schul- und Bildungspolitik.

Der großen Strategie untergeordnet, mussten demnach kleine, einzelne, detaillierte Strategien entwickelt werden, mit deren Hilfe, das übergeordnete Ziel erreicht wurde. Wie in einem Puzzle setzt sich aus den Einzelteilen das Gesamtbild zusammen. Dieses war hier die Fortführung der eigenen Machtausübung.

## Strategische Umwelt

Die strategische Umwelt befindet sich in u.a. den Machtzentren der Partei. Innerhalb derer werden die Vorgaben für das programmatische Vorgehen festgelegt und ausgegeben. Darüber hinaus zählen aber auch die Konrad-Adenauer-Stiftung und CDU-nahe Wissenschaftler zur strategischen Umwelt. Diese Verbindungen wurden unter 7.2.1 (vgl. S. 181 ff.) deutlich.

Die Umsetzung der Strategien liegt dann, je nachdem, um welche es sich handelt, in den Händen der politischen Akteure. Einen groben Überblick, welche strategischen Zentren die Sächsische Union hatte, bietet folgende Darstellung:



(Quelle: CDU Landesverband Sachsen 2013a)

Auch wenn der Landesparteitag hier das oberste Gremium der demokratischen Struktur darstellt, ist grundsätzlich klar, dass die Strategien nicht dort erzeugt werden und an die darunter liegenden Elemente weitergeleitet werden. Vielmehr ist aus dem Kapitel zum Strategiebegriff (vgl. S. 37 ff.) deutlich geworden, dass strategische Zentren vor allem personell kleine Kreise sind, in den programmatisch gearbeitet wird. Die strategischen Zentren die sich aus dieser Übersicht für die Sächsische Union als Gesamtpartei ableiten, sind vor allem innerhalb des Landesvorstandes und Präsidiums zu suchen. Hier handelt es sich um die real existierenden Machtzentren, gleichwohl der Landesparteitag darüber verfügt, wer in diese Machtzentren einzieht. Bestätigt wird diese Ableitung des strategischen Grundverständnisses durch die sächsische CDU selbst: *„Der Landesvorstand ist das oberste Gremium der Sächsischen Union. Er vertritt die Interessen der Landespartei nach außen und beschäftigt sich mit den wichtigsten politischen Fragen im Freistaat Sachsen.“*

*Zur Unterstützung seiner inhaltlichen Arbeit kann der Landesvorstand Landesfachausschüsse, Arbeitskreise oder Kommissionen einrichten. Er bestimmt ihre Aufgabenbereiche. Diese Gremien arbeiten nach einer vom Landesvorstand verabschiedeten Geschäftsordnung. Ihre Arbeitsergebnisse sind im Landesvorstand zur Beschlussfassung vorzulegen.“* (CDU Landesverband Sachsen 2013b).

Die Landesfachausschüsse leiten also aus den strategischen Vorgaben programmatische Arbeiten ab. Je nach Art der Zuarbeit, findet diese den Weg zum Parteitag, wo die Delegierten darüber abstimmen, oder zum Landesvorstand, der mit seiner Beschlusskompetenz selbst darüber abstimmt. Der Weg für das danach ausgerichtete politische Wirken wäre damit frei. Diese Beobachtung stimmt mit der Feststellung von Rebenstorf überein, dass vor allem die Parteivorstände als Führungselite die programmatische und in diesem Sinne auch strategische Vorgabe erarbeiten (vgl. 2005, S. 119).

### *Strategisches Kalkül*

Das strategische Kalkül ist dadurch gegeben, dass innerhalb der Machtzentren nach der Landtagswahl Machtstrategien entworfen wurden, die das Thema Rechtsextremismus als Macht relevant eingebunden haben. Hierzu wurden vermeintliche Einzelstrategien entwickelt und populär aufbereitet. Dass es beim Großteil der Einzelstrategien nicht um eine tatsächliche politische Umsetzung ging, spricht dafür, dass es sich vor allem um Strategien der Außenwirkung, als um Strategien mit gesellschaftlichen Gestaltungspotential handelte.

Das Kalkül berechnete die Wirkung beim Wähler und formte daraus das Vorgehen der Partei. Ganz bewusst wurden Themen ausgewählt, mit denen der Machterhalt abgesichert werden würde. In den Kapiteln zu den Handlungsmotiven wurde klar, dass vor allem ökonomische Interessen als Begründung für die Beschäftigung mit Rechtsextremismus vorrangig waren. Dem Primat der Förderung des ökonomischen Sektors wurden weitere Themen untergeordnet.

In vorhergehenden Kapiteln ist die Kernkompetenz „Wirtschaft“ der CDU deutlich geworden. Diese sollte erhalten bleiben. Nur wenn die Kernkompetenz beim Wähler nicht in Frage gestellt wird, ist der Machterhalt respektive –ausbau realisierbar.

Hierunter wurde auch das Thema Rechtsextremismus untergeordnet. Es diente der Sächsischen Union zur Popularisierung ihrer selbst. An der realen Veränderung der gesellschaftlichen Ursachen für rechtsextreme Weltbilder wurde nicht genug entschieden gearbeitet. Ein moralischer Selbstzweck, der Marginalisierung rechtsextremer Strukturen aufgrund ihrer Ideologie und der Unvereinbarkeit mit christlichen und demokratischen Idealen, war nicht in dem Maße zu erkennen, dass konkretes politisches faktisches Handeln daraus abgeleitet wurde.

## 9. Konservatismus als Basis strategischen Handelns?

Im folgenden Kapitel soll überprüft werden, welche Bedeutung der Konservatismus beim dargestellten strategischen Handeln der Sächsischen Union hatte. Welches Handeln ist aus einem konservativen Grundverständnis heraus motiviert und gibt es Verhaltensweisen, die klar der konservativen Ideologie zuzuordnen sind?

Für die Beantwortung dieser Fragen sollen die Erkenntnisse aus Kapitel drei (S. 53 ff.) sowie der empirischen Untersuchung aus Kapitel sieben (S. 110 ff.) gegenüber gestellt werden.

### 9.1 Konservative Elemente im strategisch orientierten Handeln

In Kapitel drei der Arbeit wurde ausführlich die Entwicklung des Konservatismus in Deutschland und explizit die konservative Ausrichtung der CDU beleuchtet. Es konnte festgestellt werden, dass im Laufe der Zeit, besonders ab den 80er Jahren, eine Entwicklung einsetzte, die vor allem auf die ökonomische Statussicherung Deutschlands setzte. Die CDU wurde mehr und mehr zur Partei der sozialen Marktwirtschaft. Bereits kurz nach Gründung der Republik und mit dem Einsetzen des wirtschaftlichen Aufschwungs erhielt sie die Zuschreibung ökonomischer Kompetenz. Es gelang der Partei, diese Außenwirkung aufrecht zu erhalten. Noch mehr, es kam zur übermäßigen Entwicklung des wirtschaftspolitischen Charakters der Partei. Dass die programmatisch-ideologische Weiterentwicklung ausblieb, wäre zu kurz gedacht. Stattdessen wurden die in den 50er und 60er Jahren aufgebaute Ideale vom Wohlfahrtsstaat reduziert und durch das Primat der Wirtschaftspolitik abgelöst. Der Wohlfahrtsstaat war demnach nur zu erhalten, wenn die Wirtschaft blühte. Später begann die Idee des Wohlfahrtsstaates gänzlich zu bröckeln. An ihre Stelle trat die umso stärker geforderte Eigenverantwortung des Einzelnen. Das damit verbundene Aufbrechen tradierter sozialer Normen, sollte durch das Aufrechterhalten symbolischer Werte kompensiert werden. Die Partei befindet sich bis heute in einem Zwiespalt. Auf der einen Seite ist das Streben nach flexibler, global marktfähiger, maximal effizienter Ökonomie ein Charakteristikum. Auf der anderen Seite soll dem Verlust familiärer, sozialer Bindungen als gesellschaftlichem „Kitt“, entgegen gewirkt werden. Diese Spannung beschäftigt die Partei bis heute, wie in Kapitel drei ausführlich dargelegt.

„Sozial ist, was Arbeit schafft“ (vgl. Herrmann 2003, o.S.), nach diesem Motto ist das gesetzgeberische Handeln der Partei ausgerichtet. In Punkt Sieben (S. 110) wurde festgestellt, dass der Großteil des Handelns zum Thema Rechtsextremismus aus ökonomischen Gründen



motiviert war. Stets ging es mindestens um die Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Lage Sachsens. Die Angst, dass die, vergleichbar komfortable wirtschaftliche Ausgangsposition durch den „Schandfleck Rechtsextremismus“ verspielt wird, brachte die Sächsische Union dazu aktiv zu werden. Der Ökonomie war alles Weitere untergeordnet.

Dieses ökonomische Handlungsmotiv steht dabei in Tradition zu der Entwicklung der Partei in den letzten dreißig Jahren, in der sie sich wie o.g. mehr und mehr wirtschaftspolitisch ausformte. Der Erhalt des demokratischen Systems Deutschlands war dabei mit der Frage verbunden, inwieweit es gelingt, die wirtschaftliche (und damit soziale) Situation so zu gestalten, dass der Demokratie nicht die Legitimationsbasis entzogen wird. Denn was sozialen Unfrieden schafft, gefährdet auch das politische System in dem agiert wird. Die CDU musste also ein Gleichgewicht zwischen Förderung der Wirtschaft und Zufriedenstellung der Bürger herstellen. Dieses Vabanquespiel war die grundsätzliche Herausforderung des Regierens und politischen Agierens aus Sicht der Union.

Der Schutz des politischen Systems musste also ein Hauptanliegen sein, es stellte die Basis der eigenen Macht dar. Hier gab es in der untersuchten Legislatur Anknüpfungspunkte. In Kapitel 7.2.4 (S. 231 ff.) wurde dargelegt, dass die CDU auch aus dem strategischen Bestreben heraus handelte, das System der Bundesrepublik als alternativlos darzustellen. Das wäre aber theoretisch nicht notwendig gewesen. Der NPD fehlte realistisch betrachtet jegliche Machtopion. Es kann hier also nicht primär um den klassischen Machterhalt gegangen sein. Im o.g. Kapitel wurde abschließend festgestellt, dass die Akteure aus einem inneren Selbstverständnis heraus handelten. Es kam die innere Überzeugung zum Ausdruck, dass es zur bundesdeutschen Demokratie keine Alternative geben kann. Aufgrund der vergleichsweise wenig analysierbaren Fallbeispiele lässt sich aber nicht klären, ob es sich um ein Agieren im Verständnis eines z.B. Verfassungspatriotismus nach Sternbergers bzw. Habermas' Auslegung (vgl. Schölderle 2007) handelte. Die Tatsache, dass unter den analysierten Reden keine dabei war, die von einem führenden Parteipolitiker getätigt wurde, lässt diese These anzweifeln. Denn sonst hätte es mehr „Grundsätzliches“ zu dieser Thematik von führenden Politikern der CDU gegeben. Aus diesem Grunde ist auch die Idee eines „Demokratiereformismus“ nicht abschließend nachweisbar. Die These die sich dahinter verbirgt lautet, dass konservatives Wirken seinen Handlungsspielraum auf den Erhalt der Demokratie zentriert. Der einstige religiöse Bezug fällt dabei ebenso zurück, wie nationale oder patriotische Werte. Demokratiereformismus könnte die politische Idee in den Vordergrund stellen und weniger Ökonomie, Glaube oder das Volk. Dies fand zwar zum Teil statt, allerdings konnte die programmatische Ausrichtung dazu nicht gefunden werden. Die Klarheit einer solchen

ausgeformten Idee und deren Umsetzung fehlten.

Die Ansätze waren aber ersichtlich. Das bestehende System als alternativlos zu präsentieren, spricht dafür. Um einen Begriff wie „Verfassungspatriotismus“ oder „Demokratierekonservatismus“ inhaltlich zu füllen und durch symbolisches oder faktisches Handeln zu verstetigen, dafür reichten diese Ansätze aber nicht aus. Gleichwohl waren konservative Elemente bei der sog. „Systemidealisierung“ vorhanden.

Gleiches trifft auf die strategische Verwendung des Extremismusbegriffes zu. Hirschman weist darauf hin, dass die Ablehnung des politischen „Extremen“ ein Grundelement des Konservatismus sei. Das Extreme ist das Sinnbild gesellschaftlicher Desorientierung (vgl. 1992, S. 94 ff.). Das knüpft an die Erkenntnisse unter 7.2.1 (S. 181 ff.) an. Dort ergab sich, dass die Einordnung des Links- und Rechtsextremismus unter einem Begriff weniger aus strategischen Motiven geschieht, als vielmehr einer definitorischen Grundannahme. Als erstes steht die extremistische Grundposition des Objektes. Die Richtung oder ideologische Ausprägung ist demnach sekundär. An dieser Stelle ist ein konservatives Kontinuum zu erkennen. Wie unter Punkt 4 (S. 77 ff.) ausgeführt, fußt die Definition des Extremismusbegriffs im Verständnis der Totalitarismusthese. Diese hat ihren Ursprung in den 50er Jahren. Instrumentalisiert wurde die Forschung um den Totalitarismus für die Auseinandersetzungen des Kalten Krieges. Dort kam es dann auch zur Verwendung des extremistischen Ansatzes auf ideologisch-parteilicher Ebene.

Die CDU, die die Anfangsjahre der Bundesrepublik politisch prägte, nahm das wissenschaftliche Verständnis der Totalitarismusthese in sich auf und arbeitete mit ihm. Zolleis verweist darauf, dass das Wertefundament der jungen CDU nach 1945 auf den Erfahrungen der totalitären Herrschaften in Europa fußte (vgl. 2008, S. 72). Dass dieses Verständnis immer noch vorhanden war, weist auf zwei Dinge hin. Erstens ist die Einordnung politischer Extreme, mit unterschiedlichen Ursachen und Auswirkungen, unter einem Gesamtbegriff als konservatives Element nach Hirschman nach wie vor vorhanden. Zweitens war die Transformation des Extremismusverständnisses von der West-CDU hin zur Ost-CDU erfolgreich. Denn, auch wenn es westdeutsche Politiker in der Ost-CDU gab (allen voran Biedenkopf, Milbradt etc.), so war diese dennoch ostdeutsch sozialisiert (vgl. 3.1, S. 58 ff.; 5.1 S. 89 ff.). Allerdings waren in ihr nicht mehr die Personen federführend, die innerhalb der DDR die Partei führten. Sie war nun besetzt mit neuen Kräften, die sich auch ideologisch und programmatisch offen zeigten. Bei der Transformation des Extremismusverständnisses half, dass ein Teil der CDU-Akteure in Ostdeutschland eine grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber dem DDR-Sozialismus in sich trugen. So war die Theorie, die DDR als totalitären Staat und den Sozialismus stalinistischer Prägung als totalitäres System zu verstehen (vgl. Wippermann 2009, S. 7 f.), auf

fruchtbaren Boden gefallen.

Während in den Anfängen der Bundesrepublik das Extremismusverständnis genutzt wurde, um im Kalten Krieg Position zu beziehen, war in der untersuchten Legislatur keine vergleichbare Wirkkraft mehr vorhanden. Das lag auch an den unterschiedlichen politischen Rahmenbedingungen, sodass ein tatsächlicher Vergleich unzulässig ist. Was bleibt, ist eine Feststellung: die instrumentalisierte Ablehnung von extremistischen Ideologien (aus dem Blickwinkel der bundesdeutschen Demokratie), war damals wie im vorliegenden Untersuchungszeitraum kennzeichnend für das konservative Selbstverständnis. Agieren aus diesem Selbstverständnis heraus zeugt von einer konservativen Grundhaltung der Akteure. Hier ist ein verinnerlichtes konservatives Weltbild also ursächlich für die Wahrnehmung und Einordnung gesellschaftlicher Prozesse.

Ähnliches, wenngleich in keiner vergleichbaren Dimension, war bei der Debattierung gewisser Werte zu beobachten. Die Sächsische Union reagierte auf den Einzug der rechtsextremen NPD so, dass sie Werte wie „Vaterlandstolz“ und „Patriotismus“ für sich reklamierte. Aus dem situativ-reaktiven Verhalten zu Beginn der Legislatur, erwuchs das Patriotispapier. Es war der ideelle Kumulationspunkt. Im Vergleich zu vergangenen Zeiten, waren ähnliche Reaktionen sichtbar. Der Aufschwung der DVU und der Republikaner führte in den betroffenen Ländersektionen der CDU zu einem Erstarren rechter Positionen. Wie in den Kapiteln 3.2, 3.3, 3.4 (S. 58 ff.) aufgezeigt wurde, gab es immer wieder Phasen, in denen die CDU auf das Erstarren rechtsextremer oder –radikaler Parteien mit teilweiser Vereinnahmung ihrer Themen reagierte. Exemplarisch hierfür steht die Reaktion auf die ausländerfeindlichen Übergriffe Anfang der 90er Jahre. Die Diskussion um die Einführung der doppelten Staatsbürgerschaft ab 1999 verstärkte den Eindruck, dass insbesondere bei der Asylthematik starke konservativ motivierte Reaktionen zu verzeichnen waren. Dass es bei der CDU-geführten Initiative Zustimmung seitens der rechtsextremen NPD, DVU und den Republikanern gab, zeigte, wie gefährlich nah sich die Union am rechten Fahrwasser bewegte.

Kapitel 7.2.2 (S. 200 ff.) wies nach, dass es Ansätze gab, die bei thematischer Konsequenz in die Nähe solcher Bereiche hätten führen können. Allerdings hatte weder die Diskussion um den Stolz auf Deutschland, noch das sog. Patriotispapier eine annähernd vergleichbare Dimension, wie das Verhalten der CDU im letzten Jahrhundert. Im Vergleich zum Asylkompromiss 1993 oder der Unterschriftenkampagne 1999, verfügte die Sächsischen Union über keine solche ideologische Ausrichtung. Es wäre anhand der Vergangenheit der Partei ohne weiteres denkbar gewesen, dass ein rechtsextremer, gut vernetzter und strukturierter Akteur, ein Handeln hervorruft, das auf die Vereinnahmung von Themenbereichen setzt. Die NPD

punktete in Sachsen mit für sie klassischen Themen wie „Ausländerkriminalität“ und „Überfremdung“. Ebenso gehört die „Vaterlandsliebe“ zu ihrem Repertoire. Die CDU machte sich, im Gegensatz zu früheren Zeiträumen, diese Inanspruchnahme der im Volk vorhandenen Fremdenangst nicht zu Eigen. Sie entwarf auch keine Asylpolitik der offensiven Begrenzung mit etwaigen Abschiebeforderungen. Der Versuch mit der Wertedebatte und dem Patriotismuspapier das klassische nationale Profil der Partei zu schärfen, muss als Ansatz verstanden werden. Es kam in der direkten Folge weder zu einer besonders national geprägten Politik, noch zu einer möglichen patriotischen Kampagne. Zwar waren auch bei der Wertedebatte und dem Patriotismuspapier konservative Grundverständnisse am Wirken, allerdings besaßen diese keine Kraft, um eine gesellschaftliche Debatte anzustoßen oder gesetzgeberische tätig zu werden.

Das Thema „Innere Sicherheit“ knüpft daran an. Insbesondere die „Asylthematik“ gehört in diesen Bereich. Im rechtsextremen Lager wird der Ruf nach innerer Sicherheit mit einem Gefahrenpotential durch „kriminelle Ausländer“ begründet. Wie in 7.2.3 (S. 218 ff.) vorgestellt, fertigte die CDU zur Inneren Sicherheit ebenfalls ein Strategiepapier an. Weitere Erkenntnisgewinne bzgl. einer möglichen Strategie auf diesem Feld lieferten Parlamentsprotokolle.

Die NPD warb für eine Erhöhung der inneren Sicherheit mit dem Slogan „Grenzen dicht!“. Außerdem ging es ihr um die Abschiebung in Deutschland lebender Migranten (vgl. Kapitel 5.2, S. 96 ff.). Es ging ihr um Abschottung und restriktive Maßnahmen, um die Zahl der in ihrer Meinung nach Fremden in Deutschland zu reduzieren. Für 38% der NPD-Wähler war die Ausländerpolitik ein wahlentscheidendes Thema (vgl. Infratest dimap 2004, S. 45). Hierin lag für die Partei also ein Erfolgskriterium für den Einzug ins Parlament.

Es wäre also denkbar gewesen, dass die CDU wie oben bereits erwähnt, das Thema Asylpolitik für sich aufgreift und zu Nutzen macht. Die offensichtlich vorhandene Fremdenangst hätte die CDU für sich nutzen und thematisieren können. Sie tat dies nicht. Sie ließ sich nicht auf die Handlungsmuster der 90er Jahre ein, sondern versuchte eigene Wege zu beschreiten. In 7.2.3 (S. 218 ff.) zeigt sich, dass bei parlamentarischen Initiativen zum Asylthema, eine rechtsstaatliche Position bezogen wurde. Die vorhandene Gesetzgebung genügte den Akteuren der CDU, um sich darauf zu berufen. Eine mögliche Verschärfung des Asylrechtes wurde nicht eingefordert. Somit war eine potentielle Bewegung in Richtung eines NPD-Themas nicht sichtbar.

Auf der anderen Seite wurden auch keine Initiativen sichtbar, die auf eine generelle Änderung des Asylrechtes hingedeutet hätten. So zum Beispiel die Erleichterung von Asyl oder eine parlamentarische Thematisierung von Abschiebefällen. Der Status quo war für die CDU maßgebend.

Parallelen zur Vergangenheit, in der sich die CDU mit rechtsextremen Themata in Berührung kam, waren hier nicht erkennbar. Die konservative Linie, Schutz des Nationalen, durch Verminderung von Migranten in der Bundesrepublik, wurde im Untersuchungszeitraum nicht bedient.

## 9.2 Fehlende wert-konservative Prinzipien im strategischen Handeln

Die vorangegangenen Ausführungen sollten eine Kernfeststellung herleiten: der konservative, auf Tradition bauende Charakter der CDU mag zwar durch die eigene Wahrnehmung nach außen getragen worden sein, das strategische Handeln zum Thema Rechtsextremismus wurde davon jedoch nicht geprägt.

Zwar war das Agieren der Sächsischen Union durch ideologisch tradierte Normen gekennzeichnet. Die Versuche vermittels des Extremismusbegriffes, der Wertedebatte und auch das klassischen Feldes der Inneren Sicherheit zu punkten, sprechen dafür. Doch ein demnach konzipiertes Handeln für faktische Politik, mit einem sichtbaren konservativen Hintergrund ließ sich nicht feststellen.

Die konservative Ausprägung der Partei war im Bezug der Thematisierung des Rechtsextremismus kein tragendes Element für politisches Handeln. Stattdessen folgte dieses einer Linie, auf der zwei Motive die Vorgabe für die Umsetzung gaben. Die wirtschaftspolitische Ausrichtung unter der Prämisse der Sicherung der eigenen Machtoptionen.

Gewissermaßen ließe sich anhand dieser Beobachtung sagen, dass der konservative Charakter der Sächsischen Union, sich darauf konzentrierte, eine Wirtschaftspolitik zu betreiben, die alle sich nachziehenden Felder (Sozial-, Bildungs-, Innenpolitik etc.) so gestaltbar machte, dass der Machterhalt gesichert war. Diese Unterordnung aller Politikfelder unter der wirtschaftspolitischen Ausrichtung war seit den 50er Jahren eine konstante Programmatik der Gesamt-CDU. Das bedeutet nicht, dass die Partei sich an den damaligen Wirtschaftsmodellen orientierte. Vielmehr heißt es, dass das Verständnis der Vormachtsstellung der Wirtschaftspolitik, die wertkonservative Ausrichtung ersetzt hat (vgl. Zolleis 2008, S. 133 ff.). Die Sächsische Union folgte dieser Tradition. In der Partei herrschte keine Ideologie traditioneller Wertvorstellungen, sondern ein Selbstverständnis, das sich primär an einer ertragreichen Ökonomie orientierte.

An die Stelle christlicher Werte, rückte der Wert der Ökonomie als Handlungsorientierung. Klassische ideologische Programmatiken wurden ersetzt durch Machtkalkül und die Orientierung nach den entsprechenden Optionen. Dieser Prozess begann nach der Ära Barzel und mit

der Übernahme Helmut Kohls als Parteivorsitzenden (vgl. ebd., S. 140).

Diese fehlende ideologische Ausprägung der Partei war auch in der Sächsischen Union vorzufinden, stattdessen das ausgeprägte, wirtschaftspolitisch unterfütterte Machtkalkül.

Diese Feststellung soll nicht heißen, dass es innerhalb der CDU keine ideologischen Wertvorstellungen mehr gab oder gibt. Allerdings bauen die Machtstrategien der Partei darauf nicht mehr auf. Zumindest, sofern klassische Felder (Religion, Beziehung zum Vaterland, Abwehr sozialistischer Politik etc.) damit gemeint sind.

Konservatismus bedeutet in erster Linie das Bewahren festgelegter Werte. Welche das sind, ist damit nicht klar verbunden. In Zeiten der konservativen Bewegungen kam es immer wieder zum Wandel von konservativen Werten, neue kamen hinzu, alte verloren an Bedeutung. Sollen konservative politische Bewegungen echte Machtchancen haben, müssen sie sich den gesellschaftlichen Realitäten und Umwälzungen anpassen. Die eben genannten klassischen Ideologien haben in der Gegenwart keine herausragende gesellschaftliche Relevanz mehr. Wichtiger scheinen der Sächsischen Union in Zeiten kapitalistischer Wandlungsprozesse der Systemerhalt der Demokratie, die freie Marktwirtschaft und der Erhalt der europäischen Idee. Daraus ließen sich neue konservative Werte ableiten, deren Bewahrung ideologischer Inhalt der Machtkalkulationen sind.

Aufgrund der Entwicklung der Partei seit 1990 ließe sich provokant feststellen, dass es weniger darum geht, ob die Partei wertkonservativ ist oder nicht, sondern welche Werte dazu zählen. Die Verteidigung des Systems, politisch und wirtschaftlich, könnte ein Wert sein, der zu verteidigen und vor allem zu bewahren ist.

## 10. Vereinnahmung oder Abgrenzung – Diskussion über Dilemma oder Notwendigkeit

Die Diskussion über Strategien zum Thema Rechtsextremismus beinhaltet immer auch die Frage, welches konkrete Handeln um Wähler und Inhalte umgesetzt wird. Eingangs der Arbeit wurde diese Fragestellung bereits dargelegt.

In den einführenden Kapiteln unter Punkt zwei (S. 27 ff.), wurde geklärt, dass Parteien stets im Angesicht eines Wettbewerbs zueinander agieren. In dieser Wettbewerbsdemokratie (vgl. Korte 2010, S. 214) spiegeln sich die gesellschaftlichen Bedürfnisse wieder, da die Parteien selbst Repliken der Gesellschaft sind (vgl. Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 17). Es ist demnach nicht nur wichtig, wie dem Konkurrent begegnet wird, ob durch Zuneigung oder Ablehnung, sondern auch, was mit den Bedürfnissen der Wähler geschieht. Die Wahl einer Partei vermittelt immer auch ein Abbild der Bedürfnislage ihrer Wählerschaft. Diese kann alle gesellschaftlichen Themenbereiche betreffen. Bei der Wahl der NPD könnte es sich vor allem um folgende Punkte handeln: Nationale Sicherheit, Ablehnung einer individuell empfundenen Überfremdung, Protest gegenüber dem bisherigen Parteiensystem, Ablehnung der ökonomischen Globalisierung. Tatsächlich lagen die Beweggründe für die Wahl der NPD vor allem in folgenden Bereichen: Hartz IV und Arbeitsmarktpolitik (57%), Ausländerpolitik (38%) und soziale Gerechtigkeit (28%) (vgl. Infratest dimap 2004, S. 45).

Gleichzeitig zu den vermittelten Bedürfnislagen der Wähler, entscheidet sich die Auseinandersetzung mit einer Konkurrenzpartei/-bewegung auch immer an der jeweils eigenen Wahrnehmung des Betrachters. Damit ist gemeint, wie erscheint der Konkurrent aus dem eigenen Blickwinkel und welche Charakteristika machen ihn zum Konkurrenten? Es ist dann nicht zwingend entscheidend, ob diese Charakteristika auch unbedingt beim Wähler Einfluss haben. Stattdessen liegt nahe, dass ein Bedrohungsgefühl aus der bloßen Inanspruchnahme von Themen oder Ideologien entsteht.

Die Folge, die sich aus einer realen Konkurrenzsituation oder einem bloß empfundenen Konkurrenzgefühl ableiten ließe, wäre thematische/personelle Vereinnahmung oder Abgrenzung hin zum Konkurrenten. Vereinnahmung meint vor allem die Einbettung von Themen plus die Übernahme damit verbundener Argumentationsstränge. Auch die personelle Einbindung von Akteuren ist mit inbegriffen. So wäre denkbar, dass ehemalige Akteure aus dem rechtsextremen Spektrum, eine neue Parteiheimat in der CDU fänden. Gerade die bundesdeutsche Politikgeschichte weist (auch prominente) Beispiele in dieser Hinsicht auf. Der ehemalige Kanzler Kiesinger oder der baden-württembergische Ministerpräsident a.D. Filbinger waren als ehemalige NSDAP-Mitglieder und Funktionäre in der späteren CDU zuhause (vgl. Semler 2007, o.S.).

Ziele einer Vereinnahmung wären a) die Stärkung des eigenen, als bedroht empfundenen, Profils, b) die (Rück-)Gewinnung von Wählern und damit c) die Absicherung und den Ausbau der eigenen Machtbasis.

Mit Abgrenzung ist im hier zugrundeliegenden Zusammenhang gemeint, dass auf inhaltliche und personelle Übernahme nicht nur verzichtet, sondern auch eine transparente Gegenposition zu Inhalten und Auftreten des politischen Konkurrenten vertreten wird. Der Akteur zieht eine Grenze, die sowohl inhaltlich, wie auch verbal nicht überschritten wird. Hierzu zählen die sichtbare Ablehnung inhaltlicher Positionen sowie der vertretenen Ideologie und keinerlei personelle Zusammenarbeit in Abstimmungsfragen. Weiterhin zeichnet sich Abgrenzung auch dadurch ab, dass keine strategischen Ausrichtungen übernommen werden. Dazu zählt, dass Themen bewusst eingegliedert und als Mittel des Parteienwettbewerbs eingesetzt werden.

Die Partei und ihre Position muss also für den Betrachter/Wähler erkennbar sein. Abgrenzung bedeutet stets sich auch inhaltlich vom Konkurrenten abzusetzen. Vereinnahmung von Themen ersetzt diesen Prozess nicht vollständig, da die Übernahme einzelner Positionen nicht das Gesamtbild des Akteurs komplett verändern. Allerdings besteht die Gefahr, dass Abgrenzung verschwimmt, wenn Wettbewerb nicht mehr durch die Hervorhebung eigener Positionen bestimmt wird. Gleichwohl ist auch klar, dass die eigenen Positionen immer auch flexibel angepasst werden. Je nachdem, welche politischen Rahmenbedingungen, Bündnisse zur Machtgestaltung und die Signale der Wählerschaft vorhanden sind (vgl. Haas/Jun/Niedermayer 2008, S. 17 f.).

#### 10.1 Beobachtungen zu möglichen Vereinnahmungs- oder Abgrenzungsbestrebungen seitens der Sächsischen Union

Anhand der objektiv-hermeneutischen Textanalyse war es möglich, nicht nur die soziale Wirklichkeit des programmatisch-strategischen Handelns der CDU herauszuarbeiten, sondern auch dieses einzuordnen. Die Kernaussagen zu den Strategien der CDU sind ein wesentliches Element, um zu überprüfen, wie in der vierten Legislatur das Problem des Rechtsextremismus angenommen wurde. Die Ausrichtung der Strategien zeigt, ob diese auf Inklusion oder Abgrenzung angelegt waren.

In Sachsen 2004-2009 gab es in der strategischen Ausrichtung der sächsischen Union nur geringe Anhaltspunkte für die Inklusion oder Integration von rechtsextremen Themenschwerpunkten. Stattdessen war eine formale Abgrenzung sichtbar, die vor allem durch verbale Ablehnung der NPD umgesetzt wurde.



Außerdem fand zu keinem Zeitpunkt nachweisbar eine Zusammenarbeit mit der NPD statt. Dieser Punkt mag selbstverständlich klingen, ist er aber nicht. Besonders unter dem Gesichtspunkt der Überprüfung von Annäherung oder Distanz, muss auch diese Feststellung hervorgehoben werden, da sie zumindest den Punkt der formellen Abgrenzung erfüllt.

Eine (denkbare) Übernahme personeller Ressourcen fand nicht statt, auch wenn diese theoretisch möglich gewesen wäre. Die NPD startete im Jahr 2004 mit zwölf Abgeordneten in ihre erste Legislaturperiode. Innerhalb der fünf Jahre verlor sie jedoch sechs Mitglieder der Fraktion, einen durch einen tödlichen Unfall, die anderen wegen Rückzug oder Ausschluss. Keiner der zurückgezogenen Abgeordneten fand in der CDU eine neue Heimat oder wurde sichtbar von den Christdemokraten inhaltlich einbezogen.

Die Strategien „Bildung als Marginalisierungsstrategie“, Demaskierung und die Initiierung einer Kollektivverantwortung zeigten auf, dass die Sächsische Union mehr an der Abgrenzung zum rechtsextremen Lager gelegen war, als auf Vereinnahmung von Themen und der direkten Gewinnung rechter Wählerstimmen. Als klassische Vereinnahmungsthemen hätten in diesem Zusammenhang die Beanspruchung von vermeintlich konservativen Werten, die Innere Sicherheit, sowie strategisch nicht auffällige Bereiche wie die Familien- oder Asylpolitik auftauchen können. Die Thematisierung des Patriotismus erfolgte zwar, aber wie dargestellt, erwuchs daraus kein klar nachvollziehbares strategisches und auch kein faktisches politisches Handeln in dem Sinne, dass die Sächsische Union eine progressive Diskussion zur Erneuerung patriotischen Denkens und Handelns angeregt hätte.

Die CDU befand sich zweifelsohne im Dilemma zwischen Vereinnahmung und Abgrenzung. Besonders deutlich wurde das zu Beginn der Legislaturperiode. Die NPD konnte ob der starken 9,2% nicht eingeschätzt werden. Milbradt gab zu, vom Ergebnis geschockt gewesen zu sein (vgl. 2007, S. 4). Daraus ergaben sich Unsicherheiten im Umgang mit der rechtsextremen Partei, sowie die passende Reaktion auf das offensichtliche Problem des Rechtsextremismus in Sachsen.

In der Folge gelang es unter der CDU-Führung nicht zeitnah eine Erklärung demokratischer Parteien zu verabschieden, die eine Kernaussage enthielt, nach der es keine Zusammenarbeit mit der NPD geben dürfe. Die Vereinbarung aller demokratischer Parteien des Landtages zog sich bis zum Anfang des Jahres 2005 hin, wohingegen der Einzug der NPD ins Parlament bereits im September 2004 geschah. Auch hier handelt es sich um ein Indiz der Unsicherheit. Unsicherheit, die aus dem Einzug der NPD in den Landtag entstand und die sich auf ein mögliches Handeln bzgl. des Rechtsextremismus übertrug. Denn plötzlich wurde offenbar, was

vorher negiert wurde: im Land Sachsen gibt es einen nicht unerheblichen und bundesweit sichtbaren Anteil von Zustimmung zu rechtsextremen Positionen.

Das innerparteiliche Ergebnis dieser Unsicherheit waren halbherzige Strategien, die nur bis zu einem bestimmten Punkt umgesetzt oder angedeutet wurden. Strategien, die zur Inklusion hätten taugen können, wären insbesondere die Wertedebatte oder eine restriktivere Innenpolitik gegenüber Migranten gewesen. Dem gegenüber standen Strategien der Abgrenzung, wie die Initiierung einer Kollektivverantwortung und die Demaskierung. Ferner hätte auch eine aufklärende Bildungsstrategie abgrenzende Wirkung erzielen können. Aus allen erwuchs jedoch kein klassisches gesetzgeberisches politisches Handeln. Hier wurde vor allem repräsentativ politisch gewirkt und eine ablehnende Haltung gezeigt. Auch politische Kampagnen wurden hieraus nicht abgeleitet, wie in den vorhergehenden Kapiteln bereits mehrfach nachgewiesen wurde.

Innerhalb des Extremismusverständnisses kam es zur klaren Ablehnung jeglicher extremistischer Tendenzen und Handlungen. Die CDU legte Wert darauf, dass dazu auch der Rechtsextremismus zählte. Dies ist jedoch keine allzu markante Feststellung, da es innerhalb der bundesdeutschen und christdemokratischen Geschichte generell nie eine nennenswerte „Bejahung“ rechtsextremer Parteien gab. Vielmehr wurden Themen übernommen, von denen christdemokratische Akteure der Meinung waren, diese gehören nicht zwingend nur ins rechtsextreme Spektrum, sondern auch die bürgerliche Mitte hätte einen berechtigten Anspruch darauf. Dazu zählten insbesondere die Diskussion um die Position zum eigenen Vaterland, die Innere Sicherheit und vor allem im letzten Jahrhundert, die Asyldebatte und die gesellschaftliche Wiedereingliederung nazistischer Würdenträger. Weder eine Asyldebatte, noch die Integration ehemaliger Nationalsozialisten waren für das Untersuchungsfeld Sachsen Themen. Zwar versuchte die NPD durch ihren Wahlkampf und diverse Anträge Stimmung gegenüber Asylbewerbern zu machen. Allerdings erwuchs daraus keine gesellschaftliche Debatte, wie zu Beginn der 90er Jahre.

Die CDU bediente sich Elementen von Vereinnahmung und Abgrenzung, um ihren eigenen Machtbedarf zu bedienen. Dabei ist zu bedenken, dass sowohl die Vereinnahmung rechtsextremer Themata ebenso das Machtbedürfnis stillen kann, wie eine klare und transparente Abgrenzung. Die Einbindung rechter „Bedürfnisse“ bietet zumindest die Möglichkeit, ein gewisses Wählerspektrum abzuwerben. Dieses „Mehr“ an Wählern sichert, zumindest theoretisch, die eigene Machtbasis. Gleichsam ist die Gefahr vorhanden, dass sich Wähler aus der gesellschaftlichen Mitte abwenden und zudem eine politische und/oder mediale

Ächtung aus dem linken Spektrum erfolgt. Diese Gefahr ist bei einer transparenten Abgrenzung gegenüber rechtsextremen Politakteuren nicht gegeben. Gleichwohl wird dann jedoch ein gewisser Wähleranteil, der nicht über ein gefestigtes rechtsextremes Weltbild verfügt, preisgegeben. Zumindest auf der Ebene, ihn mit ähnlichen Themen – wie es der NPD im Vorlauf des Untersuchungszeitraums gelang – wieder im Spektrum demokratischer Parteien einzubinden.

Die Marginalisierung des rechten Konkurrenten muss dann über andere Wege eingeleitet werden; anstatt über die klassische Abwerbung von Wählern oder durch Übernahme von Themen. Das heißt, die CDU muss sich einerseits mit Themen positionieren, die eine ausreichende Menge von Wählern mobilisiert, um auch ohne die rechten Wählerschaften erfolgreich zu sein. Andererseits muss sie diese Themen so attraktiv gestalten, dass auch potentiell rechte Wähler (nicht gefestigte Protestwähler), sich dem bürgerlichen Lager verstärkt zuwenden.

Als Ursache für die nicht signifikante Einbindung von Themen gibt es zwei Erklärungen:

Die NPD kristallisierte sich vergleichsweise schnell als keine parlamentarische Machtgefährdung heraus. Das Problem, für das sie stand, war vor allem die Bewusstmachung eines starken rechtsextremen Zuspruchs in der Bevölkerung und der damit einhergehende und vor allem von der Sächsischen Union so empfundene „Imageschaden“ für das Land Sachsen. Die Selbstschwächung der Rechtsextremen durch Verlust von Mitgliedern, sowie ihre radikale Ablehnung gegen das parlamentarische System, isolierte die Fraktion vollends. Eine sachpolitische Ebene war unter diesen Umständen nicht gegeben. Das Parlament wurde von der Partei vor allem als Bühne für Propagandazwecke benutzt.

Der zweite Grund liegt in der Sächsischen Union selbst. Die objektiv-hermeneutische Textanalyse brachte hervor, dass zwar vermeintlich klassisch konservative Werte beansprucht wurden, diese jedoch kaum tatsächlich verinnerlicht waren, als das sie zu einer umfassenden strategischen Ausrichtung hätten führen können. Die CDU selbst war primär ein plakativ-konservativer Akteur. Die potentiellen Schnittmengen mit einem weiteren rechten Akteur waren nicht mit dem Leben gefüllt, wie es zum Vergleich in den 80er und 90er Jahren der Fall war.

## 10.2 Voraussetzungen für eine erfolgreiche Vereinnahmung oder Abgrenzung

Anhand der Einsicht, dass die vorgestellten Strategien vor allem symbol-politischen Charakter hatten, ist es notwendig aufzuführen, welche Kriterien dafür sorgen, dass Strategien darüber hinweg Bedeutung erlangen. Sie sollen ihre Machtfunktion nicht nur dadurch erfüllen, dass sie

plakativ wirken. Stattdessen soll nachvollziehbares, das heißt argumentativ untersetztes, faktisches politisches Handeln erzeugt werden, das gleichsam die Möglichkeit zu einer gesellschaftspolitischen Debatte bietet.

Im Folgenden sollen daher weder die strategische Ausrichtung der Vereinnahmung von Themen, noch die Abgrenzung vom rechtsextremen Sektor bevorzugt werden. Für beide Pfade gibt es unter Umständen plausible und legitime Gründe. Vielmehr dienen die Ausführungen einer Diskussion über die konsequente Umsetzung einer strategischen Idee.

#### 10.2.1 Notwendigkeit für die Vereinnahmung transparent gestalten

Um zu vermeiden, dass Missverständnisse über die Ausrichtung einer Vereinnahmungsstrategie auftauchen, ist es erforderlich, diese zu transparent zu begründen. Unter dem Aspekt, dass nicht alle Wähler rechtsextremer Parteien, auch ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild haben müssen, kann es Sinn machen, Strategien zu entwickeln, um diese Wähler wieder für den demokratischen Parteienkreis einzubinden.

Das kann auch mit Vereinnahmung von Themen rechtsextremer Parteien geschehen. Nicht alle dieser Themen haben, nur weil sie von Rechtsextremen bedient werden, mit dem Rechtsextremismus zu tun. Hierunter zählen klassische soziale Fragen ebenso dazu, wie das Bedürfnis der Bürger nach Sicherheit, Familien- oder Heimatgefühl.

Die Themen, die von der NPD besetzt werden, aber keinen zwingenden rechtsextremen Background haben, sollten von den bürgerlichen Parteien konsequent auch dann bedient werden, wenn keine akute, rechtsextreme Machtbedrohung vorhanden ist. Das heißt, dass die bürgerlichen Parteien nicht erst in dem Moment handeln, wenn eine rechtsextreme Partei im Parlament sitzt. Themen, welche die NPD aufgreift, die aber nicht rechtsextrem sind, werden erst dann erfolgversprechend, wenn die bürgerlichen Parteien sich ihrer nicht annehmen. Die Parteien müssen von sich aus die Notwendigkeit erkennen, Themen ernsthaft zu besetzen, bevor rechtsextreme Akteure diese aufgreifen und den Vorwurf kreieren, die „etablierten Parteien“ hätten sich nicht ausreichend damit beschäftigt. Erst dann befreien sich die bürgerlichen Parteien von dem Verdacht, Themen dann aufzugreifen, wenn ihre Machtoptionen gefährdet sind.

Wichtig ist, Transparenz zu zeigen, weshalb die Themen im demokratischen Spektrum der Gesellschaft liegen und warum sich der Rechtsextremismus dieser Themen bedient. Dazu gehört auch, gesellschaftliche Debatten darüber anzubieten und Themen nicht einfach zu platzieren, weil es dem wertkonservativen Modell so genügt. Das heißt, dass z.B. eine öffentliche und

gesellschaftliche Diskussion darüber notwendig ist, was Heimat/Heimatliebe/Patriotismus in der modernen, ökonomisch-globalisierten Welt noch für Werte darstellen und wie diese tatsächlich „lebbar“ sind. Zugleich muss der demokratische Charakter dieser Werte herausgearbeitet werden. Hier darf sich Politik nicht nur auf sich allein verlassen, sondern sollte auch wissenschaftliche Erkenntnisse mit einbinden. Wichtig sind breite Debatten, die über den Horizont kurzfristiger, machtoptionaler Orientierungen hinweg gehen und somit die Chance für klares strategisches Denken und Wirken eröffnen.

Vereinnahmung darf darüber hinaus nicht bedeuten, gleiche Argumentationen wie rechtsextreme Akteure zu verwenden. Hiervon muss sich eine demokratische CDU lösen, sofern sie sich nicht alten Vorwürfen ausgesetzt sehen will. In Sachsen, innerhalb des Untersuchungszeitraums, fanden solche Muster keine Anwendung mehr. Gleichwohl war auch keine strukturell organisierte Vereinnahmung von Themen und damit Wählerschaften vorzufinden.

#### 10.2.2 Vermeidung von Doppelstrategien

Im Untersuchungszeitraum konnte beobachtet werden, dass, wie oben bereits erwähnt, die CDU aus Unsicherheit Elemente sowohl von Einbindung, als auch Abgrenzung angeboten hat. Hier entwickelt sich jedoch eine strategische Unschärfe, die zur Folge hat, dass das Wirken keiner klaren und zielgerichteten Linie folgt.

Daher ist es notwendig, dass sich das strategische Zentrum für eine klare Richtung entscheidet. Entweder Strategien der Vereinnahmung von rechten Wählern oder eine klare Abgrenzung zum rechten Lager, dann aber mit Strategien der Marginalisierung und der Ablehnung rechtsextremer Themen und Akteure.

Hierzu könnte auch die Forcierung eines NPD-Verbotverfahrens zählen, das zumindest die klare Botschaft von Ablehnung/Abgrenzung vermittelt.

In Sachsen wurde diese Möglichkeit von der CDU im Untersuchungszeitraum mehrfach abgelehnt (vgl. Kapitel 7, S. 110 ff.). Die Argumentation, dass eine demokratische Gesellschaft aus sich heraus mit ihren Feinden fertig werden muss, hat einen berechtigten Platz in der Diskussion um Parteienverbote.

Gleichwohl gab es dabei mittlerweile eine spannende Entwicklung, denn der aktuelle NPD-Verbotsantrag seitens des Bundesrates, wurde von Sachsen mitgetragen (vgl. Bundesrat 2012, o.S.).

### 10.2.3 Abgrenzung durch Vereinnahmung ermöglichen

Hiermit ist nicht gemeint, dass sowohl Vereinnahmungs- als auch Abgrenzungsstrategien bedient werden sollen. Durch Themen, wie zum Beispiel der Hartz IV-Problematiken und einem transparenten Umgang damit, warum diese von den demokratischen Parteien behandelt werden, soll folgendes erreicht werden: Dem Betrachter wird vermittelt, dass es sich hierbei um ein Thema handelt, das nicht primär mit dem Rechtsextremismus verbunden ist, sondern dessen sich die Rechtsextremen bedienen. Durch eine ernsthafte und offene Beschäftigung mit der Problematik und ihres demokratischen Nutzens wird das Thema außerhalb des Rechtsextremismus verortet.

Gleiches gilt auch für Themen des Patriotismus oder klassischer konservative Werte, wie Tradition und Familie, die alle der Gefahr unterworfen sind, in rechtsextreme Bezüge eingebunden werden zu können.

Abgrenzung kann also inhaltlich erfolgen, wenn die Einbindung vermeintlich rechter Themen derart transparent und überzeugend geschieht, dass mit ihr ein Aufklärungsprozess verbunden ist. Es muss also Aufklärung über den demokratischen Nutzen und den Missbrauch von Themen durch rechtsextreme Propaganda betrieben werden.

### 10.2.4 Abgrenzung über die Symbolik hinweg – Einbeziehen der außerparlamentarischen Abgrenzungsprozesse

Abgrenzung muss verbal klar artikuliert werden. Das heißt, es dürfen in sprachlichen Handlungen, Stellungnahmen, Gegenreden und vor allem eigenen Initiativen keine Nähen zu rechtsextremen Themen oder Formulierungen auftauchen. Sollten Begrifflichkeiten verwendet werden (z.B. Vaterlandsliebe/-stolz), die eine theoretische Nähe aufweisen, ist es notwendig, deutlich zu machen, warum diese demokratisch legitim sind. Begründungen, die auf ein ehernes Selbstverständnis („Das war schon immer ein konservativer Wert.“) bauen, haben weniger mit Abgrenzung zu tun, als vielmehr mit argumentativer Unsicherheit. Politische Gegner machen sich dies in der Regel zu Nutze. Gleichzeitig wird der Begriff, um den es geht, geschwächt. Das Patriotismuspapier der Sächsischen Union ist möglicherweise auch deshalb nur ein symbol-politischer und machtstrategischer Akt geblieben, weil es den Akteuren an argumentativer Schärfe und der Bereitschaft fehlte, einen ernsthaften breiten Diskurs über die Bedeutung von Patriotismus für die Demokratie zu führen.

Abgrenzung darf nicht nur verbal artikuliert werden. Die Sächsische Union zeigte mit dem Versuch „Bildung als Marginalisierungsstrategie“, der Demaskierung und der Initiierung einer

Kollektivverantwortung symbolische Abgrenzung. Was fehlte war faktisches politisches Handeln, das darüber hinaus ging. Sowohl gesetzgeberisches Handeln im Parlament, als auch die Teilnahme an außerparlamentarischen Abgrenzungsprozessen. Damit ist nicht gemeint, dass die CDU zwingend an Anti-Nazi-Demos teilnehmen soll, um zu zeigen, dass sie sich abgrenzt. Allerdings sollte der gesellschaftliche Abgrenzungsprozess stärker unterstützt werden. Das heißt auch, dass eigene Extremismusverständnis weniger zum Anlass zu nehmen, Gegner des Rechtsextremismus zu kriminalisieren. Hier wird keine Einheit in der Marginalisierung vorangetrieben, sondern die Trennung. So wie es, wenn auch vergleichsweise spät, die Fraktionen im sächsischen Landtag vorgemacht haben, in dem sie eine Erklärung demokratischer Parteien verfasst haben, ist in einer Abgrenzungsstrategie wichtig, die strategische Umwelt so breit wie möglich aufzustellen und einzubeziehen. Nur dann wirkt Abgrenzung glaubhaft und kann als Instrument des eigenen Machtanspruches Verwendung finden. Andernfalls wird die Abgrenzung zur reinen Rhetorik. Der machtstrategische Nutzen wäre an dieser Stelle nur kurzfristig auf ein zeitnahes Ziel begrenzt.

## 11. Fortschrittliche Ansätze und der Schatten der Symbolpolitik – Die Sächsische Union und ihre Strategien zum Thema Rechtsextremismus

### 11.1 Methodenreflexion

Bei der Überprüfung auf ein rational kalkuliertes Handeln der CDU, hatte die Analyse mithilfe der objektiven Hermeneutik folgende Ziele:

- das Nachverfolgen von strategisch gemeinten Argumentationen. Als strategisch wurde eingeordnet, was einer klaren Linie folgte, das heißt stringent in gleichen Argumentationszusammenhängen eingebunden war. Außerdem zählte zu strategischem Vorgehen, was sachlich und transparent dargelegt und politischen Handlungen folgen ließ. Es muss eine Argumentation oder eine Handlung ersichtlich gewesen sein, aus der hervorging, dass sie nicht nur eine Reaktion war, sondern einem mittelfristigen und wohl kalkulierten Plan folgte.
- Die objektive Hermeneutik erfüllte dabei den Zweck, textanalytisch nicht nur etwaige Strategien benennen zu können, sondern sie gleichsam auf ihren tatsächlichen Gehalt zu überprüfen. Das gelang insbesondere dadurch, dass die Textsequenzen auf ihre objektive Aussage überprüft wurden. Die Interpretation der Formulierungen frei von ihrem Kontext, brachte die Bedeutung hervor. Diese Realität dann wiederum in den sachlichen Kontext einzubinden und diesen somit nachvollziehbar verstehbar zu machen, war Sinn dieses Analyseinstrumentes. So gelang es festzustellen, ob es sich bei etwaigen Handlungsstrategien um „Leerverkäufe“, also politische Allgemeinplätze oder tatsächlich beabsichtigte Initiativen handelte.

Die größte Herausforderung in der Arbeit mit der Methode, stellten Zeitaufwand und Materialumfang dar. Die objektive Hermeneutik verlangt Präzision in der extensiven Analyse durch die möglichst breite Bildung von Lesarten und Gedankenexperimenten. Außerdem muss stets die Bereitschaft vorhanden sein, die eigenen Interpretationen zu hinterfragen (und ggf. neu aufzustellen). Dies konnte dazu führen, dass sich Strukturhypothesen als haltlos erwiesen haben und sich stattdessen neue ergaben.

Besonders die Notwendigkeit möglichst vielfältige Lesarten innerhalb der Sequenzanalyse aufzustellen, erwies sich in Anbetracht der Materialmenge als aufwendig. Hier spielte schließlich die Phantasie eine Rolle, Gedankenexperimente zu kreieren, innerhalb derer die Sequenz sinngemäß ist. Mag dies bei kürzeren Texten oder Interpretationsausschnitten „aufregend und spannend“ sein, muss bei längeren und mehreren Schriftstücken immer die



Gefahr der routinierten, nicht-kontextfreien Analyse berücksichtigt werden. Das kann z.B. aufgrund einer abgeschlossenen Interpretation eines anderen Falles potentiell möglich sein. Ist das Bewusstsein über dieses Risiko vorhanden, gelingt es leichter analytische Fehler durch eine „vorgefasste“ Interpretation zu vermeiden.

Der Zeitaufwand war immens, da bereits die Interpretation von kleinen Sequenzen zuweilen mehrere Stunden, z.T. Tage in Anspruch nehmen konnte. Es bleibt festzustellen, dass die Analyse des vorhandenen Materialumfangs mit der objektiven Hermeneutik sehr viel Zeit beansprucht. Außerhalb des geschützten Rahmens einer Dissertation scheint deshalb die Effizienz dieses methodischen Zugriff zumindest diskussionswürdig.

Weiterhin ist eine Generalisierung der Ergebnisse kritisch zu betrachten, weil das Material nur bedingt aussagekräftig sein kann. Damit ist gemeint, dass Protokolle z.B. von Ausschüssen oder Sitzungen parteiinterner Gremien weitaus mehr analytisches Gehalt versprechen. So ist möglich, dass innerhalb der genannten Konstellationen anders über das Thema Rechtsextremismus gesprochen wurde, als im Rahmen des öffentlichkeitswirksamen Parlaments.

Nichtsdestotrotz stellte sich der methodische Zugriff in Anbetracht der Fragestellung und des Forschungsfeldes als passend heraus. Die unter Punkt 7 (S. 110) erbrachten Belege konnten unter 8. (S. 249) erhärtet werden. Somit erwies sich die objektive Hermeneutik als zielführend für die Forschungsfrage.

## 11.2 Inhaltliches Resümee

Die Christlich Demokratische Union, explizit die Sächsische Union, befindet sich in einem Entwicklungsprozess des Fortschritts. In ihrer Geschichte zeichnete sie sich als der Vertreter konservativer Politik aus, musste jedoch stets den gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung in Form von pragmatischer Anpassung tragen. Dennoch kann sie immer noch als populärer Vertreter des Wertkonservatismus betrachtet werden.

Die ersten fünfzig Jahre CDU-geprägter Politik in Deutschland, unterscheiden sich beim Vorgehen mit dem Thema Rechtsextremismus deutlich von der Gegenwart.

Gab es eine sog. Welle rechtsextemer Zustimmung, also besonders hohe Prozentwerte für rechtsextreme Parteien bzw. eine stark zu spürende Affinität im Volk zu rechtsextremen Positionen, reagierte die CDU zumeist mit der Hervorhebung ihres eigenen konservativen Profils.

Ziel war die Einbindung der rechten Wählerschaften sowie Bindung des möglicherweise verlustig gehenden rechts-konservativen Potentials. Dies geschah insbesondere in den 60er Jahren nach den ersten NPD-Erfolgen, in den 70er Jahren aus der Bundes-Opposition heraus, mit dem Diskurs über die Arbeitsmigration, sowie in den 80er Jahren mit den Wahlerfolgen der REP und DVU. In den 90er Jahren hingegen musste die Partei auf die z.T. feindselige Stimmung im Volk gegenüber Migranten und Asylbewerbern reagieren und tat dies mit der restriktiven Abänderung des Asylbewerbergesetzes (Drittstaatenregelung). Gleichwohl bekanntlich hierfür nicht die CDU allein Verantwortung hatte, sondern auch FDP und SPD. Seitens der CDU kam es hier allerdings teilweise zur Übernahme von rechter Wahlkampfretorik.

Ende des Jahrhunderts führte die beabsichtigte Einführung der doppelten Staatsbürgerschaft, dazu, dass die Partei erneut ihre konservativen Ideale in den Vordergrund stellte. Dafür erhielt sie gar die Zustimmung der rechtsextremen Parteien.

Die Sächsische Union jedoch hatte einen Großteil dieser „Traditionen“ nicht in sich. Zu DDR-Zeiten spielte sie keine gewichtige Rolle im Machtsystem der DDR. Wenngleich bis 2007 (und dem Amtsantritt des Sachsen Tillich) die Schwergewichte der Partei, Biedenkopf und Milbradt, aus dem Westen kamen, waren sie nicht Teil des konservativen Lagers der westdeutschen CDU. Die Partei vereinte nach der Wende eine Mischung aus ostdeutscher Sozialisation und westdeutschem „Macht-Know-How“. Sie erwuchs damit in den 14 Jahren (bis zum Jahr 2004 – Beginn der Untersuchung) nach der politischen Einheit zu einem unangefochtenen Machtakteur in Sachsen. Kurt Biedenkopf agierte als Ministerpräsident zwölf Jahre. Seine als väterlich empfundene Regierungspolitik brachte ihm den Status „König Kurt“ ein und der CDU die Möglichkeit mit absoluter Mehrheit zu agieren. Sein Rückzug 2002 bedeutete für die Union bei den folgenden Wahlen auch den Verlust dieser Mehrheitssituation. Die Partei war gezwungen, sich selbst neu zu erfinden, alte Idole abzuschütteln und sich aus deren Schatten zu befreien. Dafür war Georg Milbradt verantwortlich.

Die Sächsische Union sah sich spätestens 2004, als die NPD ins Parlament einzog, mit der Herausforderung konfrontiert, den Rechtsextremismus als strategisches Thema zu behandeln oder nicht. Dass dies überhaupt erst mit dem Eintritt der NPD in den Landtag als notwendig erachtet wurde, spiegelt die verfehlte Wahrnehmung der CDU-Granden wider, dass die Sachsen gegenüber dem Rechtsextremismus immun wären. Gerade in Sachsen hatte die NPD über Jahre hinweg eine gut vernetzte Struktur aufgebaut. Hierfür band sie sowohl die klassischen Parteigänger, wie auch die freier agierenden Kameradschaften ein. Es war dies die Verbindung zwischen dem Kampf um die Parlamente und dem um die Straße. Es konnte für Beobachter der rechten Szene also keine Überraschung darstellen, dass die NPD 2004 in Teilen Sachsens Ergebnisse jenseits der 20%-Marke erhielt. Nicht nur, dass sie in vereinzelt Regionen in

Sachsen Prozentzahlen der vermeintlich großen Parteien erreichte, ihr gelang insgesamt ein klares Ergebnis und der damit verbundene Einzug ins Parlament.

Die Strategie der NPD, insbesondere über kommunale Politarbeit und Strukturen auch auf Länderebene zum Erfolg zu kommen, wurde seit dem Paradigmenwechsel von Udo Voigt 1996 umgesetzt. Es dauerte mithin acht Jahre, bis das Vorgehen der NPD Erfolg zeigte. Acht Jahre aber auch, in denen die Sächsische Union das Problem des kommunalen Strukturaufbaus nicht in der Ernsthaftigkeit wahrnahm, als dass sie auf einen möglichen Einzug der NPD vorbereitet gewesen sei. Allerdings sah die CDU in Sachsen auch keinen Anlass, den Rechtsextremismus in Sachsen überhaupt als Problem zu erkennen.

Ein Grundproblem in der strategischen Thematisierung des Rechtsextremismus lag darin, dass er – bis er 2004 ans „Tageslicht“ trat – nicht als Thema wahrgenommen wurde. Zumindest nicht als Problem, das in Sachsen vorkam. Ob es sich um politische Naivität oder ein „Nicht-Wahrhaben-Wollen“ handelte, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Als die CDU von dem Wahlergebnis der NPD im Jahre 2004 überrascht wurde, reagierte sie mit anfänglicher Schockstarre, aus der sich kein rasches rationales Handeln ableiten ließ.

Der CDU fehlte damit jeglicher Vorlauf, um von Beginn der Legislatur an strategisch sinnvoll handeln zu können. Das war im ersten halben Jahr deutlich spürbar. Es lag ein kaum zu verhehlendes Handlungsvakuum vor, aus dem sich die Union nur langsam befreite. Sie reagierte nur auf die Situation, aber sie agierte nicht einem roten Faden folgend oder gar einer innerparteilich durchdachten und zielführenden Vorgabe.

Anhand der vorgelegten Analysen wurde klar, dass die Sächsische Union nach der „Schockstarre“ des Herbstes 2004, um strategisches politisches Handeln bemüht war. Grundvoraussetzung für ein solches ist jedoch das Vorhandensein von Strategien überhaupt, nach denen gehandelt werden könnte.

Hier versuchte die Union Handlungsfähigkeit zu beweisen. Sie trat durchaus so auf, dass daraus strategisches Denken ersichtlich war. Allerdings handelte es sich nicht um eindimensional feststellbare Strategien, sondern um vielschichtige Sinnzusammenhänge. Die Analyseergebnisse konnten gegliedert werden in Handlungsmotive, sowie die zwei Hauptkategorien „Marginalisierungsstrategie“ und „Profilierungsstrategie“.

Bereits das jeweils vorhandene strategische Motiv konnte darüber Auskunft geben, welchen Zweck die danach beschriebenen Strategien erfüllen sollten. Die CDU handelte beim Thema Rechtsextremismus primär nicht aus einem moralischen Selbstverständnis heraus, das sich aus Motiven der Aufklärung oder ihrer christlichen Herkunft ableiten ließ. Der rationale Blick auf

die Ökonomie, sowie das eigene möglichst handlungsfähige und charaktervolle Profil, waren im Vergleich zu den eben genannten Motiven vorrangig.

Der Union fehlte zum Einen der analytische Blick auf die Ursachen rechtsextremer Problematiken und damit die Bereitschaft, grundlegend gegen das Problem zu agieren. Nach der Fehleinschätzung, dass Rechtsextremismus in Sachsen kein gesellschaftlich relevantes Problem darstellt, wurde dieser – gerade in Sachsen – nicht als strukturell verankertes Warnzeichen für eine antidemokratische Grundhaltung verstanden. Stattdessen lag in den Augen der Union das Problem primär darin, dass die ökonomischen Aussichten gefährdet seien und mit ihr der gesellschaftliche Zusammenhalt.

Die Problemwahrnehmung ist selbstverständlich entscheidend für eine Auseinandersetzung mit dem Thema Rechtsextremismus. Etwas, das nicht als Problem gesehen wird, kann demnach auch nicht Ziel einer strategischen Beschäftigung sein.

Demnach müssen alle heraus gefilterten strategischen Vorhaben unter dem ökonomisierten Blickwinkel der Sächsischen Union verstanden werden. Gleiches gilt auch für das Motiv, die eigenen Fähigkeiten und den Charakter stärker hervorzuheben, also die Profilierungsstrategien. Der Sächsischen Union gelang es damit nicht, ein umfassendes Problembewusstsein zu entwickeln und daraus entsprechende Folgen abzuleiten. Stattdessen konzentrierte sie sich auf kurzfristige Problemstellungen: die Auswirkung einer rechtsextremen Partei im Parlament auf die ökonomische Situation Sachsen, sowie die eigene Lage innerhalb dieses Spannungsfeldes.

Sie zeigte sich so allerdings als tagespolitisch orientierter Akteur, der seine volle Konzentration auf „das Jetzt“ legt und handelt.

Die analysierten strategischen Vorhaben der Marginalisierung hatten dabei allesamt das Potential zu einem klaren strategischen, faktischen Handeln ausgeformt zu werden. Insbesondere hier natürlich der Ansatz einer Bildungsstrategie zur Bekämpfung rechtsextremen Gedankengutes. Hier wäre jedoch klares, klassisch parlamentarisches Handeln, mit Gesetzesinitiativen und politischen Werbungsversuchen notwendig gewesen. All dies erfolgte nicht.

Der ideelle Vorstoß, „den Staat“ als Handlungsakteur im Kampf gegen den Rechtsextremismus zu profilieren, hätte mehr Engagement, Visionen und konkrete Aktionen benötigt. Die Rückschau auf das, was der Staat bereits tut, ist für eine Ist-Analyse sinnvoll. Jedoch gehört zu dieser Ist-Analyse dann auch, dass trotz der eingesetzten Mittel das Erstarken des Rechtsextremismus nicht verhindert werden konnte. Mehr noch, trotz des Selbstlobes über die Aktivitäten des Staates, konnte nicht nur das Blühen rechtsextremer, kommunaler Strukturen

gelingen, sondern auch rechtsterroristische Aktionen aus Sachsen heraus initiiert werden. Auch wenn Letzteres zum damaligen Zeitpunkt kein öffentliches Thema war, so beweist es doch im Nachhinein die Unfähigkeit der staatlichen Instrumente, gleichsam präventiv, akut und nachhaltig zu wirken.

Welche Aussagekraft hat eine solche Bilanz, die aufzeigt, was getan wurde, im Ergebnis aber letztlich mit eingestehen muss, dass das Aufblühen rechtsextremer Zustimmung im Land nicht eingedämmt werden konnte? Das fehlende Eingeständnis und die daraus nicht abgeleitete Vision, wie ein Umsteuern staatlicherseits möglich wäre – und sei es vorrangig ordnungspolitisch –, verwehren eine klare, vorwärtsgerichtete Strategie. Positiv zu bewerten ist, dass politische Vorgaben in ein faktisches Handeln der staatlichen Instrumente umgesetzt wurden. Was jedoch fehlte, war, die staatlichen „Werkzeuge“ auf die gesellschaftliche Realität anzupassen. Hier war kein strategisches Handeln sichtbar. Die Sächsische Union handelte vor allem nach dem Motto des „Weiter so!“, anstatt eine Überprüfung der Wirksamkeit und u.U. eine Neuausrichtung (auch der staatlichen Einrichtungen) anzuregen.

Der Sächsischen Union gelang es nicht, die durchaus praktikablen Ansätze in durchgehend strategisches gesetzgeberisches Handeln zu transformieren. Zwar agierte sie durchaus als Aufklärer, in dem sie die Vorhaben der NPD demaskierte. Ebenso aktiv war sie, als sie von Mitgliedern des Landtags und der Gesellschaft ein kollektives Handeln gegen Rechts einforderte. Sie positionierte sich damit klar weg vom rechten Rand und zeigte, dass sie in der demokratischen Mitte verankert ist. Jegliche mögliche Berührungspunkte mit rechtsextremen Positionen waren damit ausgeschlossen. Gleichsam offenbarte sie, dass sie auf der rhetorischen Ebene nicht auf dem „rechten Auge blind“ sei, sondern um die Gefahren des Rechtsextremismus wisse und gegen sein Erstarken zu kämpfen sei.

Allerdings – und hier kommt es zur entscheidenden Schnittstelle – erwuchs, wie bereits mehrfach erwähnt, kein faktisches Handeln aus diesen Einsichten und Handlungen. Die Reden hatten demzufolge einen sehr symbol-politischen Charakter.

Der Union fehlte die Energie und das Bemühen darüber hinaus faktisch zu handeln. Ihr gelang es nicht, aus den theoretischen Erkenntnissen politische Konsequenzen abzuleiten und den Rechtsextremismus wirksam zu marginalisieren. Die Notwendigkeit über die Absichten rechtsextremer Akteure aufzuklären, sowie die Forderung nach einer breiten, gesellschaftlichen Handlungsmehrheit, haben ihre hohe Berechtigung und müssen als Teil einer Marginalisierung unbedingt berücksichtigt werden. Folgt diesen aber kein politischer Akteur, der dafür gesellschaftliche Rahmenbedingungen schafft, verbleibt die Strategie als Strategieansatz.

Die CDU nutzte ihre Gestaltungsmöglichkeiten - als der absolute Machtakteur in Sachsen - in dieser Hinsicht nicht. Die Verteilung der parlamentarischen Mehrheit zu ihren Gunsten barg ein Potential, gestalterisch tätig zu sein. Dies schöpfte die CDU zweifelsohne auf wirtschaftspolitischer Ebene aus und schuf die Voraussetzungen dafür, dass in Sachsen starke Wirtschaftsstandorte vorhanden sind. Mit der SPD als Koalitionspartner hätte sie dazu einen Partner gehabt, der für klare Positionen gegen Rechtsextremismus stand und mit Sicherheit die tatsächliche Umsetzung z.B. einer Bildungsstrategie mitgetragen hätte.

Stattdessen war ein „mehrgleisiges Fahren“ der Sächsischen Union sichtbar. Ergänzend zu potentiellen Marginalisierungsstrategien kam auch das Bestreben, sich selbst am Thema Rechtsextremismus strategisch zu profilieren.

Dabei ging es weniger darum, sich als Akteur im Kampf gegen Rechts hervorzuheben, das wäre ein Effekt der Marginalisierung gewesen, sondern das Thema Rechtsextremismus als Anlass zu nehmen, den eigenen programmatischen Charakter hervorzuheben. Dieses Vorgehen ist politisch vollkommen legitim und vor allem ein Zeichen des fortwährenden Parteienwettbewerbs. Hier ist es gerade notwendig, sich flexibel zu zeigen, um auf Konkurrenzsituationen eingehen zu können und sich in etwaigen Bedrohungsszenarien (Bedrohung des Machtpotentials) als programmatisch transparenter Akteur zu erweisen.

Es war also zu überprüfen, ob die Sächsische Union die normalen und legitimen Prozesse des Parteienwettbewerbs beanspruchte, ob das Thema Rechtsextremismus dazu taugte, diesen Reflex, hervorgerufen durch Konkurrenz, in ein strategisches Tun zu verwandeln. Mehr noch ließ sich der Reflex auch durch einen kleinen Konkurrenten, wie es die NPD war, hervorrufen und somit überhaupt in Sachsen zum ersten Mal von einer Partei rechts neben der CDU.

Der Befund ist vergleichsweise deutlich: die Mechanismen des Parteienwettbewerbs zogen auch hier. Die Union initiierte infolge des NPD-Einzuges verschiedene Handlungen, die das eigene Profil hervorheben sollten. Das daraus strategisches Handeln erwuchs, lässt sich indes nicht als logische Folge nachweisen.

Dass sie nach wie vor aus den Denkmustern des Extremismus heraus agierte, ist kein besonders spektakulärer Befund. Gleichwohl ist es bemerkenswert, dass dieses feste und typische „CDU-Schema-Denken“ nicht stringent zu strategischen Zwecken benutzt wurde. Durch die Analyse, der Deutung von Sequenzen, in denen es um Extremismus ging, wurde vor allem offenbar, dass es sich um einen grundlegenden und notwendigen Begriff handelt, der für das Ordnungssystem der CDU von Bedeutung ist.

Zwar gab es auch latente Versuche, linke mit rechtsextremer Ideologie und Politik zu vermischen, um vermeintliche Ähnlichkeiten hervorzuheben und also abzuwerten. Es war dies aber kein Vorgehen, das dem hier verwendeten Begriff von Strategie nahe gekommen wäre. Das Extremismusverständnis half der Union sich überhaupt mit dem Rechtsextremismus beschäftigen zu können und auf eine Arbeitsebene zu heben. Dass die Union damit einen grundsätzlich eigenen Blick auf die Problemlage hat, ist klar. Die mannigfaltigen Unterschiede in Ursache, Erscheinung und Wirkungsformen zwischen den verschiedensten Extremismusformen, politisch wie religiös oder kulturell, können so nicht erkannt werden. Die Reduktion auf strukturelle Gemeinsamkeiten birgt zudem die Gefahr Lösungsansätze auf der falschen Ebene, weg von verschiedenen gesellschaftlichen Ursachen, zu platzieren.

Der große Nutzen, der sich für die Union mit der Verwendung des Extremismusbegriffes im politischen Alltag einstellte, war der, dass sie die Deutungshoheit oder -macht für sich beanspruchte. In Anbetracht der Konkurrenz aus dem linken Lager (hier vor allem die sich als antifaschistisch verstehende PDS, später Linkspartei), war es für die Union sinnvoll die Definitionsmacht für sich zu beanspruchen, wer über Rechtsextremismus urteilen darf und wer nicht. Eine Partei, die aus Sicht der Union dem Linksextremismus nahe steht und somit selbst unter die Extremistendefinition zu fallen droht, hat weniger Berechtigung sich als Gegner von Extremismus zu präsentieren, als ein Akteur der selbsternannten „demokratischen Mitte“.

Auch hier spielt natürlich der Parteienwettbewerb eine immense Rolle. Die Sächsische Union musste sich also beim Thema Rechtsextremismus nicht nur gegen die Parteienkonkurrenz von rechts außen behaupten und profilieren, sondern auch gegen linke Parteien. Die Linkspartei war überdies zweitstärkste Kraft im Landtag und damit der natürlich größte Konkurrent.

Wie oben schon erwähnt, wurde dies allerdings nicht in einem strategischen Maße vollzogen. Die Linkspartei wurde nicht stringent mit dem Vorwurf des Extremismus konfrontiert. Allerdings zeigten sich die Schwierigkeiten, die die Sächsische Union mit der Linkspartei hatte, gleich zu Beginn der Legislatur. Das Zustandekommen einer gemeinsamen Erklärung demokratischer Parteien gegen jede Zusammenarbeit und Tolerierung der NPD im Landtag, scheiterte vor allem daran, dass die Sächsische Union das Papier nicht gemeinsam mit der damaligen PDS unterschreiben wollte. Das Denken in Extremismuskategorien war hier vorherrschend und somit lähmend für die demokratische Kultur im Lande. Dass sie das durchaus vorhandene Potential einer Extremismuskategorie zur gleichzeitigen Herabsetzung von NPD und Linkspartei nicht strategisch nutzte, kann ebenfalls als ein Schritt hin zur sachlichen Offenheit verstanden werden.

Mehr Potential zur Strategie hatten in der untersuchten Legislaturperiode allerdings zweifelsohne die Patriotismusdebatte und die Innere Sicherheit. Beides Themen, die im Grundwertekanon der Partei Platz finden. Idealerweise waren zu beiden Punkten auch Strategiepapiere erarbeitet. Für eine Strategieberatung war hier das strategische Zentrum sehr offensichtlich. Kernziel war die Absicherung der eigenen Deutungsmacht.

Die fehlende Konstanz einer öffentlichen Debatte, sowie die ausbleibenden parlamentarischen Aktivitäten ließen aber beide Ansätze ebenfalls nur als symbolischen Akt erscheinen. Die CDU weitete das Patriotismuspapier nicht zur politischen und gesellschaftlichen Debatte aus. Höchstwahrscheinlich wäre ein Diskurs über einen zweifelsfreien Patriotismus gerade in Anbetracht rechtsextremer Bedrohung von hohem Nutzen gewesen. Dass sich die Partei in dem Moment so patriotisch positionierte, als die NPD in ihrem Wirken noch nicht recht eingeschätzt werden konnte, lässt nur einen Schluss zu: es ging der Sächsischen Union nicht um eine belebende und voranbringende Diskussion über den Patriotismus. Lediglich wollte sie ihr Feld abstecken, das sie von den Nationalisten der NPD bedroht sah. Sie signalisierte ein gesellschaftliches Diskursangebot an die politische Landschaft und war letztlich inkonsequent bei der Planung und Umsetzung weiterer Schritte. Damit vergab sie die Chance das Motiv patriotischer und nationaler Zuneigung zu entmystifizieren. Außerdem gelang es ihr so nicht, dem Rechtsextremismus das Thema zu entziehen. Sie nutzte das Thema nur als symbolischen Wert, der ihr bei den eigenen Machtansprüchen innerhalb der Parteienkonkurrenz helfen sollte.

Der Gegenstand „Innere Sicherheit“ hatte ebenfalls das Potential, als Strategie zum Thema Rechtsextremismus platziert zu werden. Da das aber unmittelbar vor dem Wahljahr erfolgte und vorher kein Thema innerhalb des Parteienwettbewerbs darstellte, ist davon auszugehen, dass es sich hier um Symbolpolitik handelte. Das Strategiepapier wurde rechtzeitig vor dem Wahlkampf auf den Weg gebracht. Damit steckte die Union auch hier ihr Revier ab. Sie demonstrierte politische Handlungsfähigkeit, ohne dass anhand der tatsächlich gezeigten politischen Arbeit im Parlament diese nachgewiesen werden konnte. Die objektiv-hermeneutische Analyse konnte dies bereits anhand der Textuntersuchung des Strategiepapiers aufzeigen, da sich dort vor allem sog. Allgemeinplätze fanden, denen es an konkreter Aussagekraft fehlte. In den Kontext der umgesetzten Politik bzgl. innerer Sicherheit eingebunden wurde deutlich, dass die Union das Strategiepapier vor allem als Teil des Wahlkampfes einsetzte.



## *Schlussfolgerungen*

Warum nun all die Symbolik und warum so wenig Bemühungen, im Parlament mithilfe von Gesetzen, Anträgen, Nachfragen aktiv Marginalisierung umzusetzen?

Strategien sind immer ausgerichtet an Machtinteressen, so die frühe Erkenntnis innerhalb dieser Arbeit. Das Streben nach Macht, sei es bloße politische Teilhabe oder massive Gestaltungsmacht, gehört zum grundlegenden Antrieb politischer Bewegungen und Parteien. Es liegt darin also nichts Verwerfliches, sondern vielmehr ein natürliches Charakteristikum der Partei als politischem Akteur. Jede Partei, die gesellschaftlich gestalten und demnach ihre eigenen Ziele verwirklichen will, muss ein Machtinteresse verfolgen und einen Großteil der Handlungen danach ausrichten.

Es gab für die Sächsische Union zwei Möglichkeiten, das eigene Machtinteresse zu bedienen. Erstens das Thema Rechtsextremismus als Gefährdung der eigenen Machtbasis zu verstehen. Wähler für die NPD gefährden den Wahlzuspruch für die CDU und müssen deshalb zurück gewonnen werden. Die Marginalisierung der rechtsextremen Bewegung hätte hier primär das Ziel, direkt und kurzfristig die eigene Wählerzustimmung zu stabilisieren, auszubauen, sowie die des Gegners minimieren. Die Betonung liegt hier auf „kurzfristig“, denn bei einem solchen Vorgehen wird vor allem im Rahmen „zwischen den Wahlen“ gedacht. Also den unmittelbaren Schlüsselpunkten, an denen es zur Verteilung der politischen und parlamentarischen Macht kommt. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich in Sachsen damit über einen Horizont von fünf Jahren.

Der zweite, weitaus längere Weg, das eigene Machtinteresse zu bedienen, wäre, sich grundsätzlich mit den Ursachen rechtsextremer Erscheinungsformen und deren gesellschaftlicher Zustimmung zu beschäftigen. Darauf müssten Antworten konzipiert und gestalterisch umgesetzt werden. Dies dürfte in der Regel aber kein Prozess sein, der einen direkten Wahlerfolg, bei der nächsten Landtagswahl garantiert, weil hierfür vor allem die Analysen Zeit bedürften. Zeit, die im politischen Getriebe meist nicht vorhanden ist. Auch der Sächsischen Union war diese Zeit nicht gegeben.

Die zweite Variante hätte zur Folge gehabt, dass die Sächsische Union aus ihren strategischen Potenzialen tatsächlich auch Strategien geformt hätte. So wäre unter Umständen eine Bildungsstrategie entwickelt worden, die sich stärker mit Prävention „gegen Rechts“ beschäftigt hätte und in der „Antifaschismus“ nicht als linksradikales Unwort ausgeschlossen wäre.

Die staatlichen Institutionen wären in einem solchen Falle nicht auf ihr bisher Geleistetes reduziert und für gut befunden worden. Hier wäre, wie sich jetzt nach dem NSU-Skandal zeigt, eine kritische Überprüfung notwendig gewesen.

Demaskierendes Handeln und die Forderung nach einer gemeinsamen, gesellschaftlichen Verantwortung könnten als strategisches Tun gekennzeichnet werden. Beide sind es aber nur dann, wenn verstanden wird, dass ohne ein flankierendes gesetzgeberisches Wirken, nur Symbolpolitik übrig bleibt. Wären Bildung und Staat Themen politischer Strategie und Gestaltung geworden, dann wären auch Demaskierung und Kollektivverantwortung ein wertvoller und marginalisierender Beitrag gewesen. So stehen die, durchaus fortschrittlichen, Handlungen dennoch nur im symbolischen Licht, weil aus ihnen selbst gar kein faktisches politisches Handeln im, hier definierten Sinn erwachsen kann.

Die Sächsische Union nahm das Thema Rechtsextremismus also als Thema wahr, über das hinaus direkte Machtpolitik betrieben werden kann. Es war vielmehr ein Hebel, um die eigene Machtposition zu stärken.

Dass das Wirken der Sächsischen Union machtstrategisch orientiert war, darf im Angesicht eines strategieanalytischen Blickes nicht überraschen. Auch nicht, dass sie vor allem wahlpolitisch handelte und bereits den „nächsten Wahlsonntag“ im Blick hatte. Sie hat jedoch die Chance verpasst, langfristige Machtpolitik zu betreiben, indem sie gestalterisch tätig geworden wäre und dem Rechtsextremismus den Nährboden zumindest teilweise entzogen hätte.

Welche Ursachen für das Verhalten der Sächsischen Union vorliegen, muss an dieser Stelle spekulativ bleiben.

Dass der Kampf gegen den Rechtsextremismus kein wahlpolitisch relevantes Thema darstellte<sup>34</sup>, genügt nicht als Begründung dafür, dass die Sächsische Union bei der Thematisierung des Rechtsextremismus vornehmlich auf symbol-politisches Handeln zurückgriff. In ihrem eigenen Interesse und ihren ökonomischen Motiven, wäre es geboten gewesen, sich tiefgehender und ernsthafter mit politischen Gestaltungsmöglichkeiten auseinander zu setzen. Die Sächsische Union empfand die Wahl der NPD vor allem deshalb als beschämend, weil sie die Ökonomie in Sachsen dadurch bedroht sah - „der Schandfleck des Neonazismus befällt das Land und vertreibt das Kapital“. Wenn es also schon kein Motiv aus wertkonservativen Idealen, christlicher Nächstenliebe und schlichtweg Vernunft gab, so hätte doch die Bedrohung des Wirtschaftsstandortes für faktisch untersetztes Handeln sorgen müssen.

Vielleicht ist das Abklingen des allgemeinen Agierens im Laufe der Legislatur auch dafür ein Zeichen, dass die Wirtschaft nicht flüchtete und alles in allem keine ökonomischen Beeinträchtigungen durch eine rechtsextreme Partei im Landtag auftraten.

Sicherlich tat auch die NPD selbst ihr Übriges, in dem sie sich als weitgehend politikunfähig zeigte. Durch Eskapaden, Selbstzerstörung und wohl inszenierte Skandale, wie die Diskussion um den „Bombenholocaust“ der Alliierten 1945, nahm sie sich jede Chance, um als ernstzu-

<sup>34</sup> Bei den Wahlmotivanalysen tauchte „Kampf gegen Rechts“ nicht als wahlentscheidendes Thema in den Umfragen auf (vgl. Infratest dimap 2009, S. 44).

nehmende national gesinnte politische Kraft auch nur ansatzweise angenommen zu werden. Sie demonstrierte lediglich Unfähigkeit und reinen Protest.

Dieses Verhalten der NPD kann also ebenso ein Grund dafür gewesen zu sein, sich mit dem Rechtsextremismus nur symbolisch zu beschäftigen. Die NPD offenbarte sich als zu geringe Gefahr, um am Machtstatus der CDU zu rütteln. Was man hierbei leichtfertig übersah, ist, dass die rechtsextreme Bewegung verstärkt auf die NPD reduziert wurde. Das geht natürlich mit den Beobachtungen einher, die innerhalb der Arbeit schon deutlich gemacht wurden. Freie Kameradschaften, Vereine und schließlich auch die pervertierten Gewaltakteure z.B. des NSU wurden bei dieser Reduktion außer Acht gelassen. Ihnen kam die enge Sichtweise der Union, fast ausschließlich die NPD als Problem wahrzunehmen, zu Gute.

Dass die Union das Thema des Rechtsextremismus vor der Wahl der NPD in den Landtag zu leicht nahm, war bekannt.

Dass sich die CDU gegenüber vergangenen Zeiten im Untersuchungszeitraum nachweislich fortschrittlicher zeigte, konnte mit der Arbeit belegt werden. Letztlich verfehlte sie es, die positiven strategischen Ansätze in faktisch-politisches Handeln umzusetzen. Der zu knappe Blick auf die eigene kurzfristige Machtopion wird der Problematik rechtsextremer Einstellungen und Gewalt nicht gerecht. Die Wahl 2009 bestätigte diese Feststellung. Denn wenn es auch weniger Protestwähler für die NPD gab, die Zustimmung bei den Erststimmen konnte ausgebaut werden. Der Verlust bei den Zweitstimmen war zwar mit 3,6% nicht unerheblich, gleichsam zog die Partei letztlich wieder ungefährdet in den sächsischen Landtag ein.

## I. Quellen- und Literaturverzeichnis

- Abendroth, Wolfgang: Die Vermittlungsfunktion der Parteien. In: Lenk, Kurt/Neumann, Franz: Theorie und Soziologie der politischen Parteien. Band 1. Darmstadt 1974. S. 206 – 220
- Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München 1986. 2. Auflage
- Brandstetter, Marc: Die Programmatik der NPD – Vom Deutschnationalismus zum Nationalsozialismus? In: Backes, Uwe/Steglich, Henrik (Hrsg.): Die NPD. Erfolgsbedingungen einer rechtsextremistischen Partei. Baden-Baden 2007. S. 317 – 336
- Brauner-Orthen, Alice: Die Neue Rechte in Deutschland. Antidemokratische und rassistische Tendenzen. Opladen 2001.
- Brech, Franziska: Die NPD-Fraktion im Sächsischen Landtag – Eine Analyse zur ersten Hälfte der 4. Legislaturperioden. In: Backes, Uwe/Steglich, Henrik (Hrsg.): Die NPD. Erfolgsbedingungen einer rechtsextremistischen Partei. Baden-Baden 2007. S. 167 – 174
- Brecht, Bertolt: Leben des Galilei. Leipzig 1989
- Brümmer, Ulrich H.: Parteiensystem und Wahlen in Sachsen. Wiesbaden 2006
- Buchhaas, Dorothee: Die Volkspartei. Programmatische Entwicklung der CDU 1950 – 1973. Düsseldorf 1981
- Buchstein, Hubertus: Divergierende Konzepte Politischen Handelns in der Politikwissenschaft. In: Weißeno, Georg/Buchstein, Hubertus (Hrsg.): Politisch Handeln – Modelle, Möglichkeiten, Kompetenzen. Bonn 2012. S. 18 – 38
- Butterwegge, Christoph: Entschuldigungen oder Erklärungen für Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt?, In: Butterwegge, Christoph; Lohmann, Georg (Hrsg.): Jugend, Rechtsextremismus und Gewalt. Analysen und Argumente. Opladen 2001. S. 13 – 36
- Butterwegge, Christoph; Hentges, Gudrun (Hrsg.): Rechtspopulismus, Arbeitswelt und Armut: Befunde aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, Opladen & Farmington Hills 2008
- Bürklin, Wilhelm/Welzel, Christian: Theoretische und methodische Grundlagen der Politikwissenschaft. In: Mols, Manfred/Lauth, Hans-Joachim/Wagner, Christian (Hrsg.): Politikwissenschaft: Eine Einführung. Paderborn; München; Wien; Zürich 1996. 3. Auflage. S. 353 – 392
- Decker, Oliver/Brähler, Elmar: Die Mitte bewegt sich. Berlin 2008
- Decker, Oliver/Kiess, Johannes/Brähler, Elmar: Die Mitte im Umbruch. Berlin 2013
- Deeg, Jürgen/Weibler, Jürgen: Politische Steuerungsfähigkeit von Parteien. In: Schmid, Josef; Zolleis, Udo (Hrsg.): Zwischen Anarchie und Strategie. Der Erfolg von

Parteiorganisationen. Wiesbaden 2005. S. 22 – 42

- Demuth, Christian/Lempp, Jakob: Einführung: Die Parteien in Sachsen. In: Demuth, Christian/Lempp, Jakob (Hrsg.): Parteien in Sachsen. Dresden/Berlin 2006. S. 9 – 19
- Detterbeck, Klaus: Die strategische Bedeutung von Mitgliedern für moderne Parteien. In: Schmid, Josef; Zolleis, Udo (Hrsg.): Zwischen Anarchie und Strategie. Der Erfolg von Parteiorganisationen. Wiesbaden 2005. S. 63 – 76
- Detterbeck, Klaus/Renzsch, Wolfgang: Symmetrien und Asymmetrien im bundesstaatlichen Parteienwettbewerb. In: Jun, Uwe/Haas, Melanie/Niedermayer, Oskar (Hrsg.): Parteien und Parteiensysteme in den deutschen Ländern. Wiesbaden 2008. S. 39 -56
- Diermann, Melanie: Mehr Strategie wagen: Wie kann man sozialpolitische Diskurse im Spannungsfeld von normativ „guter“ und strategisch sinnvoller Kommunikation steuern? In: Denkwerk Demokratie (Hrsg.): Sprache. Macht. Denken – Politische Diskurse verstehen und führen. Frankfurt am Main 2013. S. 205 – 230
- Dietze, Frank: Entscheidungsstrukturen & -prozesse in der Ost-CDU 1945 – 1952. In: Richter, Michael; Rissmann, Martin: Die Ost-CDU. Beiträge zu ihrer Entstehung und Entwicklung. Böhlau 1995. S. 47 – 62
- Dubiel, Helmut: Niemand ist frei von der Geschichte. Die nationalsozialistische Herrschaft in den Debatten des Deutschen Bundestages. München und Wien 1999.
- Duden: Der kleine Duden. Fremdwörterbuch. Mannheim 2004
- Faber, Richard: Konservatismus in Geschichte und Gegenwart. Würzburg 1991.
- Fabio, Udo di: Parteien und Gemeinwohl. In: Morlok, Max/Alemann, Ulrich von/Merten, Heike (Hrsg.): Gemeinwohl und politische Parteien. Baden-Baden 2008. S. 38 – 48
- Fischer, Alexander: Andreas Hermes und die gesamtdeutschen Anfänge der Union. In: Richter, Michael; Rissmann, Martin: Die Ost-CDU. Beiträge zu ihrer Entstehung und Entwicklung. Böhlau 1995. S. 9 – 24
- Franke, Ulrich: Vom konträren Umgang mit einem Tabu. Warum sich Deutschland 1991 nicht am Golfkrieg beteiligt hat, aber im Jahr 2001 den „Krieg gegen den Terror“ aufnahm. Eine Analyse von vier Bundestagsreden mithilfe der objektiven Hermeneutik. Frankfurt am Main 2002
- Garz, Detlef/Kraimer, Klaus: Die Welt als Text. Zum Projekt einer hermeneutisch-rekonstruktiven Sozialwissenschaft. In: Garz, Detlef: Die Welt als Text. Frankfurt/Main 1994, S. 7 – 22
- Grumke, Thomas: Die rechtsextreme Bewegung. In: Roth, Roland/Rucht, Dieter (Hrsg.):

Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt/New York. 2008. S. 475 – 492

- Haas, Melanie/Jun, Uwe/Niedermayer, Oskar: Die Parteien und Parteiensystem der Bundesländer – Eine Einführung. In: Jun, Uwe/Haas, Melanie/Niedermayer, Oskar (Hrsg.): Parteien und Parteiensysteme in den deutschen Ländern. Wiesbaden 2008. S. 9 – 38
- Hansen, Henning: Die Sozialistische Reichspartei. Aufstieg und Scheitern einer rechtsextremen Partei. Düsseldorf 2007
- Holtmann, Everhard: Die angepassten Provokateure. Aufstieg und Niedergang der rechtsextremen DVU als Protestpartei im polarisierten Parteiensystem Sachsen-Anhalts. Opladen 2002
- Holtmann, Everhard: Der Parteienstaat in Deutschland. Bonn 2012
- Hirschman, Albert O.: Denken gegen die Zukunft. Die Rhetorik der Reaktion. München/Wien 1992
- Jaschke, Hans-Gerd: Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Begriffe, Positionen, Praxisfelder. Wiesbaden 2001
- Jesse, Eckhard: Formen des politischen Extremismus. In: Bundesministerium des Innern (Hrsg.): Extremismus in Deutschland – Erscheinungsformen und aktuelle Bestandsaufnahme. Berlin 2004. S. 7 – 24
- Jesse, Eckhard: Funktionen und Strukturen von Feindbildern im politischen Extremismus. In: Bundesministerium des Innern: Feindbilder und Radikalisierungsprozesse – Elemente und Instrumente im politischen Extremismus. 2. Auflage. Berlin 2005. S. 5 – 22
- Jesse, Eckard: Nationaldemokratische Partei Deutschlands. In: Decker, Frank/Neu, Viola (Hrsg.): Handbuch der deutschen Parteien. Bonn 2013. S. 335 – 344
- Kailitz, Steffen: Die nationalsozialistische Ideologie der NPD. In: Backes, Uwe/Steglich, Henrik (Hrsg.): Die NPD. Erfolgsbedingungen einer rechtsextremistischen Partei. Baden-Baden 2007. S. 337 – 354
- Kailitz, Steffen: Die Republikaner. In: Decker, Frank/Neu, Viola (Hrsg.): Handbuch der deutschen Parteien. Bonn 2013. S. 375 – 381
- Klärner, Andreas: Aufstand der Ressentiments. Einwanderungsdiskurs, völkischer Nationalismus und die Kampagne der CDU/CSU gegen die doppelte Staatsbürgerschaft. Köln 2000.
- Klärner, Andreas/Kohlstruck, Michael: Rechtsextremismus – Thema der Öffentlichkeit und Gegenstand der Forschung. In: Klärner, Andreas/Kohlstruck, Michael (Hrsg.):

Moderner Rechtsextremismus in Deutschland. Hamburg 2006.

- Kleinert, Hubert: Parteiendemokratie in der Krise. In: Schalt, Fabian et al. (Hrsg.): Neuanfang statt Niedergang. Die Zukunft der Mitgliederparteien. Berlin 2009. S. 39 – 54
- Korte, Karl-Rudolf: Strategie und Regierung: Politikmanagement unter den Bedingungen von Komplexität und Unsicherheit. In: Raschke, Joachim/Tils, Ralf (Hrsg.): Strategie in der Politikwissenschaft. Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Wiesbaden 2010. S. 211 – 232
- Kraske, Michael/Werner, Christian: ...und morgen das ganze Land. Neue Nazis, „befreite Zonen“ und die tägliche Angst – ein Insiderbericht. Bonn 2007.
- Lemke, Thomas: Die Bedeutung von ideellen Grundüberzeugungen und Themen für den Erfolg von Parteiorganisationen. In: Zwischen Anarchie und Strategie. Der Erfolg von Parteiorganisationen. Wiesbaden 2005. S. 130 – 142
- Lenk, Kurt: Rechts wo die Mitte ist. Baden-Baden 1994.
- Machnig, Matthias: „Bedingt einsatzbereit“: zur Politik- und Strategiefähigkeit politischer Parteien. In: Schalt, Fabian et al. (Hrsg.): Neuanfang statt Niedergang. Die Zukunft der Mitgliederparteien. Berlin 2009. S. 411 – 424
- Maegerle, Anton: Globalisierung aus Sicht der extremen Rechten. Hrsg. von Bildungsvereinigung ARBEIT UND LEBEN Niedersachsen Ost gGmbH – Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Gewalt. Braunschweig 2005.
- Mahrenholz, Ernst Gottfried: Eigeninteressen von Parteien. In: Morlok, Max/Alemann, Ulrich von/Merten, Heike (Hrsg.): Gemeinwohl und politische Parteien. Baden-Baden 2008. S. 108 – 118
- Mannheim, Karl: Das konservative Denken. Soziologische Beiträge zum Werden des politisch-historischen Denkens in Deutschland. In: Schumann, Hans-Gerd (Hrsg.): Konservatismus. Königstein/Ts. 1984. S. 24 – 75
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: Ausgewählte Schriften I. Berlin 1970
- Massing, Peter: Politisches Handeln – Versuch einer Begriffsklärung. In: In: Weißeno, Georg/Buchstein, Hubertus (Hrsg.): Politisch Handeln – Modelle, Möglichkeiten, Kompetenzen. Bonn 2012. S. 257 – 270
- Miliopoulos, Lazaros: Strategische Ansätze, Potentiale und Perspektiven der NPD. In: Backes, Uwe/Steglich, Henrik (Hrsg.): Die NPD. Erfolgsbedingungen einer rechtsextremistischen Partei. Baden-Baden 2007. S. 121 – 142
- Müller, Leo A.: Republikaner, NPD, DVU, Liste D... Göttingen 1989
- Narr, Wolfgang: Der CDU-Staat. In: Roth, Roland/Rucht, Dieter (Hrsg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt/New York. 2008. S. 51 –

- Neumann, Jörg/Frindte, Wolfgang: Zum Begriffsverständnis „Rechtsextremismus“ und „Fremdenfeindlichkeit“. In: Bundesministerium des Innern/Wahl, Klaus (Hrsg.): Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Rechtsextremismus – Drei Studien zu Tatverdächtigen und Tätern. Berlin 2001. S. 189 – 194
- Niedermayer, Oskar: Das Parteiensystem Deutschlands. In: Niedermayer, Oskar/Stöss, Richard/Haas Melanie (Hrsg.): Die Parteiensysteme Westeuropas. Wiesbaden 2006. S. 109 – 134
- Norris, Pippa: Radical Right, Voters und Parties in Electoral Market. New York 2005.
- Oevermann, Ulrich: Strukturprobleme supervisorischer Praxis. Eine objektiv hermeneutische Sequenzanalyse zur Überprüfung der Professionalisierungstheorie. Frankfurt am Main 2001.
- Patzelt, Werner J.: Die CDU in Sachsen. In: Demuth, Christian/Lempp, Jakob (Hrsg.): Parteien in Sachsen. Dresden/Berlin 2006. S. 87 – 120
- Pfahl-Traughber, Armin: Der organisierte Rechtsextremismus in Deutschland nach 1945. Zur Entwicklung auf den Handlungsfeldern „Aktion“ – „Gewalt“ – „Kultur“ – „Politik“. In: Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hrsg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 2001. S. 71 – 100
- Pfahl-Traughber, Armin: Droht die Herausbildung einer Antiglobalisierungsbewegung von rechtsextremer Seite? Globalisierung als Agitationsthema des organisierten Rechtsextremismus. In: Extremismus in Deutschland – Erscheinungsformen und aktuelle Bestandsaufnahme. Berlin 2004. S. 98 – 135
- Poguntke, Thomas: Parteien ohne (An)bindung: Verkümmern die organisatorischen Wurzeln der Parteien? In: Schmid, Josef; Zolleis, Udo (Hrsg.): Zwischen Anarchie und Strategie. Der Erfolg von Parteiorganisationen. Wiesbaden 2005. S. 43 – 62
- Raschke, Joachim/Tils, Ralf: Politische Strategie. Eine Grundlegung. Wiesbaden 2007
- Rebenstorf, Hilke: Partieliten – zwischen Organisationsinteressen, öffentlichem Auftrag und persönlichen Ambitionen. In: Zwischen Anarchie und Strategie. Der Erfolg von Parteiorganisationen. Wiesbaden 2005. S. 114 – 129
- Reichertz, Jo: Die objektive Hermeneutik – Darstellung und Kritik. In: König, Eckard/Zedler, Peter: Qualitative Forschung. Grundlagen und Methoden. Weinheim und Basel 2002. 2. Auflage. S. 123 – 156
- Rommelspacher, Birgit: „Der Hass hat uns geeint“ – Junge Jugendliche und ihr Ausstieg aus der Szene. Frankfurt/Main 2006.
- Roth, Roland/Rucht, Dieter: Einleitung. In: Roth, Roland/Rucht, Dieter (Hrsg.): Die



sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt/New York. 2008. S. 9 – 38

- Röpke, Andrea: Braune Kanäle. In: Röpke, Andrea/Speit, Andreas (Hrsg.): Neonazis in Nadelstreifen. Die NPD auf dem Weg in die Mitte der Gesellschaft. Berlin 2008. S. 89 – 111
- Ruf, Christoph/Sundermeyer, Olaf: In der NPD. Reisen in die National Befreite Zone. München 2009.
- Sarcinelli, Ulrich: Reformagenturen oder Reformblockierer? Parteien in der politischen Kommunikation. In: Schalt, Fabian et al. (Hrsg.): Neuanfang statt Niedergang. Die Zukunft der Mitgliederparteien. Berlin 2009. S. 93 – 124
- Sarcinelli, Ulrich: Strategie und politische Kommunikation. Mehr als die Legitimation des Augenblicks. In: Raschke, Joachim/Tils, Ralf (Hrsg.): Strategie in der Politikwissenschaft. Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Wiesbaden 2010. S. 267 – 300
- Saretzki, Thomas: Strategie als Herausforderung für die deliberative Demokratietheorie. In: Raschke, Joachim/Tils, Ralf (Hrsg.): Strategie in der Politikwissenschaft. Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Wiesbaden 2010. S. 121 – 150
- Schäuble, Wolfgang: Und der Zukunft zugewandt, Berlin 1994
- Schäuble, Wolfgang: Mitten im Leben. München 2001
- Schroeder, Wolfgang/Neumann, Arijana: Organisationsformen von SPD und CDU auf Landesebene. In: Schalt, Fabian et al. (Hrsg.): Neuanfang statt Niedergang. Die Zukunft der Mitgliederparteien. Berlin 2009. S. 333 – 354
- Schubert, Klaus/Klein, Martina: Das Politiklexikon. Bonn 2007
- Schubert, Thomas: Wahlen und politische Kultur in Sachsen seit 1990. In: Demuth, Christian/Lempp, Jakob (Hrsg.): Parteien in Sachsen. Dresden/Berlin 2006. S. 59 – 86
- Speit, Andreas: Höchststrafe für das deutsche Parteiensystem. In: Röpke, Andrea/Speit, Andreas (Hrsg.): Neonazis in Nadelstreifen. Die NPD auf dem Weg in die Mitte der Gesellschaft. Berlin 2008a. S. 14 – 39
- Speit, Andreas: Intellektuelle Aufrüstung. In: Röpke, Andrea/Speit, Andreas (Hrsg.): Neonazis in Nadelstreifen. Die NPD auf dem Weg in die Mitte der Gesellschaft. Berlin 2008b. S. 40 – 66
- Stegmann, Dirk: Vom Neokonservatismus zum Proto-Faschismus: Konservative Partei, Vereine und Verbände 1893-1920. In: Stegmann, Dirk/Wendt, Bernd-Jürgen/Witt, Peter-Christian (Hrsg.): Deutscher Konservatismus im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Fritz Fischer zum 75. Geburtstag und zum 50. Doktorjubiläum. Bonn 1983. S. 199 – 230

- Staud, Toralf: Moderne Nazis. Die neuen Rechten und der Aufstieg der NPD. Köln 2006. 3. Auflage
- Schiller, Theo: Konservatismus. In: Nohlen, Dieter (Hrsg.) und Schultze, Rainer-Olaf (Hrsg.): Lexikon der Politikwissenschaft. Band 1. Theorien, Methoden, Begriffe. München 2002. S. 464 – 469
- Stöss, Richard/Niedermayer, Oskar: Einleitung. In: Niedermayer, Oskar/Stöss, Richard (Hrsg.): Stand und Perspektiven der Parteienforschung in Deutschland. Opladen 1993. S. 7 – 34
- Stöss, Richard: Die NPD – Kristallisationspunkt des neuen Rechtsextremismus. In: SPD-Parteivorstand (Hrsg.): Hetzer, Schläger, Demagogen. Ideologie und Strategie der NPD. Berlin 2006. S. 14 – 28
- Sutter, Hansjörg: Bildungsprozesse des Subjekts. Eine Rekonstruktion von Ulrich Oevermanns Theorie- und Forschungsprogramm. Opladen 1997
- Tietze, Klaudia: Einwanderung und die deutschen Parteien. Akzeptanz und Abwehr von Migranten im Widerstreit in der Programmatik von SPD, FDP, den Grünen und CDU/CSU, Berlin 2008
- Walkenhaus, Ralf: Konservatives Staatsdenken. Eine wissenssoziologische Studie zu Ernst Rudolf Huber. Berlin 1997
- Wernet, Andreas: Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Wiesbaden 2009. 3. Auflage
- Weitzman, Mark: Antisemitismus und Holocaust-Leugnung: Permanente Elemente des globalen Rechtsextremismus. In: Greven, Thomas/Grumke, Thomas (Hrsg.): Globalisierter Rechtsextremismus? Die extremistische Rechte in der Ära der Globalisierung. Wiesbaden 2006. S. 52 – 69
- Wiegand, Gerd: Die Union und der rechte Rand. Zur Strategie der CDU/CSU-Fraktion im Umgang mit Parteien der extremen Rechten. Berlin 2002.
- Wiesendahl, Elmar: Rationalitätsgrenzen politischer Strategie. In: Raschke, Joachim/Tils, Ralf (Hrsg.): Strategie in der Politikwissenschaft. Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Wiesbaden 2010. S. 21 – 44
- Winkler, Jürgen R.: Rechtsextremismus, Gegenstand – Erklärungsansätze – Grundprobleme. In: Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hrsg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 2001. S. 38 – 68
- Wippermann, Wolfgang: Dämonisierung durch Vergleich: DDR und Drittes Reich. Berlin 2009
- Zolleis, Udo: Die CDU. Das politische Leitbild im Wandel der Zeit. Wiesbaden 2008

## Parlamentsdokumente

- Drs. 4/0083: Auflage eines Programms gegen rechtsorientierte Einstellungen und kulturelle Verhaltensmuster bei Jugendlichen (PDS)
- Drs. 4/0473: Errichtung einer Sächsischen Landesstiftung „Opfer des Luftkrieges“ und Einrichtung eines regulären Gedenktages zur Erinnerung an die alliierten Luftangriffe vom 13./14. Februar 1945. (NPD)
- Drs. 4/70: Steigerung der Qualität politischer Bildung an den Schulen und Volkshochschulen in Sachsen (Linksfraktion)
- Drs. 4/405: Polizeiaktion des SEK Sachsen am 17. Dezember 2004 im Dresdner Stadtteil Loschwitz (CDU/SPD)
- Drs. 4/0938: Rhetorikausbildung an Schulen (CDU)
- Drs. 4/2418: Stand der Polizeistrukturereform (CDU/SPD)
- Drs. 4/2485: Ladenöffnung an Adventssonntagen im Rahmen traditioneller Weihnachtsmärkte insbesondere im Erzgebirge (CDU)
- Drs. 4/2857: Förderkulisse in Sachsen (Bündnis90/Die Grünen)
- Drs. 4/3368: Qualitäts- und Leistungsstandards polizeilicher Arbeit (CDU/SPD)
- Drs. 4/4141: Bekämpfung des Rechtsextremismus in Sachsen (CDU/SPD)
- Drs. 4/6435: Erhalt der Bundesförderung von Projekten gegen Rechtsextremismus in vollem Umfang (Antrag Linksfraktion.PDS)
- Drs. 4/7003: Keine weitere Beschäftigung von Angelika Barbe in der Landeszentrale für politische Bildung (Linksfraktion)
- Drs. 4/7027: Schach als Bildungs- und Erziehungselement (CDU)
- Drs. 4/8188: Rechtsstaatlichkeit in Asylverfahren durchsetzen – Anna d. A. Abschieben (NPD)
- Drs. 4/8775: Künftige Bundespolizeipräsenz in Sachsen (CDU/SPD)
- Drs. 4/8933: Rückhaltlose Aufarbeitung der Aktenbestände des Landesamtes für Verfassungsschutz über Bestrebung der Organisierten Kriminalität in Sachsen (CDU/SPD)
- Drs. 4/10074: Untersuchung und Evaluierung der Arbeitsabläufe innerhalb des Landesamtes für Verfassungsschutz des Freistaates Sachsen (CDU/SPD)
- Drs. 4/10634: Projektfilm des Sächsischen Ausbildungs- und Erprobungskanal (SAEK) in Vorbereitung des Familientages der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung

(SLpB) - Tagesablauf eines Abgeordneten (Linksfraktion)

- Drs. 4/10650: Förderung von Israel-Reisen der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung durch das 'Programm für ein weltoffenes Sachsen und Demokratie' (Linksfraktion)
- Drs. 4/11092: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung (fraktionslos)
- Drs. 4/11729: Geltendes Ausländerrecht konsequent anwenden – Artur T. Abschieben! (NPD)
- Drs. 4/11886: Unverzögliche Zusammenstellung und Übersendung der bereits für den 31. März 2008 erbetenen Materialsammlung zur Prüfung eines Verbotsantrages gegen die NPD an das Bundesinnenministerium (Die Linke.)
- Drs. 4/13281: Rechtsextremismus in Sachsen (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN)
- Drs. 4/14661: Die Extreme Rechte in Sachsen und gesellschaftliche Strategien für deren Zurückdrängung (Linksfraktion)
- Drs. 4/15856: Abbrechen der gymnasialen Schulbildung (CDU)
- Plenarprotokoll 4/4: Milbradt, Georg: Regierungserklärung. Stolz auf Sachsen – Mut zur Zukunft, 2004
- Plenarprotokoll 4/5: Auflage eines Programms gegen rechtsorientierte Einstellungen und kulturelle Verhaltensmuster bei Jugendlichen (Antrag PDS)
- Plenarprotokoll 4/10: Errichtung einer Sächsischen Landesstiftung „Opfer des Luftkrieges“ und Einrichtung eines regulären Gedenktages zur Erinnerung an die alliierten Luftangriffe vom 13./14. Februar 1945 (Antrag NPD)
- Plenarprotokoll 4/13: Aktuelle Debatte. Sachsen – ein demokratisches, tolerantes und weltoffenes Land (Antrag SPD)
- Plenarprotokoll 4/42: Bekämpfung des Rechtsextremismus in Sachsen (Antrag CDU/SPD)
- Plenarprotokoll 4/63: Erhalt der Bundesförderung von Projekten gegen Rechtsextremismus in vollem Umfang (Antrag Linksfraktion.PDS)
- Plenarprotokoll 4/74: Rechtsstaatlichkeit in Asylverfahren durchsetzen – Anna d. A. Abschieben (Antrag NPD)
- Plenarprotokoll 4/104: Geltendes Ausländerrecht konsequent anwenden – Artur T. Abschieben! (Antrag NPD)
- Plenarprotokoll 4/104: Unverzögliche Zusammenstell und Übersendung der bereits für den 31. März 2008 erbetenen Materialsammlung zur Prüfung eines Verbotsantrages gegen die NPD an das Bundesinnenministerium (Antrag DIE LINKE)
- Plenarprotokoll 4/130: Rechstextremismus in Sachsen (Antrag BÜNDNIS 90/DIE

GRÜNEN)

- Plenarprotokoll 4/138: Regierungserklärung des sächsischen Ministerpräsidenten (CDU)

Onlinetexte:

- Backes, Uwe/Jesse, Eckard: Totalitarismus und Totalitarismusforschung: Zur Renaissance einer lange tabuisierten Konzeption, 1992. In: <http://www.extremismus.com>, 10.07.2011
- Backes, Uwe: Was heißt Totalitarismus? Zur Herrschaftscharakteristik eines extremen Autokratie-Typs, 2007, abgerufen auf: <http://www.hait.tu-dresden.de/dok/bac/Totalitarismus2007.pdf>, 06.10.2012
- Backes, Uwe: Steckbrief, abgerufen auf: <http://www.hait.tu-dresden.de/ext/ma.asp?eing=1>, 06.10.2012
- Bundesrat 2012: Länder beschließen neues NPD-Verbotsverfahren, vom 14.12.2012, abgerufen auf: <http://www.bundesrat.de/SharedDocs/texte/12/20121214-mpd-verbot.html>, 05.04.2014
- Biedenkopf, Kurt: Wehrhafte Demokratie, abgerufen auf: [www.cdu-sachsen.de](http://www.cdu-sachsen.de): 31.05.2011
- Bündnis 90/Die Grünen Sachsen 2012: Partei. Arbeitsgemeinschaften: Christinnen und Christen, abgerufen auf: <http://www.gruene-sachsen.de/partei/lag/christen/>, 12.05.12
- CDU-Fraktion des Sächsischen Landtages: Erklärung zum Einzug der NPD in den Sächsischen Landtag, abgerufen auf: <http://www.cdu-sachsen-fraktion.de/presse.aspdtl=T&lid=1426&iid=339&mid=6&uid=17&jahr=2005&change=T>, 01.01.11
- CDU Landesverband 2005: Deutscher Patriotismus in Europa, abgerufen auf: [https://www.epenportal.de/web/datapool/storage/files100474/Deutscher\\_Patriotismus\\_im\\_vereinigten\\_Europa.pdf](https://www.epenportal.de/web/datapool/storage/files100474/Deutscher_Patriotismus_im_vereinigten_Europa.pdf), 26.06.12
- CDU Landesverband Sachsen 2008: Strategiepapier „Programm zur Inneren Sicherheit“, abgerufen auf: [https://www.epenportal.de/web/datapool/storage/files100474/landesprogramm\\_innere\\_sicherheit\\_2008.pdf](https://www.epenportal.de/web/datapool/storage/files100474/landesprogramm_innere_sicherheit_2008.pdf), 04.01.13
- CDU Landesverband Sachsen 2012: Gremien des Landesvorstandes, abgerufen auf: <http://wissen.cdu-sachsen.de/kennenlernen/gremien-des-landesvorstandes/lfa-sicherheit>, 15.07.12
- CDU Landesverband Sachsen 2013: Parteistruktur, abgerufen auf: <http://www.cdu-sachsen.de/inhalte/1013899/parteistruktur/index.html>, 22.06.13

- CDU Landesverband Sachsen 2013b: Landesfachausschüsse, abgerufen auf: <http://www.cdu-sachsen.de/inhalte/1013901/landesfachausschuesse/index.html>, 22.06.13
- Der Bundeswahlleiter 2013a: Wahl zum 1. Deutschen Bundestag am 14. August 1949, abgerufen auf: [http://www.bundeswahlleiter.de/de/bundestagswahlen/fruehere\\_bundestagswahlen/btw1949.html](http://www.bundeswahlleiter.de/de/bundestagswahlen/fruehere_bundestagswahlen/btw1949.html)
- Der Bundeswahlleiter 2013b: Bundesergebnis. Endgültiges Ergebnis der Bundestagswahl 2009, abgerufen auf: [http://www.bundeswahlleiter.de/de/bundestagswahlen/BTW\\_BUND\\_09/ergebnisse/bundesergebnisse/index.html](http://www.bundeswahlleiter.de/de/bundestagswahlen/BTW_BUND_09/ergebnisse/bundesergebnisse/index.html), 19.05.13
- Der Duden 2011: Toleranz, abgerufen auf: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Toleranz>, 14.12.11
- DWDS – Deutsches Wörterbuch der deutschen Sprache: Biedermann, abgerufen auf: <http://www.dwds.de/?kompakt=1&qu=Biedermann>, 12.12.11
- Die Linke 2012: Partei. Weitere Strukturen: AG Christinnen und Christen bei der Partei Die Linke, abgerufen auf: <http://www.die-linke.de/partei/weiterestrukturen/weiterezusammenschlusse/agchristinnenundchristenbeiderparteidielinke>, 12.05.2012
- Forschungsgruppe Wahlen e.V.: Bewertung von Politikern nach Sympathie und Leistung seit 01/2000: [http://www.forschungsgruppe.de/Umfragen/Politbarometer/Langzeitentwicklung-Themen\\_im\\_Ueberblick/Politik\\_II/5\\_Sympathiewerte.pdf](http://www.forschungsgruppe.de/Umfragen/Politbarometer/Langzeitentwicklung-Themen_im_Ueberblick/Politik_II/5_Sympathiewerte.pdf), 28.03.14
- Hähle, Fritz: Einführungsrede zur Gedenkveranstaltung „Wehrhafte Demokratie und Toleranz“ am 27.01.05, abgerufen auf: [www.cdu-sachsen.de](http://www.cdu-sachsen.de), 31.05.2011
- Herrmann, Ulrike: CDU/CSU-Reformpapier. Projekt Tellerwäscher, vom 06.05.2003, abgerufen auf: <http://www.taz.de/1/archiv/?id=archiv&dig=2003/05/06/a0042>, 05.04.14
- Hinz, Oliver: Slogan aus der Nazizeit, vom 16.08.2002, abgerufen auf: <http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2002/08/16/a0023>, 06.01.11
- Hollstein, Miriam: Laurenz Meyer und die ganz andere Angela Merkel, abgerufen auf: [http://www.welt.de/politik/bundestagswahl/article\\_4737072/Laurenz-Meyer-und-die-ganz-andere-Angela-Merkel.html](http://www.welt.de/politik/bundestagswahl/article_4737072/Laurenz-Meyer-und-die-ganz-andere-Angela-Merkel.html), 08.11.09
- Jäger, Siegfried: „Rasse“ und aktuelle Ersatzbegriffe in der deutschen Gesellschaft. 2005, abgerufen auf: <http://www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Artikel/sjaeger-rasseersatzbegriffe.htm>, 02.02.13
- Jesse, Eckard: Steckbrief Forschung, abgerufen auf: <http://www.tu-chemnitz.de/phil/politik/pspi/jesse.php>, 06.10.12

- Jessen, Jens: Symbolische Politik – Essay, abgerufen auf: <http://www.bpb.de/apuz/29745/symbolische-politik-essay>, 01.06.2014
- JN – Die Jungnationalen 2009: [http://www.jn-buvo.de/index.php?option=com\\_content&task=view&id=362&Itemid=32](http://www.jn-buvo.de/index.php?option=com_content&task=view&id=362&Itemid=32), 22.12.09
- Kalivoda, Gregor: Politische Rede – Politische Kommunikation. Geschichte, Eigenschaften und Funktion einer persuasiven Botschaft. Abgerufen auf: <http://www.uni-tuebingen.de/fakultaeten/philosophischefakultaet/fachbereiche/philosophie-rhetorik-medien/seminar-fuer-allgemeine-rhetorik/projekte/historisches-woerterbuch-der-rhetorik/redaktion/dr-gregor-kalivoda.html>, 22.02.14
- Kraus, Alexander: Mein Tagebuch: 11.03.2005, abgerufen auf: <http://alexander-krauss.com/tagebuch>, 19.12.11
- Kretschmer, Michael: Pressemitteilung: CDU ist Partei der Inneren Sicherheit, vom 08.02.2009, abgerufen auf: <http://wissen.cdu-sachsen.de/aktuelles/61-meldung/292-cdu-ist-partei-der-inneren-sicherheit>, 04.03.12
- Kummer, Ralph: Entwicklung des parteiförmig organisierten Rechtsextremismus nach 1945 Eine kurze Übersicht rechtsextremer Wahl(miss)erfolge, abgerufen auf: [http://www.bpb.de/themen/CG7XNP,1,0,Entwicklung\\_des\\_parteif%F6rmig\\_organisierten\\_Rechtsextremismus\\_nach\\_1945.html](http://www.bpb.de/themen/CG7XNP,1,0,Entwicklung_des_parteif%F6rmig_organisierten_Rechtsextremismus_nach_1945.html), 02.06.11
- Landespräventionsrat Sachsen: Förderbilanz Programm „Weltoffenes Sachsen“, abgerufen auf: <http://www.lpr.sachsen.de/13059.htm>, 08.04.12
- Lucke, Albrecht von: Zehn Jahre Merkel und das Dilemma der CDU, vom 04/2010, abgerufen auf: <https://www.blaetter.de/archiv/jahrgaenge/2010/april/zehn-jahre-merkel-und-das-dilemma-der-cdu>, 13.04.2014
- Milbradt, Georg: Schlusswort zur Gedenkveranstaltung „Wehrhafte Demokratie und Toleranz“ am 27. 01.05, abgerufen auf: [www.cdu-sachsen.de](http://www.cdu-sachsen.de), 31.05.2011
- Milbradt, Georg: Sachsen – Kein Platz für Extremisten 15.11.2007, abgerufen auf: [www.cdu-sachsen.de](http://www.cdu-sachsen.de), 31.05.2011
- NPD: Parteiprogramm, abgerufen auf: <http://www.npd.de/parteiprogramm/>, 06.01.10
- NPD-Fraktion im Sächsischen Landtag: Hähle distanziert sich von Positionspapier der Jungen Union, vom 20.04.2005, abgerufen auf: <http://www.npd-fraktion-sachsen.de/index.php?verweis=3,1,1&drucksache=pressemitteilungen&drucksacheid=893>, 28.03.2014
- Oel, Florian: Auf der Alb kreuzen sich die Wege, abgerufen auf: <http://www.taz.de/1/archiv/archiv-start/ressort=in&dig=2004%2F02%2F20%2F0149&cHash=doda963cob5obd4636e8f4842obf4db4>, 17.08.13

- Parlamentsdokumentation Landtag Sachsen 2013, abgerufen auf: <http://edas.landtag.sachsen.de/>, 10.11.2013
- Pörksen, Uwe: Was vermag die politische Rede?, abgerufen auf: [http://www.deutscheakademie.de/druckversionen/Poerksen\\_Politische\\_Rede\\_Jahrbuch\\_2005.pdf](http://www.deutscheakademie.de/druckversionen/Poerksen_Politische_Rede_Jahrbuch_2005.pdf), 02.02.14
- Schellenberg, Britta: Weder überraschend noch einmalig. Zur Wahl rechtsextremer Parteien in Sachsen u. Brandenburg, vom 27.09.2004, abgerufen auf: <http://www.cap-lmu.de/aktuell/positionen/2004/rechtsextremismus.php>, 13.09.13
- Scherf, Michael: Objektive Hermeneutik, abgerufen auf: [http://moodle.ovgu.de/mod/resource/view.php?id=9416&subdir=/Objektive\\_Hermeneutik](http://moodle.ovgu.de/mod/resource/view.php?id=9416&subdir=/Objektive_Hermeneutik), 04.11.2011
- Schreiber, Herrmann: Nichts anstelle vom lieben Gott. SPIEGEL-Reporter Herrmann Schreiber über Gustav Heinemann, vom 13.01.1969, abgerufen auf: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45845435.html>, 02.12.12
- Schöderle, Thomas: Dolf Sternberges „Verfassungspatriotismus“ - Ein Begriff macht Karriere 2007, abgerufen auf: [http://web.apb-tutzing.de/apb/cms/uploads/media/Sternberger\\_Verfassungspatriotismus\\_05.pdf](http://web.apb-tutzing.de/apb/cms/uploads/media/Sternberger_Verfassungspatriotismus_05.pdf), 31.10.2013
- Semler, Christian: Der Nazi-Richter urteilte bis zum Schluss, vom 14.04.2007, abgerufen auf: <http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2007/04/14/a0141>, 05.04.2014
- Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Wahl zum 5. Sächsischen Landtag am 30. August 2009: [http://www.statistik.sachsen.de/wpr\\_neu/pkg\\_wo4\\_nav.prc\\_index?p\\_anw\\_kz=LW09](http://www.statistik.sachsen.de/wpr_neu/pkg_wo4_nav.prc_index?p_anw_kz=LW09), 07.01.11
- Strohmaier, Brenda: Wie Nazis sich schick machen, vom 27.03.2008, abgerufen auf: [http://www.welt.de/lifestyle/article1842058/Wie\\_Nazis\\_sich\\_schick\\_machen.html](http://www.welt.de/lifestyle/article1842058/Wie_Nazis_sich_schick_machen.html), 17.08.09

#### Institutionen:

- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge/Deutsche Islamkonferenz: Muslimisches Leben in Deutschland. Nürnberg 2009
- Bundesministerium des Innern: Verfassungsschutzbericht 1995. Bonn 1996
- Bundesministerium des Innern: Verfassungsschutzbericht 1998. Berlin/Bonn 1999
- Bundeswahlleiter: Wahl zum 17. Deutschen Bundestag am 27. September 2009. Heft 1 Ergebnisse und Vergleichszahlen früherer Bundestags-, Europa- und Landtagswahlen sowie Strukturdaten für die Bundestagswahlkreise. Wiesbaden 2009
- BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN in Sachsen: Programm zur Landtagswahl 2009. Dresden



2009.

- CDU – Freiheit und Sicherheit. Das Grundsatzprogramm. Hannover 2007
- CDU Die Sächsische Union: Vertrag für Sachsen. Wissen wo es langgeht. Regierungsprogramm 2009-2014. Dresden 2009
- CDU Landesverband Sachsen: Gemeinsam für Sachsen! Für eine bürgernahe und zukunftsorientierte Politik: CDU. Programm der Sächsischen Union zur Landtagswahl 2004. Dresden 2004
- CDU Landesverband Sachsen: Deutscher Patriotismus in Europa. Dresden 2005
- CDU Landesverband Sachsen: Strategiepapier „Programm zur Inneren Sicherheit“. Dresden 2008
- CDU Landesverband Sachsen/SPD Landesverband Sachsen 2005: Vereinbarung über die Bildung der Staatsregierung für die 4. Legislaturperiode des Sächsischen Landtages, Dresden 2005
- Christlich Demokratische Union: Grundsatzprogramm. Hannover 2007
- Christlich Soziale Union: Grundsatzprogramm. München 2007
- Deutscher Bundestag: Drucksache 14/532. Berlin 1999
- Die Linke. Sachsen: Der eigenen Kraft vertrauen. Für Sachsen. Wahlprogramm 2009. Dresden 2009
- FDP Sachsen: Für ein starkes und freiheitliches Sachsen. Landtagswahlprogramm der FDP Sachsen. Dresden 2008
- Kulturschwärmer: Haus am See. Magdeburg 2012
- Sächsische Staatskanzlei: Auswertung der Sachberichte zur Förderperiode 2005. Dresden 2006
- Sächsisches Staatsministerium des Innern: Verfassungsschutzbericht 2004. Dresden 2005
- Sächsisches Staatsministerium des Innern: Antwort zur Drs. 4/14661. Dresden 2009
- Sächsisches Staatsministerium für Kultus: Antwort zur Drs. 4/70. Dresden 2004
- Sächsisches Staatsministerium für Soziales: Sächsischer Bildungsplan 2006, Dresden 2006
- SPD Sachsen: Anpacken. Zukunft gestalten. Für Sachsen. Regierungsprogramm 2009. Dresden 2009.
- TNS Emnid: Politogramm Freistaat Sachsen. Bielefeld 2003
- Infratest dimap: Wahlreport Landtagswahl Sachsen 2004, Berlin 2004
- Infratest dimap: Wahlreport Landtagswahl Sachsen 2009, Berlin 2009
- Universität Bielefeld: Abschlussbericht zur Evaluation des Landesprogramms

Digitale Medien:

- Schaub, Horst; Zenke, Karl G.; Wörterbuch Pädagogik. Compact Disk. Berlin 2005

## II. Abkürzungsverzeichnis

|       |   |
|-------|---|
| BHE   | - Bund Heimatvertriebener                                   |
| CDU   | - Christlich Demokratische Union                            |
| CSU   | - Christlich Soziale Union                                  |
| DA    | - Demokratischer Aufbruch                                   |
| DKP   | - DRP - Deutsch-Konservative Partei - Deutsche Reichspartei |
| DRP   | - Deutsche Reichspartei                                     |
| Drs.  | - Drucksache  |
| DVU   | - Deutsche Volksunion                                       |
| FDP   | - Freie Demokratische Partei                                |
| GG    | - Grundgesetz   |
| JN    | - Jungnationalen  |
| NBZ   | - National befreite Zonen                                   |
| NHB   | - Nationaldemokratischer Hochschulbund                      |
| NPD   | - Nationaldemokratische Partei Deutschlands                 |
| NSDAP | - Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei            |
| NSU   | - Nationalsozialistischer Untergrund                        |
| PDS   | - Partei des Demokratischen Sozialismus                     |
| PIPr  | - Plenarprotokoll   |
| REP   | - Die Republikaner  |
| SMI   | - Staatsministerium des Innern                              |
| SPD   | - Sozialdemokratische Partei Deutschlands                   |
| SRP   | - Sozialistische Reichspartei                               |
| WAV   | - Wirtschaftliche Aufbau Vereinigung                        |

### III. Anhang

#### IIIa. Lebenslauf

##### Angaben zur Person

Nachname, Vorname Braun, Frank  
Adresse Klosterbergestr. 20, 39104 Magdeburg  
Mobil: 0176/56933742  
E-Mail [frank-braun81@freenet.de](mailto:frank-braun81@freenet.de)  
Staatsangehörigkeit deutsch  
Geburtsdatum, -ort 23.07.1981, Zwickau

##### Berufserfahrung

Zeitraum 01.03.2012 → gegenwärtig  
Tätigkeit Sozialpädagoge im Projekt Jugend für Beruf, Bildung, Beratung und Begleitung der Outlaw Gesellschaft für Kinder- und Jugendhilfe gGmbH  
Ort Magdeburg

Zeitraum 01.09.2009 → 29.02.2012  
Tätigkeit Reiseleiter für Urlaubsfahrten für Menschen mit geistigen und körperlichen Beeinträchtigungen  
Ort Magdeburg

Zeitraum 22.10.2007 → 31.08.2009  
Tätigkeit Sozialpädagoge in der sozialpädagogisch geförderten beruflichen Erstausbildung (BaE) bei der Oskar-Kämmer-Schule gGmbH  
Ort Schönebeck/Elbe

Zeitraum 01.04.2007 → 31.07.2007  
Tätigkeit Praktikant in der Schulsozialarbeit, Sekundarschule Schneidlingen  
Ort Schneidlingen

Zeitraum 01.04.2005 → 31.07.2005  
Tätigkeit Praktikant in der offenen Kinder- und Jugendeinrichtung „Spielhaus“  
Ort Magdeburg

Zeitraum 15.02.2004 → 31.03.2004

|  |  |
|--|--|
| Tätigkeit                                | Praktikant im Verein „Schuldnerberatung Zwickau e.V.“  |
| Ort                                      | Zwickau  |
| <b>Studium und Forschung</b>             |  |
| Zeitraum                                 | 01.10.2008 → gegenwärtig   |
| Bezeichnung der erworbenen Qualifikation | Promotion zum Thema „Konservatismus und Rechtsextremismus – Die Strategien der CDU beim Thema Rechtsextremismus“             |
| Name und Art der Bildungseinrichtung     | Otto-von-Guericke Universität Magdeburg, Universitätsplatz 2, 39106 Magdeburg  |
| Zeitraum                                 | 01.10.2003 → 30.09.2007  |
| Bezeichnung der erworbenen Qualifikation | Diplom Sozialpädagoge (FH); Diplomarbeit zum Thema „Die Auswirkungen der Globalisierung auf den deutschen Rechtsextremismus“ |
| Name und Art der Bildungseinrichtung     | Hochschule Magdeburg-Stendal (FH), Breitscheidstr. 2, 39114 Magdeburg  |
| <b>Fähigkeiten und Kompetenzen</b>       |  |
| Muttersprache                            | Deutsch  |
| Fremdsprache                             | Englisch: Selbständige Sprachverwendung<br>Spanisch: Grundkenntnisse   |
| Soziale Fähigkeiten und Kompetenzen      | Verantwortungsbewusstsein, Führungs- und Teamfähigkeit, Freude am offenen Umgang mit Menschen, hohe Empathie                 |
| IT-Fähigkeiten und Kompetenzen           | handlungssicherer Umgang mit Microsoft Office  |

Magdeburg, Dezember 2015

IIIb. Daten-CD

siehe Einband

Kurzfassung zur Dissertation mit dem Thema

Konservatismus und Rechtsextremismus

Die Strategien der CDU zum Thema Rechtsextremismus

Eine Untersuchung anhand parlamentarischer Beiträge der Sächsischen Union in der vierten  
Legislaturperiode

vorgelegt von:

Dipl.-Sozialpädagoge Frank Braun (FH)

### *Ausgangslage und Fragestellung*

Der Arbeit liegt das Interesse zugrunde, die Beziehung zwischen parteipolitischem Konservatismus und Rechtsextremismus zu untersuchen. Die Relevanz des Themas liegt darin, dass es seit 1949 in der Bundesrepublik Deutschland wiederholt Entwicklungen gab, in denen es Berührungen zwischen konservativer und rechtsradikaler und/oder -extremer Politik kam. Als Beispiele sind hier die Asyldebatten der 70er, 80er und insbesondere Anfang der 90er Jahre zu nennen. Weiterhin war die Einbindung ehemaliger nationalsozialistischer Verantwortlicher (Kiesinger, Filbinger etc.) in Machtpositionen der CDU ein zumindest fragwürdiger Vorgang, der jedoch darauf verwies, dass diese Politiker eine neue ideologische Heimat in der Partei fanden.

Die CDU hatte innerhalb der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland die, an Jahren gemessene, meiste Regierungszeit auf Bundesebene, um gesellschaftliche Gestaltung vorzunehmen. Deshalb lohnt es zu überprüfen, wie sie dem Problem des Rechtsextremismus, als Folge einer historischen Verantwortung nach den Verbrechen des Nationalsozialismus, begegnete und begegnet.

Der Rechtsextremismus gibt sich in seinen Erscheinungsformen gegenwärtig weitaus subtiler und ausdifferenzierter, als zum Vergleich kurz nach der politischen Wende 1989 (vgl. u.a. Ruf/Sundermeyer 2009, Klärner/Kohlstruck 2006). Innerhalb der Gesellschaft gibt es noch immer rassistische, antisemitische, homophobe und islamophobe Einstellungsmuster, sowie die Herabsetzung Andersdenkender. Dies konnte u.a. durch die Studie „Die Mitte im Umbruch“ (Decker u.a. 2008, 2012) oder durch die Expertise „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Sachsen 2002-2005“ (Stichs, 2006) nachgewiesen werden. Dort wurde auch ersichtlich, dass Rechtsextremismus keine Randerscheinung ist, sondern die o.g. Diskriminierungen von vielen Teilen und Gruppierungen der Gesellschaft mitgetragen werden.

Wenngleich es in der Geschichte der Bundesrepublik keine reale Machtoption für rechtsextreme respektive rechtsradikale Parteien gab und gibt, so ist es dennoch ein Indikator für die Stimmung in der Gesellschaft, wenn menschenfeindliche Positionen über Jahrzehnte hinweg konstant Bestand haben.

Gemeinsam mit den zivilgesellschaftlichen Protestformen, Gegenbewegungen und Demokratisierungsbestrebungen, sind die gesellschaftlichen Steuerungsoptionen, die der Politik zur Verfügung stehen, wichtige Elemente zur Bekämpfung des Rechtsextremismus.

Der Verfasser will überprüfen, wie die politischen Kräfte mit dem Thema Rechtsextremismus umgehen. Welche Schlüsse werden gezogen und zu welchem Handeln führen diese? Ist überhaupt ein Handeln ersichtlich und wenn ja, wie klar in Richtung und Absicht ist dieses?

Um einen vertieften und systematischen Einblick zu erhalten, wird der Begriff der politischen



*Strategie* als ein Deutungsmuster vorgeschlagen und angewandt. Er soll den Blick dafür schärfen, ob dem Thema Rechtsextremismus mit einem rationalen und strukturierten Denken und Handeln seitens der CDU begegnet wird. Die Beobachtung vergangener Handlungsansätze der CDU beim Thema Rechtsextremismus, lassen die These zu, dass die Partei in diesem Punkt eher aus einem situativ-reaktiven Impuls geleitet wird, denn aus einer stringenten, rational abgeleiteten und begründeten Handlungslogik.

#### *Vorgehensweise und Methode*

Als Untersuchungsgegenstand wurde die sächsische CDU (Sächsische Union) ausgewählt. Sie ist ein Paradebeispiel für durchgehende Gestaltungsmacht. Sie verfügte bis 2004 über die absolute Mehrheit und stellte seit 1990 immer den Ministerpräsidenten. Sie hatte somit konstant vorhandene parlamentarische Mehrheiten, um ihre politischen Ziele zu verwirklichen (vgl. Demuth/Lempp 2006, S. 9). Als besondere Konstellation ergab sich im Jahr 2004 der Einzug der rechtsextremen NPD in den sächsischen Landtag. Unter der Berücksichtigung der Fehleinschätzung der sächsischen CDU, dass die Sachsen für den Rechtsextremismus nicht anfällig wären (vgl. Schellenberg 2004), ist die Frage nach der strategischen Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus von entscheidender Brisanz. Untersucht werden soll zudem, ob der Rechtsextremismus seitens der Union allein auf die NPD reduziert wurde oder ihr Erfolg vielmehr als Sinnbild einer gesellschaftlichen Gemengelage verstanden wurde.

Um den Fragestellungen der Arbeit analytisch zu begegnen, war ein Blick auf die Parlamentsprotokolle vielversprechend. Dem lag das Verständnis zugrunde, dass strategisches Vorgehen hier besonders ersichtlich war, denn eine Rede im Parlament wird in aller Regel nicht als situativ-reaktives Manöver gehalten. Stattdessen geht ihr meist ein längerer Prozess der Vorbereitung und der programmatischen Positionierung voraus. Sie ist also ein Sinnbild innerparteilicher Standpunkte und Ausdruck der gewählten Strategie.

Untersucht wurden die Reden mit einer objektiv-hermeneutischen Textanalyse. Mit ihr war es sowohl möglich strategische Ansätze herauszufiltern, als auch diese auf ihren objektiven Gehalt zu überprüfen.

#### *Der Strategiebegriff als grundlegendes Analyseverständnis*

Der Arbeit liegt die Idee zugrunde, dass politisches Handeln im Idealfall einer Strategie folgen sollte. Dieser Begriff wird jedoch im alltäglichen Gebrauch inflationär verwandt und bedarf daher einer definitorischen Klärung. Die Arbeit folgt dem Verständnis von Raschke und Tils: Strategien sind demnach „erfolgsorientierte Konstrukte, die auf situationsübergreifenden Ziel-

Mittel-Umwelt-Kalkulationen beruhen.“ (Raschke/Tils 2007, S. 127). Trotz der Grenzen, die Rationalität und Machbarkeit stellen, ist die Annahme von zielgeleiteten Handeln unverzichtbar. Denn nicht alles ist durch Zufall oder Schicksal bestimmt, sondern folgt bestimmten Motiven, Interessen und Erwartungen. Erst daraus ergibt sich auch die Überprüfbarkeit von zielgerichteten Handlungen (vgl. Saretzki 2010, S. 139).

#### *Die CDU als wertkonservativer Akteur*

Der Wertkonservatismus der CDU hat unterschiedliche Grundlagen und Facetten. Primär waren das christliche Fundament der Partei und die daraus abgeleiteten moralischen Ansprüche maßgebend. Des Weiteren stand die Partei stets für eine starke nationale Position innerhalb der „Deutschen Fragen“. Dies hatte sowohl Einfluss auf die Innen- und Außenpolitik vor 1990, als auch danach. Innerhalb der Asylpolitik, sowie der Fragen nach der deutschen Staatsbürgerschaft für im Ausland geborene Menschen, vertrat die Partei lange Zeit vergleichsweise restriktive und ablehnende Positionen. Diese waren zurückzuführen auf eine Präferenz deutscher Interessen unter dem Verständnis eines deutschen Volkes als Schicksalsgemeinschaft. Die Wirtschaftspolitik der Partei war von jeher aus der Sicht der Unternehmerschaft geprägt, wohingegen die SPD lange Zeit den Gegenpart aus der Arbeiterbewegung gab. Im Laufe der 80er Jahre verstärkte sich dann die wirtschaftspolitische Ausrichtung der CDU und konservative Stilmittel wurden mehr und mehr plakativer Zweck. Lediglich in Situationen offensichtlicher Bedrohung von Macht oder ideologischer Vorherrschaft, kam es zu einer offensiven Reaktivierung des konservativen Charakters der Partei. Beispiele sind hier die Erstarkung rechtsnationaler, -populistischer oder rechtsextremer Parteien, sowie die Debatte um die doppelte Staatsbürgerschaft am Ende der 90er Jahre.

Die Partei existiert im Selbstverständnis nach wie vor als wertkonservative Volkspartei, wobei sie ihren bewahrenden Charakter ständig den modernen, globalisierten und flexibilisierten Entwicklungen der Gesellschaft beugen und anpassen muss.

#### *Die analysierten Strategien der Sächsischen Union innerhalb der 4. Legislaturperiode*

Im Untersuchungszeitraum 2004-2009 zeigte sich, dass die Sächsische Union über differenzierte Strategieansätze verfügte. Sie waren dabei stets einem ökonomischen Motiv untergeordnet, dass der Wirtschaftsstandort Sachsen nicht durch einen starken und aktiven Rechtsextremismus gefährdet werden dürfe. Die herausgefilterten Strategien zum Thema Rechtsextremismus sind zwei Hauptbereichen zuzuordnen aufspalten. Es handelt sich dabei um Strategien der Marginalisierung des Rechtsextremismus und Strategien der Profilierung der CDU durch das Thema Rechtsextremismus.

Im Bereich der Marginalisierung waren vier Ansätze erkennbar: „Bildung als

Marginalisierungsstrategie“, die Konstruktion einer Kollektivverantwortung, der Demaskierung und der Ansatz des staatlichen Handelns im Kampf gegen Rechts.

Der erste Ansatz zielt auf die präventive Wirkung von Bildung, um die Anfälligkeit für rechtsextreme Ideologien zu mindern. Die Belehrung über die Taten von Nationalsozialisten, Faschisten und Rechtsextremisten, sollte den Zuspruch verringern. Dank der objektiv-hermeneutischen Textanalyse, wurde die Reduktion der Reden auf Symbolik deutlich. Es handelte sich weniger um konkrete, faktische Handlungsvorschläge, als vielmehr um symbolische Willensbekundungen. Demzufolge ist sie nicht als Gestaltungsstrategie, sondern als eine Macht(-erhaltungs-)strategie der Sächsischen Union einzuordnen.

Eine ganz andere Betrachtungsweise ergab sich durch die Entdeckung der Kollektivverantwortung und der Demaskierung. In beiden strategischen Vorgehen zeigten sich die Parlamentarier der Union als handelnde Akteure, die a) eine gesellschaftliche Verantwortung im Kampf gegen den Rechtsextremismus einforderten und b) den Akteuren der NPD entlarvend gegenüber traten. Hierbei gab sich die CDU offensiv im Umgang mit den Rechtsextremen. Die Kollektivverantwortung sollte dabei alle Ebenen der Gesellschaft betreffen und auch eine zivilgesellschaftliche Bewegung initiieren. Die Akteure hofften, die alleinige Verantwortung für die Marginalisierung des Rechtsextremismus aufteilen zu können.

Im strategischen Handeln der Demaskierung ging es darum, dass mitunter bürgerliche Image der Nationaldemokraten aufzulösen und deren „wahren Charakter“ offenzulegen. Dies geschah durch direkte Anrede im Plenarsaal. Im Gegensatz zum Ansatz „Bildung als Marginalisierungsstrategie“ waren die Abgeordneten der CDU aktiv, allerdings ließ sich aus diesen beiden Ansätzen auch kein gesetzgeberisches Handeln ableiten, wie es beim Thema Bildung möglich gewesen wäre.

Als vierte Strategie der Marginalisierung wurde staatliches Handeln herausgefiltert. Allerdings belief sich dieser Ansatz vor allem darauf, auf das zu verweisen, was staatliche Institutionen (Staatsministerien, Polizei, Verfassungsschutz) bisher bereits geleistet hätten. Die CDU konzentrierte sich auf die bestehenden Aktivitäten der staatlichen Akteure, ohne Schlussfolgerungen für eine Anpassung staatlichen Handelns, ob der Offensichtlichkeit rechtsextremer Positionen in der sächsischen Gesellschaft, zu ziehen. Gerade in Anbetracht der Tatsache, dass mit den bisherigen staatlichen Instrumenten der Einzug der NPD in den Landtag (samt die vorhergehende kommunale Verankerung) nicht verhindert werden konnte, ist diese Feststellung interessant.

Auch die Strategien der Profilierung der CDU folgten dem Motiv der Schadensbegrenzung für die sächsische Ökonomie. Dabei ging es der Sächsischen Union darum, sich selbst als handlungsfähige Gestaltungsmacht zu zeigen. Zum Teil ging das einher mit dem Kampf um

Deutungshoheit, insbesondere in Bereichen ideologischer Werte. Linken Konkurrenten sollte nicht das Feld überlassen werden, gegen den Rechtsextremismus politisch zu arbeiten und damit Wählerstimmen zu erhalten. Die Union vertrat die Position, dass wer selbst extremistische Strukturen in sich trägt, nicht legitimiert sei gegen andere extremistische Formen vorzugehen. Letztlich wurde diese ausgrenzende Denkweise nicht mit rationaler Stringenz verfolgt. Es handelte sich um ein verfestigtes Definitionsschema der Union, aus dem aber kein strategisches Handeln abzuleiten war. Vielmehr war es lediglich Hebel für den Kampf um die ideologische Deutungsmacht.

Ebenfalls um die Deutungsmacht ging es der Sächsischen Union im Bereich konservativer Werte, die auch von rechtsextremer Seite verwendet wurden. Dieser Ansatz war insbesondere am Anfang der Legislaturperiode sichtbar und ließ sich als Folge einer Schockreaktion über den Landtagseinzug der NPD deuten. Das zeigte sich durch eine emotional geleitete Beanspruchung nationaler Werte und gipfelte in der Initiierung eines Strategiepapiers „Deutscher Patriotismus in Europa“, welches vom Parteitag der Sächsischen Union verabschiedet wurde. Die Analyse ergab, dass das Papier einen hohen symbol-politischen Charakter hatte, aber keine Handlungsanleitung für politische Aktion war. Bestätigung erfuhr das Analyseergebnis dadurch, dass kein faktisch-politisches Handeln in Form parlamentarischer Aktivität nachweisbar war, das auf eine Stärkung patriotischer Einstellungen bzw. die Diskussion um einen modernen Patriotismus ausgerichtet war.

Dieser war auch das Ergebnis bei der Untersuchung des Ansatzes, die Innere Sicherheit als Thema der Sächsischen Union zu behaupten. Dieses Thema wurde erst vergleichsweise spät, zur Mitte der Legislatur, beansprucht und fand seinen Höhepunkt ebenfalls in einem Strategiepapier. Da dieses kurz vor der Wahl 2009 verabschiedet sowie veröffentlicht wurde und somit keinen Einfluss mehr auf die Realpolitik der Legislaturperiode hatte, ließ sich auch aus diesem Ansatz nur ein profilierender Nutzen für die Sächsische Union ableiten.

Ebenfalls ohne konkrete politische Handlungen war die Idealisierung des demokratischen Systems, als Gegenbewegung zum rechtsextremen Gesellschaftsentwurf, zu betrachten. Hier handelte es sich allerdings auch mehr um eine in Anspruch genommene Position, als um konkrete politische Vorhaben, die zwar angedeutet oder versprochen, dann aber nicht umgesetzt wurden. Die demokratische Gesellschaft wurde aktiv in ihren Vorzügen einer rechtsextremen Gesellschaftsvision gegenübergestellt, wodurch diese abgelehnt werden sollte. Da dieser Ansatz aber nur punktuell und durch Parlamentarier vertreten wurde, die vergleichsweise wenig Einfluss hatten, erwuchs aus ihm keine Strategie, aus der faktisch-politisches Handeln hervorging. Jedoch ließ sich hier immerhin feststellen, dass ein ideologisches und wertbezogenes Selbstverständnis handlungsleitend war, dass für sich selbst stehend genügen sollte.

### *Das Thema Rechtsextremismus als Strategie*

All die verschiedenen Ansätze, zeigen eines auf: Das Thema Rechtsextremismus wurde von der Sächsischen Union selbst als strategisches Thema verstanden. Das starke symbol-politische Auftreten auf der einen, das fehlende konkrete Handeln auf der anderen Seite, belegen, dass die Union sich als aufgeklärter, machtbewusster Akteur verstand und präsentierte. Den Rechtsextremismus abzulehnen und diverse Marginalisierungsansätze zu vertreten, gleichsam zu versuchen einen Teil der rechtsextremen Themata einzubinden (Ablehnung linker Politik, Patriotismus, Innere Sicherheit) sind deutliche Hinweise dafür, dass sich die CDU breit aufstellte, um sich nach vielen Seiten die Gestaltungshoheit zu sichern. Es diente der Sächsischen Union zur Popularisierung ihrer selbst. An der realen Veränderung der gesellschaftlichen Ursachen der Zustimmung für rechtsextreme Weltbilder wurde nicht entschieden genug gearbeitet. Ein moralischer Selbstzweck der Marginalisierung rechtsextremer Strukturen war nicht in dem Maße zu erkennen, dass faktisch-politisches Handeln sich darin niederschlug. Dieser Selbstzweck hätte sich aus der wertkonservativen Ideologie der Partei erklären können. Christliche und demokratische Ideale stehen einem rechtsextremen Weltbild ablehnend gegenüber und hätten somit Motiv für ein marginalisierendes faktisch-politisches Handeln sein können.

### *Wertkonservative Ansätze in der Programmatik ohne konservativ inhaltliches Handeln*

Die Ideologie traditioneller Wertvorstellungen war nicht handlungsleitend, sondern das politische Handeln, das sich primär an einer ertragreichen Ökonomie orientierte. Die fehlende ideologische Ausrichtung der Partei war auch in der Sächsischen Union vorzufinden. Das ausgeprägte, wirtschaftspolitisch unterfütterte Machtkalkül trat weitaus stärker hervor.

Diese Feststellung soll nicht heißen, dass es innerhalb der CDU keine ideologischen Wertvorstellungen mehr gab oder gibt. Allerdings sind sie nicht das Fundament für die Machtstrategien der Partei. Zumindest, sofern die klassischen Ideologiesäulen (Religion, Beziehung zum Vaterland, Abwehr sozialistischer Politik, Familie, Tradition etc.) damit gemeint sind.

### *Preis der Symbolpolitik*

Die Bedrohung des Wirtschaftsstandortes, die seitens der CDU als Motiv ihres Handelns kolportiert wurde, hätte für Handlungsfähigkeit sorgen müssen. Allein sie tat es nicht. Vielleicht ist das Abklingen der Symbolpolitik im Laufe der Legislatur auch dafür ein Zeichen, dass die Wirtschaft eben nicht floh und so kein Handlungsdruck für die Union bestand. Die reale oder als real empfundene Bedrohung der sächsischen Ökonomie durch den

Rechtsextremismus, war zu Beginn der Legislatur das grundsätzliche Motiv zu Handeln. Das galt sowohl für die Marginalisierungs-, als auch für die Profilierungsstrategien. Die NPD offenbarte sich als zu geringe Gefahr, um am Machtstatus der CDU zu rütteln. Dabei wurde die rechtsextreme Bewegung verstärkt auf die NPD reduziert.

Dass sich die CDU nachweislich fortschrittlich zeigte, konnte mit der Arbeit belegt werden. Letztlich verfehlte sie es, die positiven Ansätze in strategisches und vor allem faktisch-politisches Handeln umzusetzen. Der zu kurze Blick auf die eigene kurzfristige Machtoption wird der Problematik rechtsextremer Einstellungen und Gewalt nicht gerecht. Die Wahl 2009 bestätigte diese Feststellung. Denn wenn es auch weniger Protestwähler für die NPD gab, die Zustimmung bei den Erststimmen konnte ausgebaut werden. Der Verlust bei den Zweitstimmen war zwar mit 3,6% nicht unerheblich, gleichsam zog die Partei letztlich wieder ungefährdet in den sächsischen Landtag ein.